This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

43.970.

Denkwürdigkeiten

und

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Sechster Band:

Vermiſchte Schriften.

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Inhalt.

Goethe.

	Seite
Im Sinne der Wanderer	3
Rameau	14
Werther's fünfzigjähriges Jubiläum	20
Goethe's natürliche Tochter. — Madame Guachet	24
Fräulein von Klettenberg	33
Gespräche mit Goethe. Von Eckermann.	39
L'amour est un vrai recommenceur	63
Frauen in Mannskleidern	67

Erzählungen.

Die Sterner und die Pfitticher. Novelle	71
Kriegsabentheuer. Novelle	123
Das warnende Gespenst. Erzählung	149
Die Strafe im voraus. Anekdote	155
Reiz und Liebe. Erzählung	171
Die Sylphide. Aus dem Russischen des Fürsten Wladimir Odojeffskii	237
Bela. Aus dem Russischen des Mich. Lermontoff	298

Gedichte.

Vorwort	359
Epigramme (30) des Platon	360
Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen	366
Die Brüder Warnawa in Hameln	—
An eine schöne Frau	367
Mädchenspiegel	368

Romanze . . . . . .
Betrachtung . . . . . .
Herbſtgefühl 5
An den Ueberſetzer Voß 37
Weſentliches 376
Verlorne Gegenwart 377
Auf der Reiſe 379
Der Edelknabe der Kaiſerin Kunigunde 381
Johanna Stegen in Lüneburg 389
Der Fürſtengarten 391
Stimme des Kranken 392
Die Ruſſen in Holland 393
An der Nordſee 395
Sand 396
Karlsbad . . . . . —
Wie es geht 397
Uebereinſtimmung 398
Steigerung 399
Anna Milder . . . . . —
Fiat applicatio 400
Falſche Götter 401
Goethe's Werke 402
Friedrich Auguſt Wolf's Marmorbüſte von Friedrich Tieck —
Auf die Bildſäule der Königin von Preußen 403
Tieck's Gedichte aus Italien . . . . . —
Verſagt und gewährt 406
Nur weiter 407
Liebenſtein . . . . . —

Politiſches.

Sendſchreiben an einen Freund, oder höhere Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. Von Saint-Martin. Aus dem Franzöſiſchen 411
Die Rückkehr der Bourbons. Nach Schlabrendorf . . . 509
Das Königreich der Niederlande 548

Goethe.

„Im Sinne der Wanderer.“

Als vor beinahe dreißig Jahren, im Gedränge ſo vieler Urtheile, Betrachtungen, Studien und Deutungen, zu welchen Wilhelm Meiſters Lehrjahre damals in der deutſchen gebildeten Welt den unerſchöpflichen Stoff boten, auch zuerſt der Spruch verlautete: Das ganze Buch ſei gleichſam eine Frucht, reich und ſchön um den Kern herumgewachſen, der in ihm durch Textſtellen gebildet werde, von denen die eine bedeutungsvoll ausdrückt, wie die Erde in der alten Welt überall ſchon in Beſitz genommen ſei, und die andre ſchmerzlich beklagt, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt worden; — als dieſer Spruch zuerſt vernommen wurde, konnte er faſt nur befremden: denn der leichte Sinn der meiſten Leſer wird im Genuſſe des Einzelnen durch jede Hindeutung auf ein inneres Ganze faſt immer unangenehm geſtört, und ſelbſt der tiefere ſcheut gar oft vor dem Gedanken zurück, der ihm als ungewohnte Geſtalt und auf noch unbetretenem Pfade erſcheint. So wurde denn jene Aeußerung,

obwohl von einer Seite her kommend, der man sonst gern ursprüngliche und lichte Wahrheit, einfaches und geradedurchgehendes Erschauen anzuerkennen gewohnt war, von den Meisten als ein seltsames, nicht zu verstehendes Paradoxon mit bloßem Verwundern angehört, oder als ein willkürlicher, nicht begründbarer Einfall mit Kopfschütteln beseitigt.

Doch hätte schon damals ein weiteres Entfalten der hier zum Grunde liegenden Gedankenverbindung sehr gut geschehen und der Eingang zu allgemeinerem Verständnisse sich leicht eröffnen lassen, wenn jemand des Sinnes gewesen wäre, auf den Gehalt jenes Werkes eben so kritisch Augenmerk und Fleiß zu richten, als bis dahin vorzugsweise nur dem Stoffe und der Gestalt desselben zu Theil geworden war. In dem Buche selbst lagen noch Elemente und Beziehungen genug aufzufinden und zu vereinigen, welche jenen Gedanken tragen und haben mußten, und die beiden Textstellen konnten in mehr oder minder verhüllten Variationen dem leisen Aufmerken noch oft vernehmbar durchklingen. Wessen Sinn auf inneren Zusammenhang und tiefere Bedeutung gerichtet war, mußte wohl dunkel fühlen, daß es mit den merkwürdigen Bekenntnissen und Ausbrüchen, welchen die Alte bei Erzählung von Marianens Tod über deren und ihre eignen Verhältnisse sich überläßt, und worin der Zustand der Proletarier, der Verwahrlosten und Bedrückten, in erschütternder Nacktheit gezeigt wird, noch etwas ganz anderes auf sich hat, als durch ein groteskes Nachtstück die dichterische Wirkung wechselvoll zu erhöhen.

Auffallend und bedeutend mußte es auch erscheinen, als unvermuthet nachgewiesen wurde, was einer neuen

Entdeckung gleichkam, daß jene beiden Texte, auf welche ein so großer Werth gelegt werden sollte, von Goethe'n selbst im Stillen schon mit einem besondern Nachdruck versehen waren, indem er solche bei anderm Anlasse wiederholt, und beide an verschiedenem Orte nochmals der Betrachtung ausgestellt hatte, den einen nämlich in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und den andern in den Beilagen zu Cellini's Lebensbeschreibung. Vieler nicht so unmittelbaren Hindeutungen oder Anklänge zu geschweigen, die sich in seinen Schriften auch sonst für dieses Thema zahlreich finden ließen.

Eine starke Sammlung würde es geben, wollte man alles vereinigen, was über Wilhelm Meisters Lehrjahre, seit der ersten Erscheinung dieses Romans, geschrieben und vorgetragen, mit einsichtiger Würdigung gedacht und belehrend ausgesprochen, oder auch mit unzugänglichem Vermögen gefabelt und vernünftelt worden. Der Dichter hat alles dieses, den Tadel wie das Lob, den guten wie den bösen Willen, schweigend vorübergehen lassen, und sich niemals über ein Urtheil, wiefern er ihm beistimme oder nicht, erklärt. Die richtige Deutung und das hellere Verständniß seines Werkes bereitete er auf die sicherste und bündigste Weise durch dessen Fortsetzung, die denn auch endlich, nach mehr denn zwanzigjährigem Zwischenraume, als Wilhelm Meisters Wanderjahre an das Licht trat.

Hier fand sich unvermuthet, zum Wunder und Staunen derer, welche jener Textstellen eingedenk waren, die eine derselben, die Betrachtung über den schon genommenen Besitz alles Bodens, in neuer Wendung wiederholt, und die Bestätigung, welche dadurch für die

Wichtigkeit jener Stelle ausgedrückt wurde, mußte um so größer sein, als Goethe'n nicht unbekannt geblieben war, zu welchem Werthe man sie hatte erheben wollen. Als nach abermaligem Verlauf einer Reihe von Jahren das ganze Werk in veränderter und vollerer Gestalt nochmals erschien, kam jene Wiederholung darin sogar doppelt vor.

Mehr aber, als dieses buchstäbliche Zeugniß, sprach nunmehr der gesammte Gang und Inhalt des Werkes, wie solche nun jedem Auge sichtbar werden konnten, für das Dasein eines tief eingreifenden, aus dem Zustande der Welt geschöpften und in das Leben zurückwirkenden Gedankens, wie er in jenen Textworten allerdings nach beiden Hauptseiten, nach der materialen und nach der idealen hin, ausgedrückt worden.

Und auch auf die Lehrjahre fiel jetzt eine neue Beleuchtung zurück; ein bisher wenig vortretender, ein oft ganz übersehener Inhalt erschien inmitten der zarten Herzens- und Geistesangelegenheiten wirksam, und zeigte sich in unmittelbarer, strenger Beziehung mit den deutlicher herausgearbeiteten derartigen Bestandtheilen der Wanderjahre. Wir haben dies schon vor längerer Zeit ausgesprochen und die Meinung aufgestellt: die zwei letzten Bücher der Lehrjahre sonderten sich bereits merklich von den früheren ab, und reiheten sich fast schon den Wanderjahren zu.

Bevor wir nun weiter schreiten, lassen wir einige allgemeine Betrachtungen, die sich aufdrängen, hier vorangehen, da sie unsern Weg auf diese Art nur erleichtern.

Was man von Shakespeare gesagt hat, daß er auf den Scheidewegen und Uebergängen zweier Zeitalter stehe,

gilt im Grunde von jedem Dichter, dem dieſer Name im großen Sinne des Wortes zukommt, und dieſe Stellung gehört recht eigentlich zu den Bedingungen, welche ſein Erſcheinen tragen, ſeiner Ausbildung und Wirkſamkeit die Mittel darbieten, und ihm die reife widerſtrebende Welt, ſo wie die unreife harrende, gleichſam als die Stoffe ſeiner Kunſt in die Hände liefern.

Goethe's Leben und Dichten gehört ohne Frage einem der Zeitabſchnitte an, die im Gegenſatze des Erbauens und Vereinens mit Recht vom Zerfallen und Zerſetzen den Namen erhalten können, und die letzte Hälfte des achtzehnten nebſt dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ſind unſtreitig als ein Gipfel ſolcher weither vorbereiteten Epoche anzuſehen. Man glaubte die Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts längſt abgeſchloſſen, ihrem Weiterwirken feſte Schranken geſtellt, als dieſes gerade mit Rieſenſchritten ſich fort und fort ausbreitete. Daſſelbe hatte den kirchlichen Boden, den es der früher allgemeinen Kirche glücklich abgekämpft, nur verlaſſen, um ſich mit voller Kraft in alle weltlichen Gebiete zu ergießen, und dort gleicherweiſe aufzuräumen. Von dem in jener Bewegung empfangenen Anſtoße laſſen ſich in ſtrenger Folge alle fernere Bewegungen ableiten, welche die Mitte des europäiſchen Lebens ſeitdem ergriffen und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einen allgemeinen Kampf gedrängt haben, der noch keineswegs geſchlichtet iſt, ſondern ſeinen Zwieſpalt nur ſtets in höhere Grundſätze und Intereſſen überleitet. Es darf uns nicht irren, daß der Gegenſatz zweier Zeitalter, eines weichenden und eines andringenden, ſelber zu einer hohen Bildung gedient hat, indem der Geiſt der Wiſſenſchaft und der

Dichtung ſich des Kampfes bemeiſterte und ſich über ihn erhob; das wirkliche Leben mußte darum nicht weniger die tiefſten Leiden überſtehen, mußte vom Sturm hart ergriffen und vielfältig zerſchellt werden.

Das Bild dieſes Lebens konnte deßhalb nur um ſo reicher ausfallen, die Poeſie vor allem erfüllte den Auftrag, daſſelbe zu erfaſſen und in ihren ewigen Geſtalten veredelt aufzubewahren, ſo redlich als glänzend.

Goethe's ganze Dichtung iſt faſt nur das Bild der Zerrüttungen einer mit ſich ſelber in Zwieſpalt gerathenen Welt, und wenn er auf der einen Seite die Geſtaltungen dieſes Zwieſpalts durch den Zauber und die Anmuth ſeines künſtleriſchen Genius mildert, jedes Vorhandene durch die ihm inwohnende Wahrheit in ſeiner Berechtigung zum Daſein darſtellt, und ſomit gleichſam verſöhnt und harmoniſirt, ſo wird ihm von anderer Seite nicht erlaſſen, kraft eben derſelben Kunſt und Wahrheit auch manchen noch im Verborgenen ruhenden Widerſtreit aus dem geheimen Dunkel hervorzuziehen und grell und ſcharf an das Tageslicht zu bringen. In dieſer Stellung und Aufgabe des Dichters liegt vollſtändig der Schlüſſel zu allen verkehrten Anforderungen und Vorwürfen, welche ein beſchränkter und von allem Unverſtandenen beunruhigter Sinn von jeher dem Dichter in Betreff der Sittlichkeit machen will, die doch ſeinen Werken im höchſten Grade inwohnt, auch wo er ſie für blöde Augen zu verletzen ſcheint.

Denn gerade die Zerrüttung und Auflöſung der alten Lebensformen, welche längſt krank und ſchadhaft das friſche Leben an ihren Tod feſſeln möchten, und dieſes neue Werdende, welches noch keine Sanktion hat, die

unerkennbar gewordene Verwicklung der ewigen Legitimität mit deren zeitlicher Usurpation, gerade dies ist ja der Stoff, den die Poesie einer solchen Epoche aufnehmen und verarbeiten muß, wenn sie selber nicht auf das Leben verzichten will. Die Masse der Zeitgenossen vermag daher den Dichter wohl zu bewundern, aber nicht vollständig zu verstehen; sie wird seine Berichte wie seine Intentionen tadeln; doch eine spätere Zeit stellt unfehlbar auch in dieser Hinsicht die Gerechtigkeit her, und erkennt an, wie in allen Wagnissen des Herzens und Freveln des Geistes der Künstler unschuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keusch und rein bleibt, gleich dem geistlichen Lehrer, der ohne Scheu jedem Uebertritt und Irrthum nachgeht, ihre Namen und Eigenschaften nennt, und selbst in die Abgründe der Nacht sich versenkt, um mit dem ihnen entrissenen Leben bereichert zu dem Lichte wieder aufzutauchen. Nicht anders thut der Dichter, insofern er es wahrhaft ist; er kann nur aufhören sittlich zu sein, wo er aufhört Dichter zu sein.

Frühzeitig empfand Goethe die Verwicklungen einer in sich selbst uneinigen Welt, in deren Mitte sein eignes Leben erwacht war und emporstieg. Die ersten Werke seines Genius, Werther, Götz, Faust, Stella, enthalten den Drang eines innern Lebens, das mit den ihm von der äußern Welt angebotenen Formen unruhig kämpft, sie nicht mehr erfüllen noch von ihnen umfaßt werden kann, und doch der neuen Formen noch durchaus entbehrt, in welchen es sich frei entfalten und befriedigen dürfte. Dieser Kampf, ein unaufhörlich wiederkehrendes Grundthema, setzt sich durch alle folgenden Goethe'schen Werke in den mannigfachsten und höchsten Gestalten fort;

Egmont, Taſſo, Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter, ja ſogar Iphigenia — durch dasjenige, was in dieſem ſchönen Aufruf antiker Welt doch als geheimer Lebensathem der Gegenwart weht und wirkt — die Wahlverwandtſchaften, und beſonders Wilhelm Meiſter, ſind in ſolchem Betracht nur engverbundene Glieder einer und derſelben Reihe.

Daß der Menſch unſers Zeitalters nicht in ein naturfreies Leben, ſondern in eine künftige Welt hineingeboren wird, die, überall von Schranken durchſchnitten und abgetheilt, zum voraus längſt in Beſitz genommen und durch Anhäufung todter Stoffe beengt, den Anſprüchen der Entwickelung und des Berufs taub oder gar feindlich iſt, daß das neueintretende Daſein ohne Boden in künſtlich ſchwebende vielfach verworrene Gewebe abgeſetzt wird, worin deſſen beſter Theil nur allzu oft untergeht oder traurig dahin ſiecht, dieſe Einſicht war ſchon dem Verfaſſer des Werther eigen. Hier aber ſtehet die Verzweiflung noch ohne andern Ausweg, als den die gewaltſame Selbſtzerſtörung ihr bietet. In ſpätern Werken geſellt ſich ihr ſchon eine Beigabe von Troſt und Heil. In Fauſt und Wilhelm Meiſter arbeitet ſich dieſe Richtung vollſtändig zu Tage. Dort wird im Geiſtigen der Sieg bis zur Rückführung und Verſöhnung des zuerſt Abtrünnigen geſteigert; hier werden dem Irdiſchen neue Formeln eines nach innen und nach außen gleichmäßig befriedigten Daſeins angedeutet.

Der Dichter, in deſſen mittlere Lebenshöhe das ungeheure Ereigniß der franzöſiſchen Revolution fällt, die mit ihm in gleichem Stoffe, jedoch mit den gewaltſamſten und furchtbarſten Werkzeugen, arbeitet und wühlt,

nimmt im ſteten Gegenſatze derſelben nur die Bildung, die Einſicht und das Wohlwollen in Anſpruch, um die große Aufgabe zu löſen, welche der Welt vorliegt, und wenn er Waffen führt, ſo iſt es nur gegen die revolutionairen Gewalten ſelbſt, die ihm unter jeder Form verhaßt ſind, weil ſie die eigne Sache nur zerſtörend fördern. Aber das Fortſchreiten in lebendiger Entwickelung, die Veredlung und Erhebung alles deſſen, was beſteht, die Reinigung und Harmoniſirung der Welt beſeelen ſeinen Eifer unausgeſetzt, und das Vorwärtsſchauen in eine reiche Zukunft trennt ihn für immer von den Wahnvollen, welche einer verſchwindenden Vergangenheit als einem wiederzugewinnenden Heile nachſtarren. Die Lichtſtrahlen, welche ſchon in den Lehrjahren auf den Unterſchied der Stände, auf die Verhältniſſe des Grundbeſitzes und auf die Uebereinſtimmung der Fähigkeiten und Berufswahlen hingeworfen ſind, haben ſelten gehörige Beachtung, oft völlige Mißdeutung erfahren. Der Dichter will nicht das Veraltete dem Gange der Natur zum Trotz feſthalten, nicht die Forderungen eines neuen Aufſtrebens abweiſen, aber er will das Vorhandene ergreifen, das Neue ihm ſicher verknüpfen und beides auf ſein wahres Ziel richten. Er ſchätzt und preiſt das Dauernde, und gönnt ihm Ausdehnung, nur weiß er daſſelbe auch im Wechſel zu finden, und erkennt als das eigentliche Element der Menſchheit das Bewegliche, worin ihre höchſten Güter ſchweben, wie das ganze Weltſyſtem ja ſelber nur auf ununterbrochenes allgemeines Umſchwingen und Kreiſen gegründet iſt.

In den Wanderjahren wird dies klar ausgeſprochen, und überhaupt ein umfaſſendes Gebild neuer Lebens-

ordnungen in feſten, doch nicht ängſtlichen Umriſſen mit dichteriſcher Freiheit aufgezeigt. Hier liegen fruchtbare Keime für eine Zukunft ausgeſtreut, welche den Dichter, nach Maßgabe, daß jene aufgehen, noch weithinaus eben ſo für den ihrigen halten wird, als er uns durch die ſchon entfalteten Blüthen der Gegenwart angehört. Die eindringliche und erläuternde Ueberſicht, welche Hotho in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik von dem Inhalt und der Geſtalt dieſes Werkes ſo glücklich gegeben hat, überhebt uns des Verſuchs einer neuen Analyſe, da wir auf jene als auf eine durchaus gelungene und genügende zurückweiſen können.

Wir wollen nur erinnern, wie das Buch nun nicht mehr als ein Spiel heitrer Willkür, die Einbildungskraft zu vergnügen, daſteht, ſondern den ganzen Ernſt und die volle Schwere der Wirklichkeit in ſeine Dichtung hinübergezogen hat, ein im größten Sinne didaktiſches Werk geworden iſt. Die Nothwendigkeiten des irdiſchen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchſten Vergeiſtigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Chriſtenthum; die Erziehung breitet ihre Anſtalten auf eignem Boden mächtig und allumfaſſend aus; die Bildung zur Kunſt, reich ausgeſtattet im Beſondern, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerſtörendem Wetteifer in weiſe Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunſt heran, ſeiner Berechtigung und Ehre neben dieſer gewiß; Beruf und Fähigkeit beſtimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündniſſen, hier vorzugsweiſe die ungleichen Stände zuſammenfügend, ſchwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erſcheinung ſogar zum freien, prieſterlichen Segenswirken geſteigert iſt; eine

neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebenslooſe, ein neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, — vermittelſt einer großen, über den Erdboden hin ſich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchſten Gegenſtände und die geringſten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frei beweglichen und dabei hierarchiſch geordneten Aſſociation, — die reiche Ausſicht einer in Arbeit und Bildung fortſchreitenden Menſchheit, deren höchſten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen mögen: Im Irdiſchen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Beſitze und Genuſſe der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geiſtes- und Gemüthsleben aber, bei ſo vielem Unmöglichen, welches ewig verſagt bleiben muß, das verſagte Mögliche aus den zerbrechbaren Feſſeln zu befreien.

Wir gedenken ſchließlich auch der wunderbaren Erſcheinung, daß mit dieſen Bildern gleichzeitig, doch völlig unabhängig von ihnen und einander gegenſeitig völlig unbekannt, aus ganz andern Kräften und Regionen, unter demſelben Nachthimmel der Weltereigniſſe fortſchreitend verhüllt, nachbarliche Gedankenreihen verwandten Geiſtes aufſtiegen, als Lehre ſich geſtalteten, und ſogar den Verſuch wagten, in ausübender Verwirklichung die Welt unmittelbar anzuſprechen.

Hier aber halten wir inne. Für Betrachtungen aller Art erweitert ſich der Raum unabſehbar; die Urtheile und Einſichten jedoch, welche hier zu gewinnen ſind, werden nur demjenigen fruchtbar ſein, welcher dieſen Raum mit eignen Schritten zu durchmeſſen keine Mühe ſcheut. —

1832.

Rameau.

Das geiſtvolle Buch Diderot's hat uns unter dieſem Namen in ſinnreicher Schärfe einen Karakter dargeſtellt, deſſen ſittliche Verkehrtheit, Konſequenz und Durchführung faſt mit der politiſchen des Fürſten Machiavelli wetteifern kann. Die meiſten eigenthümlichen Züge ſcheint Diderot wirklich von jenem Rameau, dem Neffen des Muſikers, entlehnt zu haben, aber nur, daß ihre Zuſammenſtellung hier eine Nichtswürdigkeit und Verworfenheit hervorbringt, die jener ſonderbare Menſch keineswegs trug, dem vielmehr eine gewiſſe Unbefangenheit eigen war, die dem Böſen entgegen iſt, und das Gute nur in der allgemeinen Verderbniß nicht finden kann. Wenn ſchon an ſich ein ſolcher Karakter zur Unterſuchung reizt und jede genauere Kenntniß deſſelben willkommen iſt, ſo müſſen bei dem Aufſehen und Vergnügen, das bei uns Goethe's reich ausgeſtattete Ueberſetzung des Diderot'ſchen Buchs erregt hat, folgende Nachrichten, die von dem wirklichen Rameau ſich bei zweien wackern Franzoſen finden, einen doppelten Reiz haben. Der erſte iſt der fromme und liebenswürdige Cazotte, der in dem zweiten Bändchen ſeiner Oeuvres choisies et badines ſo von ihm ſpricht:

„Rameau war unter allen Menſchen, die ich gekannt habe, derjenige, der von Natur der ergötzlichſte war. Er war Neffe des berühmten Muſikers, und auf der Schule mein Kammerad geweſen; er hatte zu mir eine

Freundſchaft gefaßt, die ſich nie, weder von ſeiner Seite noch von der meinigen, erkaltet hat. Dies Menſchenkind, der ſonderbarſte Mann, den ich gekannt habe, war mit einem natürlichen Talent zu mehr als einem Fache geboren, was ihm aber der Mangel von Haltung und Ruhe in ſeinem Geiſte nie erlaubte auszubilden. Ich kann ſeine Art des Scherzens nur der vergleichen, die der Doktor Sterne in ſeiner empfindſamen Reiſe aufthut. Die Einfälle Rameau's waren Einfälle aus Inſtinkt von einer ſo pikanten Art, daß es nöthig wäre, ſie zu mahlen, um ſie wiedergeben zu können. Es waren keine Witzworte, es waren treffende Strahlen, die aus der tiefſten Kenntniß des menſchlichen Herzens hervorzubrechen ſchienen. Seine Geſichtszüge, die in der That poſſirlich waren, gaben dieſen Einfällen, die von ihm deſto unerwarteter kamen, als er gewöhnlich nur albernes Zeug ſchwatzte, ein außerordentliches Salz. Er, der ein eben ſo großer und vielleicht größerer Muſiker als ſein Oheim geboren war, konnte ſich nie in die Tiefen der Kunſt verſenken; aber er war geboren reich an Geſang, und hatte die wunderbarſte Leichtigkeit, für welche Worte man immer wollte, aus dem Stegreif angenehmen und ausdruckvollen Geſang zu finden: nur hätte ein wahrer Künſtler ſeine Phraſen ordnen und verbeſſern, und ſeine Partitionen ſetzen müſſen. Er war von Geſicht eben ſo gräulich als luſtiglich häßlich, ſehr oft langweilig, weil ſein Genie ihn ſelten begeiſterte; aber wenn ſeine Gluth ihm zu Gebote ſtand, machte er lachen bis zu Thränen. Er lebte arm, da er keinen Erwerb verfolgen konnte. Seine vollkommene Armuth machte ihm in meinem Sinn Ehre. Er war nicht ganz ohne Vermögen geboren, aber

er hätte ſeinen Vater des Vermögens ſeiner Mutter berauben müſſen, und er floh den Gedanken, den Urheber ſeines Lebens, der wieder geheirathet und Kinder hatte, in's Elend zu verſetzen. Er hat bei mehreren andern Gelegenheiten Proben von der Güte ſeines Herzens gegeben. Dieſer ſeltſame Menſch lebte leidenſchaftlich für den Ruhm, den er doch in keinem Fache erlangen konnte. Eines Tages dachte er Dichter zu werden, um zu verſuchen, auf dieſe Weiſe von ſich ſprechen zu machen. Er verfertigte ein Gedicht auf ſich ſelber, das er die Rameïde nannte, und das er in allen Kaffeehäuſern herumbrachte: aber kein Menſch ging, es beim Drucker zu holen. Ich machte mir den Scherz, eine zweite Rameïde abzufaſſen. Der Buchhändler verkaufte ſie zu ſeinem Beſten, und Rameau nahm nicht übel, daß ich über ihn geſcherzt hatte, weil er ſich ziemlich gut getroffen fand. Dieſer Menſch, geliebt von einigen unter denen, die ihn gekannt hatten, ſtarb in einer geiſtlichen Anſtalt, wo ihn ſeine Familie untergebracht hatte, nach vierjähriger Zurückgezogenheit, die ihm lieb geworden war, und nachdem er das Herz aller derer gewonnen hatte, die anfangs nur ſeine Aufſeher geweſen waren. Ich halte hier mit Vergnügen ſeine kleine Leichenrede, weil ich noch an dem Bilde hänge, das er mir von ſich gelaſſen hat." — So ſpricht Cazotte, und welcher Leſer dieſer Schilderung ſieht nicht mit gerührter Theilnahme den grauſamen Scherz, den ſich die Natur in dieſer ſonderbaren Miſchung von einander widerſprechenden Gaben gemacht zu haben ſcheint? Dieſer Rameau mit ſeinem einzigen Talent für Muſik und mit ſeiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit muß ſich mit ſeinem häßlichen Geſicht, ſeiner Lächerlichkeit und

Unbehülflichkeit in einem widrigen Leben verbrauchen, und niemand hat gehört, wenn ſein Inneres aufgeſeufzt hat! Hören wir nun auch den wohlmeinenden Mercier, der weniger innig iſt als Cazotte, aber doch auch freier ſieht, als die meiſten ſeiner Landsleute. Die Stelle iſt aus dem zwölften Bande des Tableau de Paris und lautet wie folgt:

„Ich habe Rameau's Neffen gekannt, der halb Abbé war, halb Laie, in den Kaffeehäuſern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Werke des Genie's, alle Hingebungen des Heldenmuths, kurz, alles, was man Großes in der Welt thut, auf das Kauen zurückführte. Ihm zufolge hatte alles dieſes keinen andern Endzweck, noch anderes Ergebniß, als etwas unter die Zähne zu ſchaffen. Er predigte dieſe Lehre mit einem ausdrucksvollen Geſtus, und mit einer ſehr mahleriſchen Bewegung der Kinnlade; und wenn man von einem ſchönen Gedicht, von einer großen That, von einer Verordnung ſprach, alles das, ſagte er, von dem Marſchall von Frankreich an, bis zum Schuhflicker, und von Voltaire bis zu Chabanes oder Chebanon, geſchieht unbezweifelbar, um etwas in den Mund zu ſtecken zu haben, und die Geſetze des Kauens zu erfüllen. Eines Tages, im Geſpräch, ſagte er, mein Oheim, der Muſiker, iſt ein großer Mann, aber mein Vater, der Geiger, war ein noch viel größerer Mann als er; ihr mögt urtheilen! Der wußte unter die Zähne zu bringen! Ich lebte in dem väterlichen Hauſe mit vieler Sorgloſigkeit, denn ich war immer ſehr wenig neugierig, die Zukunft auszulauern; ich war über volle zweiundzwanzig Jahr alt, als mein Vater zu mir in's Zimmer trat, und ſo redete: Wie

lange willſt du noch ſo leben, in Faulheit und Nichtsthun? es ſind zwei Jahre, daß ich auf deine Arbeiten warte; weißt du, daß ich zu zwanzig Jahren gehangen war, und einen Stand hatte? — Da ich ſehr muntrer Laune war, ſo antwortete ich meinem Vater: Gehangen zu ſein, das iſt ſchon ein Stand; aber wie wurdet Ihr gehangen, und noch, mein Vater? — Hör zu, ſagte er; ich war Soldat und Maraudeur; der Großprofoß erwiſchte mich, und ließ mich an einen Baum knüpfen; ein kleiner Regen hinderte den Strick, ſo zuzuglitſchen, wie er ſollte, oder vielmehr, wie er nicht ſollte; der Henker hatte mir das Hemd gelaſſen, weil es zerriſſen war; Huſaren kamen vorbei, die mir auch noch nicht das Hemd nahmen, weil es nichts taugte, aber mit einem Säbelhieb den Strick abſchnitten, daß ich auf die Erde fiel. Die Kühle machte, daß ich zu mir ſelbſt kam; ich lief im Hemde nach einem benachbarten Flecken, ich ging in eine Schenke, und ſagte zu der Frau: Erſchreckt nicht, mich im Hemde zu ſehen, ich habe mein Gepäck zurück; Ihr werdet hören.... Ich verlange von Euch nur eine Feder, Tinte, vier Blätter Papier, ein Solsbrod und einen Schoppen Wein. Mein durchlöchertes Hemd ohne Zweifel bewegte die Frau der Schenke zur Erbarmung; ich ſchrieb auf die vier Blätter Papier: Heute großes Schauſpiel, gegeben von dem berühmten Italiener; die erſten Plätze zu ſechs Sols, die zweiten zu drei; jedermann kommt herein gegen Bezahlung. Ich verſchanzte mich hinter einer Tapete, ich borgte eine Geige; ich ſchnitt mein Hemd in Stücken; daraus machte ich fünf Puppen, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemahlt hatte, und da laſſ' ich nun wechſelsweiſe meine Puppen

reden, ſinge, und ſpiele auf der Geige hinter meiner Tapete. Ich hatte präludirt, indem ich meiner Geige einen ganz außerordentlichen Ton gab. Der Zuſchauer kam, der Saal war voll; der Geruch aus der Küche, die nicht weit entfernt war, gab mir neue Kräfte; der Hunger, der ehemals den Horaz begeiſterte, wußte auch deinen Vater zu begeiſtern. Während einer ganzen Woche gab ich jeden Tag zwei Vorſtellungen. Ich ging aus der Schenke mit einem Rock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen, und genug Geld, um über die Gränze zu kommen. Eine kleine Heiſerkeit, die von dem Hängen gekommen war, war völlig vergangen, ſo daß man in der Fremde meine wohltönende Stimme bewunderte. Du ſiehſt, ich war berühmt zu zwanzig Jahren, und hatte einen Stand; du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, du haſt ein neues Hemd auf dem Leibe; hier ſind zwölf Franken, jetzt kannſt du gehen. — So entließ mich mein Vater. Ihr werdet geſtehen, daß es mehr hieß, da heraus zu kommen, als Dardanus zu machen, oder Caſtor und Pollux. Seit der Zeit ſah ich alle Leute ihre Hemden nach ihrer Weiſe zerſchneiden, und vor dem Publikum mit Puppen ſpielen, alles, um ihren Mund zu ſtopfen. Das Kauen, nach mir, iſt das wahre Reſultat der erleſenſten Dinge dieſer Welt. Rameau's Neffe, von ſeiner Lehre erfüllt, beging Thorheiten, und ſchrieb dem Miniſter, um etwas zu kauen zu bekommen, als Sohn und Neffe zweier großen Männer. Der Graf von Saint-Florentin, der als Miniſter, wie bekannt, eine ganz abſonderliche Art hatte, ſich die Leute vom Halſe zu ſchaffen, ließ ihn einſperren, als einen unbequemen Narren, und ſeit der Zeit hab' ich nicht mehr von ihm reden

gehört. Dieſer Neffe Rameau's hatte an ſeinem Hochzeittage alle Leiermädchen von Paris, jede für einen Thaler, gedungen, und ſo trat er mitten unter ihnen einher, ſeine Neuvermählte am Arm, zu der er ſagte: Ihr ſeid die Tugend, aber ich habe gewollt, daß ſie noch gehoben würde durch die Schatten, die Euch umgeben. — Rameau war einſt bei einer ſchönen Dame zum Beſuch, ſtand plötzlich von ſeinem Stuhl auf, ergriff von dem Schooße der Dame einen kleinen Hund, und wirft ihn ſchleunigſt zum Fenſter hinaus vom dritten Stock. Die Dame fragt erſchrocken: Nun, was machen Sie denn? — Er bellt falſch! ſagt Rameau, und geht auf und ab mit dem Unwillen eines Mannes, deſſen Ohr verletzt worden iſt." —

1811.

Werther's fünfzigjähriges Jubiläum.

1825.

Fünfzig Jahre ſind es, daß Werther's Leiden in der deutſchen Litteratur hervortraten, die ganze Empfindungsweiſe der Nation aufregten, und ſchnell durch ganz Europa eine Wirkung verbreiteten, deren wenige Bücher in der Welt ſich rühmen können. Die Macht des Inhalts war ſo groß, daß ſie das Leben ſelbſt ergriff und eine praktiſche Gewalt ausübte, gegen welche jeder bloß

litterariſche Antheil in Schatten ſtehen mußte. England insbeſondere bewies innigſte Theilnahme für die neue Lebensfülle dieſes Buchs, deſſen Stimmung allem entſprach, was die moderne Zeit den Landsleuten Shakeſpeare's in einem ausländiſchen Geiſtesverwandten deſſelben darbieten konnte.

Die Zeit jener Empfindſamkeit, deren Mittelpunkt Werther wurde, war eine nothwendige Epoche unſerer Kulturgeſchichte. In den bewegten Fluthen des entfeſſelten Gefühls mußten die ſtarren Formen eines in allen Bezügen pedantiſch verengten Lebens ſich auflöſen, ehe daraus neue Geſtalten zu freier Bildung ſich entwickeln konnten. Wir Jetztlebenden alle haben unſern Antheil an dieſen Ergebniſſen, wir Alle genießen der Frucht jener Bemühungen, auch wo wir es nicht wiſſen, noch ahnden. Jene Zeit iſt vorüber als Epoche der Nation, aber dem Einzelnen wiederholt ſie ſich als Uebergang noch ſtets in eigner Lebenserfahrung. Den Eindruck, welchen Werther einſt auf die ganze Generation machte, bewirkt er noch heutiges Tages auf die einzelne Bildungsſtufe des liebenden Mädchens, des beſeelten Jünglings.

Wir ſind hinweg, wie über jenen erſten allzu heftigen Eindruck des Buches, auch über jene erſten Vorwürfe, welche denſelben begleiteten, und in Gegenſchriften, Verdammungsurtheilen und Warnungen überſchwänglich an den Tag kamen. Wir ſind hinweg über die erträumten Gefahren, welche die Schwäche auch hier zu finden glaubte, wie überall, wo ihr Großes und Starkes begegnet, das ſie dafür zur Vergeltung zu allen Zeiten ſo gern als Unſittliches bezeichnen wollte; die traurige Schwäche, welche da meint, die Tugend ſei zaghafte

Furcht, und nicht muthige Tapferkeit! Denn welches ächte Buch, von nur irgend wahrem Gehalt und Kunstwerth, wäre nicht zuerſt immer von dieſer Seite angetaſtet worden? Wir ſind bei dem Werther gottlob über Aeußerlichkeiten aller Art hinweg; wir ſehen und leben ein Inneres in ihm, das uns niemand mehr verkümmern darf.

In der That iſt es nicht ſowohl die vorgetragene Geſchichte, nicht das tragiſche Loos, zu welchem die Verirrung des Beſten im Menſchen hier geführt wird, nicht die Kraft und Schönheit einzelner Schilderungen, wie ſehr ſie uns auch hinreißen, was uns jetzt mit dem Buche zumeiſt verbindet; ſondern es iſt vielmehr der Geiſt und Sinn, in welchem das Ganze erfaßt und gegeben worden; und dieſer Geiſt iſt der der Natur und Wahrheit, dieſer Sinn der der Schönheit und Liebe. Unſchuldig und hehr, in reiner Kunſtgeſtalt, tritt die edle Erſcheinung vor uns hin.

Aber ſie tritt wirklich vor uns hin, eben jetzt, in eigenſter Geſtalt; in einer neuen, ſtattlichen, handrechten Ausgabe, von der erſten Verlagshandlung nach fünfzig Jahren in faſt unverändertem Abdruck neu an's Licht gefördert! Es war ein ſchöner Gedanke, dieſes Büchlein, das bisher nur immer in der Sammlung der Goethiſchen Werke für das litterariſche Bedürfniß wiederholt wurde, zur Feier ſeines fünfzigjährigen Lebens und Wirkens auch wieder abgeſondert hervortreten, und, gleiſam auf ſeine eignen Füße geſtellt, aus eignen Kräften ſeine beſondere Bahn abermals durchlaufen zu laſſen. Und wahrlich nicht unausgeſtattet erſcheint es vor der Welt! Der hohe Dichter hat die Gluth der Jugend mit der Weisheit des Alters gekrönt. Wie einſt

vier unerreichbar ſchöne Stanzen den Fauſt bei ähnlicher Gelegenheit dem Publikum erneuert vorführten, ſo leitet hier den Werther ein wundervoller Prolog auf ſeine neue Bahn, ein Gedicht, vor dem man ſtaunend weilt, und fragt, in welcher Dichterbruſt noch ſolche Kraft des Gefühls und ſolche Reife der Lebenseinſicht zuſammenwohne? Mit aller Friſche des Jünglingslebens redet der Dichter den „vielbeweinten" Schatten an:

Es iſt als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran, und haſt nicht viel verloren.

Und am Schluſſe heißt es:

Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen, halbverſchuldet,
Geb' ihm ein Gott, zu ſagen was er duldet!

Die Verlagshandlung hat ein wohl getroffenes ſchönes Bild von Goethe dem Büchlein vorangeſetzt, das ſich durch dieſe Mitgabe noch beſonders empfiehlt. In Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken wird noch immer gern der Empfindſamkeit gehuldigt; die ſchlummernde zu wecken und die geweckte zu befriedigen mag denn auch Werther wieder einmal verſuchen! Möge ihm Heil widerfahren auf ſeinen Wegen, möge ihm in würdigen Kreiſen reich erneuerte Blüthe und Frucht gedeihen!

1825.

Goethe's natürliche Tochter. Madame Guachet.

Mit lebhaftem Antheil erſehen wir, daß die Memoiren der Stephanie Louiſe von Bourbon-Conti, welche den Stoff zu Goethe's Eugenie geliefert haben, jetzt eben in einer neuen deutſchen Ueberſetzung oder vielmehr Bearbeitung erſchienen ſind. Eines der wunderbarſten tragiſchen Geſchicke breitet ſich hier vor unſern Augen aus, und gewährt die anregendſten Betrachtungen. Der Stoff war es werth, von Goethe'n ergriffen zu werden, und es bleibt ewig zu bedauern, daß er ihn nicht bis zum Schluſſe verarbeitet hat. Einem mächtigen und glänzenden Königsgeſchlechte blutsverwandt zu ſein, jedoch von allen Vortheilen dieſes Verhältniſſes ausgeſchloſſen zu bleiben, dann ihretwegen verfolgt und in niedres Unglück verſtoßen zu werden, aus dieſem aber nur aufzutauchen und den Königlichen Verwandten ſich wieder anzuſchließen in dem Augenblicke, da dieſe ſelber ſchrecklich zu Grunde gehen: dieſe Verwicklung hegt in ſich ſelber einen Reiz, der durch die begleitenden Umſtände, durch den allgemeinen Sturm der Begebenheiten, worin das Ganze ſich verliert, und für uns auch noch durch die Nähe der Zeiten, denen wir noch kaum entwachſen ſind, erhöht wird.

Bei dieſer Gelegenheit hat ſich aber auch der Zweifel erneuert, ob nicht der Verlauf dieſer Geſchichten eine Erdichtung ſei, die Perſon ſelbſt, welche ſich als Verfaſſerin des Buches angiebt, gar nicht exiſtirt habe?

Von mehreren Seiten iſt dieſe Meinung aufgeſtellt und mit mancherlei Gründen unterſtützt worden. Man beruft ſich auf die Unwahrſcheinlichkeit, daß dieſe Perſon und ihr Schickſal nicht größeres Aufſehen erregt habe, daß ſie ſpurlos habe verſchwinden können, und weder von den Freunden des Königthums noch von deſſen Feinden eifriger und genauer beſprochen worden ſei. Uns dünkt indeß, daß dieſe Unterlaſſung nichts gegen die Aechtheit dieſer Geſchichte zu beweiſen braucht. Wenn man bedenkt, welch ungeheurer und allgemeiner Zuſammenſturz der war, in welchen dieſe einzelne, damals noch dunkle Exiſtenz mitfortgeriſſen wurde, wie viel größere und folgenreichere Schickſale und unmittelbare Thätigkeiten und Leiden ſich den Mitlebenden aufdrängten, und doch bald in ſchnellem Wechſel ebenfalls verſchwanden und vergeſſen wurden, ſo kann man ſich nicht wundern, daß der Klageſchrei eines unglücklichen hülfloſen Weibes faſt ungehört verhallte. Die anerkannten, thronberechtigten Mitglieder der Familie Bourbon erregten kaum noch Aufmerkſamkeit, ſuchten von Land zu Land eine Zuflucht, die ihnen zuletzt nur England noch gewährte, und als die wunderbarſte Wandlung der Dinge ſie unverhofft wieder zu Glanz und Macht berief, mußte man erſt wieder ihre verwandtſchaftlichen Stellungen und Namen lernen! Wie ſollte der um ſeine Anerkennung noch kämpfende, ausgeſtoßene, rechtloſe Sprößling eines Nebenzweiges jener Familie unter ſolchen Umſtänden ſich behauptet haben? Nur der Dichter hatte Sinn und Achtſamkeit für ein ſeltnes Mißgeſchick, in welchem für ihn eine ganze Weltkataſtrophe ſich deutlich abbildete! Daß dieſes Ohr ihren Schmerz vernahm,

dieſes Gemüth ihr Verhängniß auffaßte und dieſer Genius es darſtellte, hat der unbeachteten und verkommenen Frau im Gebiete des Geiſtes glänzenderes Daſein geſichert, als das größte Gelingen in der wirklichen Welt ihr je hätte geben können!

Daß aber eine ſolche Perſon, wie dieſe Memoiren vorausſetzen und als ihre Verfaſſerin angeben, wirklich exiſtirt habe, darüber können wir aus zuverläſſigen Nachrichten die beſtimmteſte Verſicherung ertheilen.

Unter den vielen franzöſiſchen Ausgewanderten, welche während der Revolution ſich in Deutſchland umhertrieben, und gegen Noth und Elend eine Zuflucht erſtrebten, kam auch eine Dame nach Berlin, welche ſich Madame Guachet nannte, und auch in ihrem Reiſepaß mit dieſem Namen bezeichnet war. Sie theilte mit ihren Unglücksgefährten das allgemeine Loos, kein anderes Intereſſe mehr zu erregen, als das in den perſönlichen Eigenſchaften oder Leiſtungen unmittelbar dargebotene; der höchſte Rang, die größten Verhältniſſe, die edelſte Geburt, verſchafften keine beſſere Aufnahme, als auch der geringe Abentheurer erwarten durfte; das Vergangene kam wenig in Betracht, wo die Hülfsmittel der Gegenwart es nicht mehr unterſtützten. Man war es ſchon gewohnt, daß jeder Franzoſe ſich für vornehm ausgab, es wäre nutzlos und thöricht geweſen, der Herkunft eifrig nachzuforſchen, wo das Daſein ihr ſo gar nicht mehr entſprach; man hielt ſich an die Bildung, an die Talente, an das nächſte Betragen der Fremdlinge, ſo wie an ihre etwanige Brauchbarkeit, und ließ das Uebrige gern dahingeſtellt. Mad. Guachet war an einige Perſonen in Berlin empfohlen, die zur höheren Geſellſchaft gehörten, der Major

von Gualtieri machte ſie mit Fräulein von Schuckmann bekannt,. und dieſe brachte ſie zu einigen ihrer Freundinnen, beſonders auch zu Rahel, aus deren Erinnerungen und Briefſchaften die folgenden Nachrichten entlehnt ſind.

Hier fand ſich die freundlich aufgenommene Fremde bald zu näherem Vertrauen hingezogen. Zwar nahm ſie auf den erſten Blick durch ausgezeichnete Schönheit für ſich ein, ihr Betragen verrieth vornehme Bildung, ſie beſaß die mannigfachſten Talente und Kenntniſſe, welche einen ſorgfältigen und reichen Unterricht vorausſetzten. Sie mußte ſchon weit über dreißig Jahre alt ſein, hatte jedoch eine jugendliche Zartheit beibehalten, die ihr im Gegenſatze mit einer faſt männlichen Stärke und Gewandtheit, die ſich bisweilen nicht verhehlten, einen ungemeinen Reiz gab. Sie machte die feinſten Handarbeiten, künſtliche Bildwerke von Thon oder Teig, die ſchönſten Blumen, zeichnete und mahlte, übte Muſik, und wußte ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vorzuleſen. Aber ſie verſtand auch mit Pferden rüſtig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja ſogar zum Hufbeſchlag und Wagenſchmieren bekannte ſie ihre zarten Hände nicht ungeübt! Im Stichfechten und im Piſtolenſchießen war ſie bereit, es mit jedem Mann aufzunehmen! Als ihr über dieſe ungewöhnliche Ausbildung männlicher Fähigkeiten einiges Befremden bezeigt, und die Erklärung ſo ſeltſamen Vereins von Eigenſchaften gewünſcht wurde, glaubte ſie den Zweifeln, welche ſie erregt ſah, nicht beſſer begegnen zu können, als durch Erzählung ihrer Lebensgeſchichte. Sie ſei aus dem Hauſe Bourbon, vertraute ſie der Freundin, dem

Makel unehelicher Geburt sei sie durch Königlichen Machtspruch enthoben worden, aber ein feindliches Familienverhältniß habe diesen Vortheil ihr zu vereiteln gewußt, bis die Revolution gekommen und Allen zum Verderben geworden sei; ihr Vater, dessen Liebling sie gewesen, habe ihr diese sonderbare Erziehung geben lassen, sie habe alles lernen müssen, was ein Mädchen, und alles, was ein Knabe wissen solle, die besten Lehrer in allen Fächern seien ihr gehalten worden, unter andern rühmte sie sich, Jean Jacques Rousseau's Unterricht genossen zu haben. Diese Erzählung erklärte das Ungewöhnliche durch nur noch größere Sonderbarkeit, und konnte wenig Glauben finden. In den Gesichtszügen allerdings war eine große Aehnlichkeit mit den Bourbons auffallend, allein diese Aehnlichkeit konnte auch nur Anlaß geworden sein, ein Mährchen zu erfinden, dem darin einige Beglaubigung gegeben schien. In der Fremde sich durch erdichtete Bedeutung und Schicksale günstig vorzustellen, einzuschmeicheln, durchzuhelfen, lag den armen Flüchtlingen so nah, wurde von ihnen so leichtsinnig und anmuthig geübt, daß ein solcher Versuch schon wenig mehr auffiel, noch für besonders strafbar gehalten wurde. Rahel mußte die Möglichkeit zugeben, daß die Sache sich so verhielte, wie Mad. Guachet sie erzählte; allein der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit behielt die Oberhand, und anstatt höherer Theilnahme trat vielmehr einige Erkaltung ein. Das Geschick, über welches die Arme klagte, erwies wenigstens in diesem Zuge seine Tücke ächt, daß das ausgesprochne Unglück keinen Glauben, und sich dadurch nur verschlimmert fand!

Den Zusammenhang dieser Verhältnisse zu erforschen,

wäre damals in Berlin so schwierig als nutzlos gewesen. Das Leben des Tages war von näheren Bezügen erfüllt; ein Mährchen oder eine Geschichte mehr zu den vielen, die man schon vernommen hatte, konnte die Aufmerksamkeit nicht lange festhalten. Mad. Guachet verließ auch Berlin bald wieder, und wollte nach Rußland reisen, wo sie sich günstige Aussichten eröffnet glaubte.

Wir verlieren hier den Faden ihrer Geschichte; ob sie schon damals nach Rußland gekommen und mit gescheiterten Hoffnungen dorther zurückgekehrt sei, können wir nicht angeben. Wir finden sie aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder bei ihrer Freundin Fräulein von Schuckmann, mit der sie in Mecklenburg und Holstein längere Zeit engverbunden lebte. Auf diese Freundin wirkte sie mit großer Anziehungskraft, sie hatte sich deren Herz und Sinn völlig angeeignet. Die Ungleichheit selbst, in welcher sie bald als herrische Gebieterin befahl, bald als liebendes Kind sich anschmiegte, erhöhte den Reiz ihres Wesens, das in allem Abentheuerlichen und Geringern, wozu ihre Lage sie nöthigen konnte, immer etwas von ursprünglicher Hoheit behielt.

Unter Bonaparte's Konsulat schienen in Frankreich für die Ausgewanderten neue Hoffnungen aufzugehen, und auch Mad. Guachet verlangte heftig, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihre Ansprüche dort zu verfolgen. Fräulein von Schuckmann begleitete sie, fand aber die Reise und das ganze Verhältniß je länger je mehr bedenklich und unbefriedigend. Als in Frankfurt am Main noch ein andres Frauenzimmer von guter Herkunft und einigen Mitteln, aber nicht erfreulichen

Karakters ſich angeſchloſſen hatte, und kleine Ränke und Widrigkeiten das Zuſammenſein noch mehr verbitterten, erklärte Fräulein von Schuckmann, die Reiſe nach Paris nicht fortſetzen zu wollen, und kehrte von Mainz allein zurück. Sie behielt aber zeitlebens eine liebevolle Anhänglichkeit für die räthſelhafte Freundin, deren unglückliches Loos ſie noch in ſpäter Zeit mit ſchmerzlicher Theilnahme beklagte.

Mad. Guachet kam nach Paris, wo ſie jedoch die Umſtände ihren Abſichten nicht günſtig fand. Bonaparte wünſchte die alten adligen Familien für ſeine Herrſchaft zu gewinnen, aber die ehemals regierende Familie mußte er um ſo feindlicher ausſchließen. Ein zweideutiges, geheimnißvolles Mitglied des Hauſes Bourbon konnte nur ſein Mißtrauen, ſeinen Widerwillen aufregen. Da Mad. Guachet in Paris mit einigen Leuten umging, die ſich in dem Kriege der Vendee thätig erwieſen hatten, ſo vermehrte dies nur den Argwohn des damaligen Machthabers. Sie war in Paris, durch die frühern Verhältniſſe von Berlin her, mit Friedrich Schlegel bekannt geworden, und lebte einige Zeit in großer Vertrautheit mit ihm. Er hat uns das obige Bild ihrer Erſcheinung und ihrer Eigenſchaften, wie ſie zuerſt von dem Berliner Aufenthalt her uns überliefert worden, durchaus beſtätigt. Doch wagte auch er über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angaben hinſichtlich ihrer Abſtammung und Schickſale nicht abzuſprechen. Sie hatte ihm ihre Begebniſſe umſtändlich vertraut, und wiewohl er ſie als leichtſinnige Frau kannte, die ſehr in das Weſen einer Abentheurerin verfallen war, ſo mochte er ſie doch nie für eine Betrügerin halten.

Sie hatte ihm unter andern erzählt, daß ſie auf ihren früheren Irrfahrten auch nach Weimar gekommen ſei, und dort ihre Kenntniß der techniſchen Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen, das aber ohne Genehmigung und Unterſtützung des Herzogs nicht zu Stande kommen konnte. Deſſen Günſtling und Rathgeber habe jedoch die Sache für eine Schwindelei gehalten, das Geſuch ſei abgewieſen, und ihr ſelber der längere Aufenthalt in Weimar nicht geſtattet worden. Goethe ahndete nicht, daß er die Perſon, welche als Eugenie ſein Innres mit ihren Schickſalen erfüllen und befruchten ſollte, aus ſeiner Nähe verſtieß, und ein Unglück, deſſen geiſtige Betrachtung ihm Mitleid und Antheil einflößte, in der Wirklichkeit noch vermehrte! Als ihm dieſer Umſtand lange nachher zufällig eröffnet wurde, ſchien er von dem unerwarteten Zuſammenhange tief ergriffen, ſagte aber kein Wort, ſondern ging erſt ſchweigend mehrmals im Zimmer auf und nieder, bis er mit einer Art gewaltſamen Entſchluſſes plötzlich einen andern Gegenſtand zu beſprechen anfing.

Mad. Guachet durfte nicht in Paris bleiben; ſie wurde genöthigt, einen andern Aufenthalt zu wählen. Nach mancherlei Verhandlungen wurde ihr geſtattet, unter Aufſicht der Polizei in Mainz, oder vielmehr in Laubenheim, anderthalb Stunden von der Stadt, zu wohnen. Hier galt ſie für eine Emigrantin, welche im Vendeekriege eine bedeutende Rolle geſpielt habe, und der Präfekt, Jean Bon-Saint-André, hatte auf die myſteriöſe Perſon, wie er ſie ſelbſt nannte, ein beſonderes

Augenmerk; auch ließ ihr die Regierung eine Art Pension auszahlen.

Ein häßlicher Prozeß, in welchen sie mit einem Emigranten Hubert Saint-Désiré gerieth, für dessen Gattin sie seit einiger Zeit galt, gab ihrer Stellung vor der Welt den letzten Stoß. Einiges Vermögen, welches bisher den angeblichen Eheleuten gemeinsam zu gehören schien, war der Gegenstand des Zwistes. Der Mann ließ eine Denkschrift drucken und austheilen, worin er seine nunmehrige Gegnerin mit schonungslosen Schmähungen behandelte, und aus ihrem früheren Leben allerlei Züge anführte, die ihr zum Nachtheil gereichen sollten. Die Untersuchung ihrer Papiere brachte jedoch kein Ergebniß gegen sie; ihre Herkunft und früheren Verhältnisse blieben zweifelhaft. Indeß urtheilte das Gericht in der Vermögenssache zu Gunsten des Hubert Saint-Désiré, und Mad. Guachet, um sich den weitern Ansprüchen und Verfolgungen ihres Gegners zu entziehen, verließ Mainz und begab sich nach Frankfurt am Main, von wo sie bald nachher in Gesellschaft einer Schweizerin, mit der sie schon in Mainz befreundet gewesen, eine abermalige Reise nach Rußland unternahm. Dort soll sie mit dieser Gehülfin vereint eine Erziehungsanstalt gegründet haben. Alle weitern Nachrichten aber fehlen seitdem; wahrscheinlich hat sie ihren Namen verändert, und ist in der entlegenen Fremde unbekannt und unbeachtet gestorben. Wenigstens ist zu vermuthen, daß sie die Wiederherstellung der Bourbons, wenn dieses Ereigniß noch in ihre Lebenszeit gefallen wäre, eifrigst benutzt haben würde, um neue Hoffnungen und Versuche für ihre Ansprüche damit zu verknüpfen.

War diese Frau von so merkwürdigen Eigenschaften und Schicksalen nun wirklich ein Tochter des Prinzen von Bourbon-Conti, oder hatte sie nur eine Täuschung gespielt, die jedenfalls eine traurige und unfruchtbare war, und aus der, bei den waltenden Umständen ihre wirklichen persönlichen Vorzüge kaum eine Nachhülfe hoffen konnten: so viel bleibt gewiß, daß die Memoiren der Stephanie Louise von Bourbon-Conti auf dem Grunde eines wirklichen Lebenslaufs, einer damit zusammenhängenden weiblichen Persönlichkeit beruhen, und wenigstens insofern keine litterarische Erdichtung sind.

Fräulein von Klettenberg.

In der Reihe der schönen und lieblichen Menschenbilder, die gleich Sternen auf dem tiefblauen Grunde des Goethe'schen Lebens hervorstrahlen, haben wir uns immer von zweien besonders angezogen gefühlt, die wohl mit guten Recht aus äußerer Getrenntheit zu gemeinsamer inneren Wirkung sich freundlich vereinigen! Diese beiden sind: Fräulein von Klettenberg und Corona Schröter! Ueber beide wünschten wir wohl besondere Denkblätter gesammelt, Umrisse ihrer Erscheinung, ihrer Gemüthsart, ihrer Begabung, ihrer Schicksale. Von der Hand eines geschickten Zeichners würden hier zwei köst-

liche Bilder zu erwarten ſein, beſonders auch durch die Zuſammenſtellung bedeutend und lehrreich, wie alles wahrhaft aus dem Leben Geſchöpfte und dem Leben Wiedergegebene. Wie ſchön würde z. B. Theodor Mundt dieſe Aufgabe löſen, der in zarter, ſinniger Auffaſſung der Frauenkaraktere ſchon ſo Ausgezeichnetes geleiſtet hat!

Zu dieſer Betrachtung veranlaßt uns der Anblick einiger Blätter von und über Fräulein von Klettenberg, die uns zufällig in die Hände kommen, und durch deren Mittheilung wir viele Leſer zu verpflichten hoffen.

Fräulein von Klettenberg, welche als Stiftsdame in Frankfurt am Main lebte und mit dem Goethe'ſchen Hauſe innig befreundet war, iſt bekanntlich das Vorbild zu der „ſchönen Seele" im Wilhelm Meiſter; deren dort eingeſchaltete Bekenntniſſe eine der wunderbarſten Leiſtungen des dichtenden Genius ſind, indem derſelbe auch in den Gebieten, die ihm fremd ſcheinen, ſich vollkommen heimiſch und ſogar herrſchend erweiſt. Die reinſte Frömmigkeit, mit ihren zarteſten Wandlungen und Ausdrücken, iſt in jenen Bekenntniſſen nicht nur Schilderung, ſondern wirkliches Leben, ſo daß dieſes Buch als wahrhafte Erbauung dienen kann, und ſchon oft mit dieſer Wirkung geleſen worden iſt. Der Graf Leopold Stolberg ſonderte die Blätter, welche dieſe Bekenntniſſe enthalten, von dem übrigen Roman ſorgſam aus, ließ ſie einbinden, und hielt ſie wie ein Kleinod, deſſen Zuſammenhang mit den ſonſtigen, für ihn abſtoßenden Inhalt des Wilhelm Meiſter er nicht anerkennen wollte! So viel iſt gewiß, ein ſchöneres, edleres, beruhigenderes Bild, als das dieſer von ächter Frömmigkeit durch die Wogen der Welt glücklich durchgeführten

Seele, vermag kein Dichter innerhalb der gegebenen Bedingniſſe aufzuſtellen. Es war nämlich nicht die Aufgabe, eine religiöſe Heldin, eine begeiſterte Prophetin oder Märtyrerin zu ſchildern, ſondern nur ein ſtilles Leben, ein Leben, das auf der gewöhnlichſten Weltlichkeit ruht, aber dennoch in der Frömmigkeit den Mittelpunkt findet, der es den höchſten Lebensentwicklungen gleichſtellt; Wilhelm von Humboldt hat Unrecht, die Schranken, in welche der Dichter ſeine Schilderung zuſammenfaßt, als eine Beſchränktheit der geſchilderten Perſon anzuſehen, wie er dies in einem Briefe an Schiller thut. Ueber Fräulein von Klettenberg hat ſich eine mündliche Erzählung erhalten, die merkwürdig iſt. Was in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele von einem ausgezeichneten Manne, der dort mit dem Namen Narciß bezeichnet iſt, und von ſeinem Verhältniſſe zu der ſchönen Seele geſagt wird, beruht auf thatſächlichen Erlebniſſen, die durch dichteriſche Einkleidung nur wenig ausgeführt worden. Der Mann, welcher Fräulein von Klettenberg heirathen wollte, und mehrere Jahre als ihr Bräutigam in ihrer Nähe lebte, war ein Herr von Olenſchlager, ein geborner Frankfurter. Fräulein von Klettenberg hatte ſeinen Karakter früh durchſchaut, und wußte es lange vorher, daß er ſich von ihr ganz zurückziehen werde. Sie ſprach dies auch mehrmals unbefangen gegen ihn aus, und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er einem andern Frauenzimmer gewogen würde, ſie wünſche dies zuerſt von ihm zu hören, und würde ungern durch Andre damit überraſcht werden. Er war beſtürzt, verlegen, und konnte und mochte doch den Ausſpruch, der ihn freigab und

jene Möglichkeit ſetzte, nicht ablehnen. Er verſprach, den billigen Wunſch genau zu erfüllen, betheuerte, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgeſetzten Falle ſei, und fügte unaufgefordert, durch ſein böſes Gewiſſen gereizt, die Verwünſchung hinzu, wenn er falſch rede, ſolle ſein erſter Sohn taub und blind zur Welt kommen! Fräulein von Klettenberg ſchauderte, und verwies ihm den Frevel, den ſie nicht hören wollte: zweifelte aber nun nicht an ſeiner Falſchheit. Sie ſah ihn nicht wieder. Nach einiger Zeit verheirathete ſich Herr von Olenſchlager, und traf eine ſeinem Sinn und ſeinen Verhältniſſen ſehr entſprechende Parthei. Weitere Umſtände in Betreff ſeines Verſprechens gegen Fräulein von Klettenberg ſind nicht bekannt. Nur ergab ſich die ſchreckliche Thatſache, daß Frau von Olenſchlager in ihrem erſten Wochenbette mit einem Sohne niederkam, der taub und blind war!

Fräulein von Klettenberg hat ſich in Gedichten verſucht. Man muß die Zeit, in welche ihre Jugendbildung und ihre Lebensblüthe fällt, in Anſchlag bringen, die Zeit Gottſched's, und darauf Gellert's! In einer unreifen, abgeſchwächten Sprache, und in beſchränkten Versarten, wußte ſie Zartheit ihres Sinnes und die Kraft ihres Gemüths eigenthümlich auszudrücken. Man wird nicht ohne Rührung die nachſtehenden Zeilen leſen, die ſich von ihr erhalten haben, werthe Reliquien eines ſchönen Daſeins, ſo viel uns bekannt die einzigen von ihrer eignen Hand noch übrigen, denn vergebens haben wir nach mehreren Gedichten oder Briefen von ihr an manchen Orten geforſcht. Die drei erſten dieſer Gedichte gehörten zu einer größeren Sammlung, die ſie „Anfangslieder" genannt hatte. Das vierte, eines mehr weltlichen

Inhaltes, ſchließt ſich doch ebenfalls der frommen Betrachtungsweiſe an, die in den erſtern herrſcht, und von welcher ſelbſt ihre heitern Launen und Scherze, denen ſie auch in Krankheitsleiden ernſter Art nicht entſagte, ſtets beſeelt geweſen ſein ſollen. Dieſe Gedichte haben ſich in den Papieren Rahel's vorgefunden, welche ſie in Frankfurt am Main bekommen zu haben ſcheint.

1.

Jeſus.

Lieber arm, als ohne Jeſus reich an Pracht und Herrlichkeit;
Lieber krank, als fern vom Heiland friſch die ganze Lebenzeit,
Ja, viel lieber nie geboren, als von dieſem Freund getrennt,
Eine Welt bei Ihm verloren, iſt Gewinn, wenn man ihn kennt.

2.

In meine Bibel.

Zuſchrift aus der Ewigkeit,
Brief von ſehr gelehrten Händen,
Du kannſt alle Noth der Zeit,
Alle bangen Klagen enden.
Der, der meinen Geiſt entzückt,
Den ich itzo noch nicht ſehe,
Hat aus der geſtirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeſchickt.

3.

An Ihn.

Wie kindlich darf ich mit ihm ſprechen!
Er gönnt mir ſtets ein offnes Ohr.
Ich trag' ihm alle mein' Gebrechen,
Und alle meine Klagen vor.
Wie leicht wird dann es an meinem Herzen,

Denn Er, Er nimmt am meinen Schmerzen
Den zärtlichſten und treuſten Theil.
Umſchließt er mich mit ſeinen Armen
Und tröſtet mich durch ſein Erbarmen
So werden meine Wunden heil!

4.

An die Spindel.

Komm, Spindel, komm, ich laß den Pinſel liegen,
Der mir ſo viele Luſt gemacht.
Du, Spindel du, ſollſt mich anjetzt vergnügen,
Geliebter Pinſel, gute Nacht.

Wer Schimmer, Reiz und Schönheit nicht mehr ſchätzet
Wem ſelbſt die Roſe nicht mehr lacht,
Weß Auge kein Original ergötzet,
Der ſagt der Schild'rung gute Nacht.

Komm, Spindel, komm, die Feder ſoll dir weichen,
Mach, Schreibtiſch, mir nicht ferner Müh;
Was ſollen mir noch der Gedanken Zeichen?
Geſchwinder denk' ich ohne ſie.

Komm, Spindel, komm, ich kann nicht müßig ſitzen,
Das Nichtsthun iſt mir Qual und Tod,
Sollt ich mit feiner Arbeit mich erhitzen,
Das machte mir die Augen roth.

Doch Bücher! ja, die hätt' ich bald vergeſſen,
Sehr wichtig dem, der ſie für nöthig hält,
Die Mäuſe wollten meine freſſen,
Da hab' ich ſie in' Schrank geſtellt.

Komm, Spindel, komm, froh ſoll die Hand dich lenken
Du läßt mir Kopf und Herze frei;
Empfindungsvoll kann ich da fühlend denken;
Das andre iſt doch Narrenthei.

Fräulein von Klettenber

Ueber die von Goethe gefeierte Corona Schröter, deren Leben antik Heitres mit modern Tragiſchem verbindet, und die als eine Muſe in dem höchſten und geiſtreichſten Lebenskreiſe doch nur als eine Fremde erſchien, dieſes einſah, und ſich mit Faſſung und Anſtand zurückzog — erſt aus dem Weltverkehr, dann aus dem Leben — theilen wir vielleicht in der Folge einige nähere Betrachtungen mit.

1837.

Geſpräche mit Goethe

in den letzten Jahren ſeines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Wir empfangen hier Goethe's Konverſationen — ein herrliches Geſchenk, für das wir Herrn Eckermann höchlich verpflichtet ſind, — anſtatt aber den Inhalt kritiſch zu erörtern, und in dem Wolkenſpiel und Wetterſtande der Unterhaltungen beſtimmte Formationen aufzuſuchen und geſetzliche Folgerichtigkeiten darin nachzuweiſen, wollen wir lieber die Gelegenheit benutzen und hie und da ein Wort mitſprechen, alſo wirklichen Antheil an der Konverſation nehmen, ſie erweitern, fortſetzen, ergänzen,

zuſtimmend, erläuternd, beſtreitend, wie es der Anlaß und der Stoff uns gerade geſtatten mögen. Das Buch ſelber zu leſen, und nach individuellem Maß in ſich aufzunehmen, und ſich davon anregen und befruchten zu laſſen, wird ohnehin kein Freund deutſcher Bildung und Goethe's verabſäumen. —

1.

Merkwürdig iſt vor allem das Verhältniß Goethe's zu der ſogenannten neuen Schule, den beiden Schlegel, Tieck, Novalis und ihren Freunden. Er wird von ihnen geprieſen und vergöttert, ſo viel ſie nur können; ſie ſuchen alle andern gerühmten Namen um ihn her auszulöſchen, um den ſeinen allein übrig zu laſſen, dem hinfort ausſchließlich aller Weihrauch duften ſoll. Beſonders gehen ſie darauf aus, den nächſten nach ihm, den ihnen Gefährlichſten und Ungünſtigſten unter allen Namhaften, ſeinen Freund Schiller zu untergraben. Dies gelingt ihnen auch zum Theil, zwar nicht bei dem großen Publikum, wohl aber bei den äſthetiſch Gebildeten, wo Schiller's Anſehn noch jetzt an jenen Herabſetzungen leidet, deren Ziel er ſo lange Zeit geweſen. Und wie trieben ſie es? Greifen ſie ihn wiſſenſchaftlich an? durch gründliche Unterſuchungen, tief eingehende Prüfung ſeiner Erzeugniſſe? durch Beweisführungen, denen nicht zu widerſprechen iſt? ſchreiben ſie Bücher, Abhandlungen, Kritiken gegen ihn? Nichts von allem dieſen. Sie ſetzen mit lächelnder Selbſtgefälligkeit feſt, Schiller tauge nichts, ſie bemitleiden die Schwachen, die das nicht einſehn, ſie wiederholen ihren Satz unermüdet, in Verſen, in Proſa, in Vorleſungen, im Geſpräch, ſie rufen ihn

beſonders der Jugend zu, die leichtſinnig und prüfungslos das Vernommene tauſendfach wiederholt. Erſt mit Schiller's Tode, da ſeine Nebenbuhlerſchaft nicht mehr zu fürchten iſt, bequemen ſie ſich zu einiger Anerkennung, zu der auch ſchon die öffentliche Meinung ſie zwingt, denn es verlautet von vielen Seiten allzu herbe, daß Neid und Ohnmacht ihr abſprechendes Urtheil einflößen. Die Anerkennung Schiller's ſteigt darauf mit jedem Jahr, je nachdem die neue Schule ſeiner mehr und mehr bedarf, um ihn Goethe'n entgegenzuſetzen, mit dem ſie unzufrieden iſt, den ſie auch gern wieder herabbringen und einſchränken möchte, gegen den ſie allerlei Winkelzüge verſucht, den aber geradezu anzugreifen ſie weder den Muth noch die Fähigkeit hat! Man ſehe nur die Vorleſungen nach, in denen bald Wilhelm Schlegel, bald Friedrich ihre frühern Lobſprüche für Goethe bedingen, mit Tadel verknüpfen, ohne mittelbar zurücknehmen! Die Urſache hiervon iſt kein Geheimniß. Goethe hat die Vergötterung hingenommen, ohne dafür zu danken; er hat die Talente der Schlegel gelten laſſen, er hat ihre beſſeren Beſtrebungen unterſtützt, aber die Lobſprüche, die ihm gegeben wurden, durch ähnliche zu erwiedern ließ er ſich nicht bewegen; ja er ſcheint früh erkannt zu haben, daß die beiden Brüder weit mehr ſich ſelber meinten, als ihn, daß ſie den Raum zu gewinnen dachten, den ſie um Goethe herum ſäubern wollten, und es war gar nicht ihre Rechnung, daß er ſie nicht hereinrief, und als ſeinesgleichen aufnehmen wollte. Goethe hat nie ſeine Lober angereizt, nie ſie zur Fortſetzung aufgemuntert, nie durch Ungerechtigkeit oder Einſtimmung in bloße Partheiſache ſich die Gunſt der Kritiker zu er-

halten gesucht. Im Gegentheil, er zeigte es unverhohlen, daß nur Wahrheit und Aechtheit ihn bestimmen könne, daß unreines Lob ihn eben so wenig angehe, als unreiner Tadel. Er behielt seinen geliebten Schiller in treuem Andenken, er wußte seinen Wieland zu schätzen und zu ehren, und sonderte sich schon dadurch von der Schlegel'schen Parthei streng ab, die ihn vergebens als ihr Haupt und als ihren Führer vorstellen wollte, er nahm die aufgedrungene Feldherrnschaft niemals an, und blieb in seiner abgesonderten, selbstständigen, freien Stellung. Erst nachdem die Schlegel selber theils in den Hintergrund gewichen, theils zu andern Richtungen übergegangen waren, traten Goethe's unbefangene Urtheile über sie hervor, z. B. in den Briefen an Schiller, an Zelter, in den Jahres- und Tagesheften, wo er sie nach Verdienst würdigt, sie in einigen Stücken rühmt und sich ihnen zu Dank verpflichtet bekennt, sie in andern tadelt, und an ihren Ort stellt. Zu bemerken ist hierbei, daß Goethe nach dem Verstummen des Schlegel'schen Beifalls in den ihm gebrachten Huldigungen keinen Abgang wahrnehmen konnte; die Zeitgenossen seiner früheren Jahre blieben seine treuen Verehrer, und unter den jüngern Mitlebenden wandte ein zweites und drittes Geschlecht sich ihm nur stets enthusiastischer zu. Die Schlegel erschienen ganz überflüssig für ihn, und konnten bleiben oder gehen, für den Glanz seiner Stellung war beides unerheblich.

In diesen Gesprächen mit Eckermann wird dieses Verhältniß auch mehrmals berührt, und bei allem Tadel, der mitunter ausgesprochen wird, ist eine große Anerkennung, und selbst eine wirksame Vorliebe nicht zu ver-

kennen. Ueberhaupt lobt Goethe lieber, als daß er tadelt, und wo letzteres vorkommt, iſt er gewiß dazu gezwungen. Die bedeutendſte Stelle in dieſem Betreff iſt unſtreitig die, wo von Tieck die Rede iſt. Goethe ſagt hier ganz unbefangen: „Als die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugſam bedeutend erſchiene, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dies ſchadete unſerm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung. Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen, als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum.“ Hier werden die Gegner aufſchreien und ihn des Selbſtlobes beſchuldigen, des Hochmuths, der Anmaßung! Aber hören wir ihn weiter! Er ſetzt ſogleich hinzu: „Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben ſo, wenn ich mich mit Shakeſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“ Wo iſt wohl noch ein ſolches Wort geſprochen worden, in welchem Hoheit und Demuth ſo herrlich und fromm verbunden ſind? —

2.

Einem harten ſchroffen Satz über Uhland, in Goethe's Briefen an Zelter, ſtellen ſich hier mildere, anerkennende und hochſchätzende Aeußerungen zur Seite. Wir ſehen, daß Goethe den edlen ſchwäbiſchen Dichter vollkommen gelten läßt, aber auch die Seite nicht verſchweigt, von der ſeinem Talente Gefahr drohte, und ſeit einiger Zeit wirklich eingetreten iſt. Auffallend iſt in Uhland die ſeit ſechzen Jahren ſtockende Produktivität, und zu dieſem Stocken findet ſich der Grund theils in ſeinem eignen Naturell, theils in den Lebensumſtänden, denen er ſich unterwerfen wollte. Doch ſcheint auch in Goethe ſelber ein Hinderniß zu walten, das ſeiner Anerkennung Uhland's immer noch einigen Eintrag thut. Er, der Meiſter lyriſcher Poeſie, der zu zwanzig und zu achtzig Jahren in ſeinen Liedern — wie Friedrich Schlegel ſagt — gleich vortrefflich iſt, ſcheint für fremde lyriſche Poeſie nicht den freien und erregbaren Sinn gehabt zu haben, den er für andere Dichtungsarten ſo herrlich bewährt. Ein Urtheil über Paul Flemming, welches Eckermann mittheilt, beſtätigt uns in dieſer Meinung. Dieſer große, jugendfriſche Lyriker, deſſen Gefühl und Ausdruck über zwei Jahrhunderte hinaus noch heute dem höchſten poetiſchen Bedürfniſſe genügen kann, befriedigt Goethe'n keineswegs, und faſt findet er ihn ungenießbar! Hierin können wir ihm durchaus nicht beiſtimmen, obwohl wir es ihm ſonſt nicht verargen, ſondern im Gegentheil hoch anrechnen, daß er einer philologiſchen Bewunderung und Begeiſterung, mit der ſo viele Leute ſich behelfen, gar nicht fähig war. Uebrigens verhehlen wir

nicht, daß Flemmig's Talent uns dem Uhland'schen wohl zu vergleichen scheint, in sofern beide einer Lebensjahrszeit angehören, welche den Liederblüthen günstig ist, und nach deren Ablauf sich diese verlieren. Denn, wiewohl Flemming diesen Ablauf nicht erlebt hat, sondern nach der Rückkehr von seiner Reise in den Orient inmitten der schönsten Jugend und reichsten Poesie frühzeitig starb so macht uns doch alles den Eindruck, daß er in seiner Poesie nicht so hätte fortfahren können, sondern daheim in eingerichteten Verhältnissen und ruhigen Geschäften sich mehr und mehr dem Dichten entzogen haben würde, bis dieses zuletzt versiegt wäre. Dies deutet allerdings darauf hin, daß der bloß lyrische Dichter in unsrer modernen Zeit nicht mehr der Dichter par excellence sein kann, sondern nur eine einseitige, untergeordnete Stellung in der Poesie und eine kurze Blüthezeit hat, der wahre Dichter aber in universeller Aufnahme und Schilderung des Lebens nie des Stoffes noch der Formen entbehren wird, sondern in stetem Wechsel immer neue Blüthen und Früchte bringt!

3.

Einigemal sind in Eckermann's Buche Sternchen angebracht, wo wir gerne den Namen sähen. Zum Beispiel, wenn es heißt: „Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von *** gelesen, und sein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht

wie er das Talent haben.“ Hier iſt der proſaiſche Kommentar zu dem vortrefflichen Xenienſpruch:

„Ich läugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch mißfallen.“

Dieſer Spruch ſei alle Kritikern und Urtheilern, denen das Objekt in ihrer Subjektivität zu verſchwinden droht, zur Beherzigung empfohlen! Heine, der doch mit obigen Sternchen ohne Zweifel gemeint iſt, kann mit der Anerkennung ſeines Talents wohl zufrieden ſein; denn, daß ihm Goethe die Liebe abſpricht, damit iſt die Sache noch nicht ausgemacht, man kann auch von Goethe'n appelliren; und eine folgende Zeit und mit mehreren Akten verſehene Gerichtsbehörde, der inzwiſchen mit dem Gegenſtande dieſer Liebe auch dieſe ſelber klar geworden, dürfte einen ganz andern Ausſpruch geben. (Nach zuverläſſiger Auskunft iſt jedoch nicht Heine, ſondern Graf Platen gemeint.)

4.

Als eine Merkwürdigkeit, die uns durch Eckermann's Buch neu beſtätigt wird, iſt es vorlängſt gerügt worden, daß Goethe nirgend in ſeinen vielfachen Schriften und Briefen, wo doch Tauſende ſeiner Zeitgenoſſen genannt und wiedergenannt werden, den Prediger Schleiermacher erwähnt, und auch in den mündlichen Memorabilien kommt er nirgends vor. Dies Schweigen iſt aber gegenſeitig, und auch Schleiermacher gedenkt Goethe's nirgends — ſoviel uns bekannt — noch erwähnte er deſſen gern im mündlichen Geſpräch. Wer bloß die Schriften hätte, und aus dieſen folgerte, könnte in der Zukunft leicht auf

die Behauptung kommen, beide hätten gar nicht gleichzeitig gelebt, oder wenigſtens nicht von einander gewußt. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, ſo möchten wir den Schlüſſel dieſer Seltſamkeit in dem Verhältniſſe vorausſetzen, das Goethe mit Herder hatte. Dieſes hatte ſich bekanntlich ſehr unglücklich geſtellt. Herder konnte den ſteigenden Ruhm und den Geniusflug Goethe's nicht ertragen, und wo er etwa noch hätte glauben können es ihm gleichzuthun, da hinderte ihn der geiſtliche Stand, der überhaupt Herder's Unglück war. Dieſe Hemmung wollte er ſich nun aber zur Tugend auslegen, und machte daraus eine Würde und Heiligkeit, mit denen er ſeinen Freunden und Nächſten ſehr zur Laſt fiel, und ſich ſelber gegen die zunehmende Grämlichkeit und Vertrocknung nicht rettete. Auch Schleiermacher war durch ſeinen Stand in ſeiner freien Entwicklung gehemmt, und der Gang der theologiſchen und kirchlichen Sachen zwang ihn, immer mehr in jene Hemmung ſich zu fügen. Von ſolchem Mißverhältniß wollte Goethe ein- für allemal unberührt bleiben, und wiewohl er Schleiermacher's Geiſt, Scharfſinn, Gelehrſamkeit und andre Gaben höchlich anerkannte, ſo ſchauderte ihn doch, mit ſolchen Gaben ſich einzulaſſen, die er gegen die Welt und gegen ihn ſelbſt unwiderruflich ſchiefgeſtellt wußte. Ein anderer Grund mag in der äußeren Perſönlichkeit gelegen haben, welche für Goethe nothwendig Kraft oder Schönheit haben mußte, wenn er ſich mit ihr befreunden ſollte. Jung, Klinger, Knebel, Meyer, Zelter, Wolf — alle waren von großer würdiger Geſtalt, von tüchtigen Gliedern, kräftigem Auftreten. —

5.

Wir können gar nicht zweifeln, daß in dieser Stelle „*** hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Karakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht", wir können gar nicht zweifeln, wer durch diese Stelle bezeichnet ist, wollen aber diesmal nicht indiskreter sein, als der Weimarische Herausgeber.

Uns aber fällt dabei eine Antwort ein, worin Goethe einen andern Mann, dessen Karakter ebenfalls in Mißverhältniß mit seinem Talent und Wissen stand, einen unlängst verstorbenen Gelehrten, der auch wohl als Freund Ubique wegen seiner Polypragmosyne bezeichnet worden ist, mit guter Laune zwischen Anklage und Entschuldigung klemmt. Eine Freundin Goethe's, Frau von Grotthuß, stellte ihm einmal sehr beweglich vor, daß man dem armen Manne doch eigentlich Unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntnisse aller Art besitze, und alles so leicht und nutzbar zu behandeln wisse. Lange ließ Goethe auf sich einreden, und hörte die zum Theil triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Sie haben gar nicht Unrecht, liebes Kind, es ist ganz wahr, er brauchte auch gar kein Lump zu sein, wenn er nicht durchaus wollte!"

6.

Wir finden unter andern einige merkwürdige Aeußerungen über Voltaire, über die Größe und Bedeutung seines Wirkens, die Macht seines Dastehens, die Eigenheit seiner Natur und die Vollkommenheit seines Talents.

Die Anekdote, wie Voltaire vor dem Einſteigen in den Wagen auf Verlangen von Kloſter-Penſionairinnen noch ſchnell in allerliebſten Verſen einen Prolog zur beabſichtigten Aufführung eines ſeiner Trauerſpiele zu Papier gebracht, giebt den ſchönſten Beweis ſeiner Fertigkeit, ſeiner Geiſtesfülle und Gegenwart. Wenn jedoch Goethe von ihm rühmt, er habe in ſeinem unaufhörlichen Schriftverkehr mit hohen und höchſten Perſonen nie das rechte Maß verletzt und die zarteſte Schicklichkeit ſtets beobachtet, ſo müſſen wir einigen Widerſpruch erheben. Voltaire'n ſind manche ſtarke Uebertretungen vorzuwerfen, beſonders in ſeinem Briefwechſel mit Friedrich dem Großen, worüber im Allgemeinen das treffliche Werk von Preuß nachzuſehen iſt. Freilich gehen Voltaire's Uebertretungen nicht aus Plumpheit oder Unwiſſenheit hervor, er fehlt nicht gerade aus Mangel an Takt, oder weil er ſich aus Irrthum vergreift: es iſt vielmehr mit Bewußtſein und Abſicht, daß er ſeine freien Schalkheiten und verwegenen Neckereien übt, es iſt der Uebermuth des Talents und ſeiner Stellung, der ihn antreibt, wie dies heutigen Tages von Heine geſagt werden kann, deſſen Grobheiten niemals unwillkürliche, ſondern mit Wiſſen und Willen ausgeübte ſind. Daß aber Voltaire in dieſer Art ſich Arges zu Schulden kommen ließ, davon wollen wir nur das eine Beiſpiel anführen, wo er im Mai des Jahres 1759 an den König von Preußen ſo ungebührliche Scherze gerichtet hatte, daß dieſer am 10. Junius aus ſeinem Hauptquartiere zu Reich-Hennersdorf ihm ernſt und ſcharf antwortete, und ſchließlich in einer Nachſchrift dieſen Verweis ausdrückte: „Mais êtes-vous sage à soixante et dix ans? Apprenez à

votre âge de quel style il vous convient de m'écrire. Comprenez qu'il y a des libertés permises et des impertinences intolérables aux gens de lettres et aux beaux esprits. Devenez enfin philosophe, c'est-à-dire raisonnable. Puisse le ciel, qui vous a donné tant d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Si cela pouvait arriver, vous seriez le premier homme du siècle, et peut-être le premier que le monde ait porté: c'est ce que je vous souhaiti. Ainsi soit-il.“ Die Zurechtweiſung war in der That wohlverdient, und Voltaire fühlte ihr Gewicht, doch ohne aus der Faſſung zu kommen. Was aber kann er darauf erwiedern, wie ſoll er ſich nun benehmen? Hier zeigt er ſich in der That bewunderungswürdig und in ſeiner Natur und Rolle ſo feſt als anmuthig! Er ſchreibt, nachdem er alles Andere ruhig beſprochen, am Schluſſe ſeines nächſten Briefes: „Je tombe des nues quand vous m'écrivez qui je vous ai dit des durétes; vous avez été mon idole pendant vingt années de suite, *je l'ai dit à la terre, au ciel, à Gusman même;* mais votre métier de héros et votre place de roi ne rendent pas le coeur bien sensible; c'est dommage, car ce coeur était fait pour être humain, et sans l'héroisme et le trône, vous auriez été le plus aimable des hommes dans la société. En voilà trop, si vous êtes en présence de l'ennemi, et trop peu, si vous étiez avec vous-même dans le sein de la philosophie qui vaut encore mieux que la gloire. Comptez que je suis toujours assez sot pour vous aimer, autant que je suis assez juste pour vous admirer: reconnaissez la franchise, et recevez avec bonté le profond respect du

suisse *Voltaire.*“ Alles in dieſer Erwiederung iſt geſchickt, einlenkend, ſchmeichleriſch, wahr, geiſtreich und in der ächteſten Manier des Schreibers, ſogar noch ein wenig dreiſt, weil dies in ſeine Art gehört, und weil er nicht allzu hart getroffen ſcheinen darf; die Hinweiſungen auf das Königthum und die Feldherrnſtellung des Empfängers ſind meiſterhaft, und auch im tiefſten Grunde wahr, ſo daß der König davon ergriffen und durch die Höhe ſeines Standpunktes recht zur Nachſicht wieder geſtimmt werden muß. Auch verzieh der König ſogleich und ſchrieb gleich im nächſten Briefe: „Vous me dites deux mots, et le reproche expire au bout de ma plume.“ Solche Macht und Gewandtheit des Geiſtes wirkt unwiderſtehlich, und bezeugt ſich ſelber durch ihre Wirkung. Goethe's Ausſpruch wird ſo zuletzt auch hier doch eigentlich beſtätigt. —

In Bezug auf Voltaire haben wir noch die nachſtehende Rechtfertigung dieſes Schriftſtellers beifügen wollen, gegen eine Anklage, die auch Goethe mit Unwillen verwarf, und deren authentiſche Widerlegung ihn freute. Die Worte ſind einem Aufſatz entlehnt, der eine reiche Blüthen- und Fruchtleſe aus Voltaire's Briefen enthält, und künftig vielleicht vollſtändig mitzutheilen ſein wird. —

Voltaire, eine der Machtgewalten des achtzehnten Jahrhunderts wird im neunzehnten abermals zu einer ſolchen emporgeſteigert, und zwar diesmal mehr durch die Gegner, als durch die Anhänger, welche eigentlich von jenen erſt hervorgerufen werden. Dieſer einzig begabte und vielſeitig regſame Geiſt hatte Schwächen und Fehler genug, an welchen ſeine Feinde auch nicht unter-

ließen zu zerren und zu quälen nach beſten Kräften. Allein der Partheigeiſt der Fanatiker, die er im Intereſſe der Menſchlichkeit zu bekämpfen nicht müde ward, ſuchte ihm neben dem Tadel, den er verdiente, anderen, größeren anzuhängen, den er niemals verſchuldet. Dies erneut ſich in unſeren Tagen mit verdoppelter Heftigkeit. Seine Aeußerungen werden entſtellt, vergiftet, verläumderiſchen Vorausſetzungen Preis gegeben, wo die geringſte litterariſche Kritik, falls ſie angewendet würde, ſogleich den Ungrund der Beſchuldigungen darthun müßte. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſes Verfahrens ſei hier angeführt!

Es iſt bekannt, daß Voltaire eine lange Zeit hindurch ſeine Briefe an die vertrauteſten Freunde gern mit der abgekürzten Formel écr. l'inf. ſchließen mochte; dieſes écrasez l'infâme war die ſeinem Geiſte ſtets gegenwärtige unabläſſige Mahnung zur Bekämpfung des Fanatismus und Aberglaubens, der zu Voltaire's Zeit eine noch furchtbarere, blutigere Geſtalt hatte, als ihm in ſpäterer Zeit wieder zu erlangen bisher noch möglich war. Im achtzehnten Jahrhundert hat niemand die Sache anders genommen. Was aber geſchieht im neunzehnten? Franzöſiſche Schriftſteller und deutſche ſogar — welche dadurch den Vorwurf der leichtſinnigſten Ungründlichkeit, den ſie gegen Voltaire ſo ſchnell bereit haben, im vollſten Maße auf ſich ſelbſt laden — erdreiſten ſich zu der widerwärtigen Behauptung, daß durch jene Formel die chriſtliche Religion ſelbſt gemeint ſei, ja was noch mehr iſt, einer jener Schriftſteller wagt mit Zuverſicht die abſcheuliche Anklage, Voltaire meine durch jene Formel mehr noch, als die chriſtliche Religion; den zweideutigen

apoſtrophirten Artikel auf ein nachfolgendes Hauptwort männlichen Geſchlechts beziehend! Und was wird zur Unterſtützung dieſer ſchändlichen Auslegung angeführt? Nichts, gar nichts, als nur die wiederholte, eifrige Behauptung. Der frevelhafte Gedanke gehört ganz dem deutſchen Schriftſteller an, der ihn Voltaire'n andichtet. Ein fleißiger Leſer von Voltaire's Schriften, der erſt neuerlich in deſſen Briefwechſel eine in ſolchem Maße kaum vermuthete Quelle der belehrendſten Unterhaltung gefunden, hat nirgends eine Spur entdecken können, daß jener Formel ein ſolcher Sinn beizulegen wäre; im Gegentheil, die meiſten Stellen erfordern geradezu jenen erſten, zu allen Zeiten und auch noch in unſern Tagen zu rechtfertigenden Sinn, daß der Fanatismus, der Aberglaube, zerſtört werden ſollen; und jede andere Auslegung wird zu einer aufgezwungenen. Hierzu kommt noch die offenbare, unumwundene Erklärung des Autors ſelbſt, die allein hinreicht, um jene verläumderiſche Unterſchiebung in ihrer Nichtigkeit bloßzuſtellen. In einem vertrauten Briefe Voltaire's an d'Alembert (vom Jahre 1760), deſſen Inhalt jeden Gedanken an gleißneriſche Beſchönigung oder heuchleriſche Milderung völlig ausſchließt, heißt es zuletzt im Erguſſe innigſt verbundenen Vertrauens: „Je voudrais que vous écrasassiez l'inf..., c'est-là le grand point. Il faut la réduire à l'état où elle est en Angleterre, et vous en viendrez à bout, si vous voulez: c'est le plus grand service qu'on puisse rendre au genre-humain. Vous pensez bien que je ne parle que de la *superstition:* car pour la *religion*, je l'aime et la respecte comme vous.“ Wo bleibt hier die böswillige Anklage? Die

Anführung von Englands Beiſpiel iſt ſchlagend; das Chriſtenthum ſteht in Englands Verfaſſung und Sitten im höchſten, begründetſten Anſehn, aber jede fanatiſche Wirkung auf den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft iſt ihm abgeſchnitten; wer ſchwärmen will, mag es dort auf eigne Hand und Gefahr thun, aber auch frei zu denken iſt ihm geſichert, und niemand hat von des Nachbars Fanatismus und Aberglauben einen Zwang für ſich zu befürchten. Dieſen Zuſtand wünſchte Voltaire auch in Frankreich, ja in der ganzen Welt zu ſehen; iſt ihm dies zu verdenken? Wir, hierin glücklicher, als er, ſehen dieſen Zuſtand über einen großen Theil der Welt verbreitet, wahrlich zum größten Gewinn der Religion und Moral, und ſollten nicht vergeſſen, welchen Bemühungen wir dieſes auch ſchon wieder hier und da bedrohte Beſſergewordene großentheils mit verdanken! —

7.

Goethe ſchrieb im Februar 1814 an Frau von Grotthuß in Dresden folgende Worte über das Werk von Frau von Stael „de l'Allemagne“, das er eine wohlbereitete geiſtige Speiſe nannte: „Sie haben das Buch ſelbſt geleſen, und es bedarf alſo meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil deſſelben im Manuſkript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals in Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke ſagen. Man kann das wunderbare Geſchick dieſes Buches wohl auch unter

die merkwürdigen Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizei, einſichtig genug, daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen; gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderbaren Effekt. Wäre es früher dageweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpätentdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiedererkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maßſtab des ungeheuern Schrittes, den ſie gethan haben. Möchten ſie, bei dieſem Anlaß, ihre Selbſterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht, wie bisher, einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sklaverei, ſo auch den innern Partheiſinn ihrer neidiſchen Apprehenſionen unter einander beſiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren in wiefern dieſes möglich ſei, wollen wir die erſten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.“ Goethe urtheilte zu allen Zeiten ſehr billig über Frau von Stael, und war von ihren großen Gaben leicht eingenommen; in ihren Schriften ſah er mehr das Weltwirkende, Konverſatoriſche, als das Kunſtgebild oder Wiſſenſchaftliche, und gewiß kann man alles, was ſie dichtend oder unterſuchend und lehrend geſchrieben, als

eine Fortsetzung und Erweiterung ihres Gesprächs und ihres persönlichen Gesellschaft-Einflusses betrachten.

8.

Auf einem uns zufällig vor Augen gekommenen Denkblatt fanden wir folgende wehmüthig-unwillige Klage von Ludwig Robert niedergeschrieben: „Hast du nie etwas von deinen Arbeiten Goethe'n geschickt?" fragte mich ein Freund. „Niemals" antwortete ich; „denn, als ich einst, ich glaube im Jahre 1804, bei ihm zu Tische war, kamen Almanache, der Chamisso-Varnhagen'sche war auch darunter, und Goethe nahm einen nach dem andern, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren, und fragte: „Hörst Du was? ich höre nichts. Nun! wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das Beste"; und so legte man die Almanache bei Seite. Da nahm ich mir vor, nie ihm etwas zu schicken, und hab's auch gehalten, diese Art von Verachtung that mir zu weh." Ist nur die Frage, ob der empfindliche Autor, der eine muthwillige Laune so übel nimmt, sich nie einer schlimmern Verhöhnung und Mißhandlung von Schriften schuldig gemacht, deren Inhalt er aus Vorurtheil ungeprüft verworfen, oder gar nicht in seinen Gesichtskreis fallen konnte? —

9.

Im Jahre 1810 war Alexander von der Marwitz mit Goethe zusammen in Töplitz, und merkte aus dessen Gesprächen einiges zur Erinnerung an. Es war eben von Oken und Andern die Rede gewesen; da sagte Goethe zu uns (Marwitz, Ernst von Pfuel ꝛc.): „Ihr

Kinder, der Jugend Weisheit iſt mit Lumpen gefuttert. Wo will es auch herkommen?" Wir lachten ſehr, er mit.

„Die Natur, ſagte er weiterhin, iſt wie ein Beil. Gerad und einfach geht ſie hindurch, und nur die unendliche Modifikation des Einzelnen macht es ſo ſchwer, ſie zu verſtehen."

„Man muß doch auch ſeine Heiligen haben", ſagte er gegen den Herzog gewendet, „und da der heilige Johannes von Nepomuk (der ſonſt ein braver und würdiger Mann war) doch für unſre Zeiten nicht recht mehr zu gebrauchen iſt, ſo habe ich mir ſo meine eignen gewählt, und vor allen andern den Keppler. Der hat in meinem Vorſaal eine eigne Niſche, in der ſein Bruſtbild aufgeſtellt iſt." Nun lobte er ihn. —

Er lobte die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Geſpräch über Friedrich Wilhelm den Erſten, ſeine Zeit, über den großen Kurfürſten. Ueber Beireis. Ueber den Kampf mit den Elementen (als Pfuel die Feuersbrunſt in Eger geſchildert hatte). Ueber die Propyläen und die Kunſtausſtellungen in Weimar; verweilte darauf mit beſonderer Liebe und Ausführlichkeit.

Viele Geſpräche über das Theater, über die Aufführung des Taſſo in Weimar. Ich erinnerte ihn an die Corona; er ſprach über ſie, ihr Talent, ihre ausdrucksvolle Schönheit, lange, aber ganz ſtill, mit tiefer zurückgedrängter Rührung.

Er lobte das dreizehnte Jahrhundert wegen ſeiner Poeſie und Kunſt, wegen ſeines friſchen und kräftigen Bildungstriebes. Damals ſei Geiſtlichkeit und Ritterſchaft etwas geweſen, was ſie nie wieder werden könnten.

Thörichte Nachahmerei, dergleichen wiederholen zu wollen. Aber die Don Quixote's kehren immer wieder, und nicht nur edle und ſinnreiche, wie der des Cervantes, ſondern leider auch niedrige, dumme, und wohl gar ſchuftige. Gegen die möchte man jetzo zum Ritter werden! —

10.

Im Jahre 1828 ſchrieb Goethe an Zelter: „Ich freue mich, daß du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und dich zu Molière gewendet haſt. Die lieben Deutſchen glauben nur Geiſt zu haben, wenn ſie paradox, das heißt ungerecht, ſind. Was Schlegel in ſeinen Vorleſungen über Molière ſagte, hat mich tief gekränkt; ich ſchwieg viele Jahre, will aber doch nun eins und das andere nachbringen, um zum Troſt mancher vor- und rückwärts denkenden Menſchen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrſale aufzudecken." Aus derſelben Zeit ſind ein paar Aufſätze in den nachgelaſſenen Schriften Goethe's (W. Thl. 46. S. 151 ff.), wo von Molière mit großem und wohlbegründetem Lobe geſprochen, und unter andern geſagt wird: „Wenn einmal Komödie ſein ſoll, iſt unter denen, welche ſich darin übten und hervorthaten, Molière in die erſte Klaſſe und an einen vorzüglichen Ort zu ſetzen. Denn was kann man mehr von einem Künſtler ſagen, als daß vorzügliches Naturell, ſorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommenſten Harmonie gelangten. Dies Zeugniß geben ihm ſchon über ein Jahrhundert ſeine Stücke, die ja noch, obſchon ſeiner perſönlichen Darſtellung entbehrend, die talentvollſten, geiſtreichſten Künſtler aufregen, ihnen durch friſche Lebendigung genug zu thun."

Und vom Misanthropen desselben Autors wird bemerkt: „Man beschaue ihn, und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns selbst oft zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte. Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch unnatürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit Andern, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehn ihn aber im Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Falschheit nicht umhergehen kann.“ In Eckermann's Gesprächen (Thl. I. S. 241) findet sich dieses Urtheil über Molière und die Bewunderung seiner Großheit und Macht schon zu Anfang des Jahres 1826 ausgesprochen, und wir sehen aus allen diesen verschiedenen Stellen, daß Goethe's Anerkennung so großer Verdienste von keinen Tageseinflüssen abhängig, sondern immer auf's neue aus wahrer Würdigung hervorging. Gegen die Schlegel'schen tadelnden Urtheile hatten auch andre tüchtige Gesinnungen sich unerschüttert behauptet, in die Tagesmeinung nicht eingestimmt. So lesen wir bei Rahel, die 1808 an Varnhagen schreibt: „Und Molière, — diese Sprache! — die hatte ich wieder vergessen — die sprudelnde Bewegung, dieser Witz, der gar keiner mehr ist; sondern Leben, die Sache! O! ich bitte dich, goutire den! oder vielmehr, höre ihn von Franzosen, und du mußt es.“ Das Weitere ist im Buch selbst nachzulesen. Wir aber, indem wir diese Urtheile, für Molière von Goethe und Rahel, wider ihn

von Schlegel, vergleichend erwägen, glauben uns berechtigt das Ergebniß festzustellen: für Molière sprechen helle Kraft und Einsicht, wider ihn blinde Eigensucht und dünkelhafte Schwäche. —

11.

Im Jahre 1825 sprach ein Reisender bei Goethe'n ein, der folgende Aeußerungen von ihm in sein Tagebuch niederschrieb, und zu Hause den Freunden mittheilte. Es war von Ségur's Geschichte des Feldzuges nach Rußland die Rede, und daß man ihm manche Unrichtigkeiten vorwerfe; Goethe vertheidigte das Buch, das in Lebhaftigkeit der Schilderung und in Glanz des Ausdrucks kaum seinesgleichen habe, und sagte: „Wie soll es bei den Geschichtschreibern immer richtig sein, die Welt selber ist es ja oft nicht." Auch bemerkte er, daß aus einer Menge von Zügen, die im Einzelnen nicht immer genau richtig seien, doch ein im Ganzen richtiges Bild entstehen könne. — Seine Schwiegertochter erinnerte ihn, er habe ihr etwas versprochen. — „Ja, das ist bei mir sehr leicht", fiel er mit liebenswürdiger Laune ein, „ich kann sehr gut versprechen, da ich nicht Wort halte" — als ob dies so eine zufällige Eigenschaft wäre, für die er nicht könne! — Von Achim von Arnim's Schriften und Dichtungen sagte er: „Er ist leider wie ein Faß, wo der Böttcher vergessen hat die Reifen fest zu schlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus!"

12.

Im Sommer 1823 machte die Geheimräthin Kohlrausch aus Berlin in den böhmischen Bädern die Be-

kanntſchaft Goethe's, wozu die Fürſtin von Hohenzollern ihr die erſehnte Gelegenheit bot. Sie fand Goethe'n ſchöner von Geſicht, als alle ſeine Abbildungen, ſein herrliches braunes Auge nur am Rande der Iris durch einen bläulichen ſchmalen Streif geſchwächt; übrigens erſchien er ganz rüſtig, geſund, heiter, wie ein jüngerer Mann. Sein Lieblingswort, das bei vielen Gelegenheiten vorkam, war in dieſer Zeit: „Wunderlich genug!" und die Abwechslungen im Tone und in der Anwendung ſollen von ungemeiner Laune und anmuthigſtem Reize geweſen ſein. Die Fürſtin fragte ihn, ob er denn noch nicht in Berlin geweſen ſei? Er verneinte es. Nachher war aber von Wilhelm von Humboldt die Rede und von ſeiner jetzt ſehr verſchönerten Beſitzung in Tegel; „Ach ja", meinte Goethe, „da haben wir einſt einen frohen Tag verlebt." Die Fürſtin rief aus: „So? da waren Sie denn doch wohl auch in Berlin?" worauf Goethe ganz gelaſſen und lächelnd erwiederte: „Da ſehen Sie, wie man ſich doch zuweilen verſchnappt!" Er wurde dann aber ſehr ernſt, und brach das Geſpräch ab; man ſah wohl, daß er an jene Anweſenheit nicht erinnert ſein wollte. — Er war allerdings in früherer Zeit in Berlin, wohin er den Herzog begleitet hatte. Nähere Angabe der Zeit findet ſich in den Briefen an Merck, ſo wie auch Einiges von der Stimmung, die er dort gehabt. Friedrich der Große jedoch wollte von ihm nichts wiſſen, und ſprach auch gar nicht mit ihm, weil er ihn als Verfaſſer des Werther und des Götz von Berlichingen nur für einen Förderer des Ungeſchmacks hielt. Die Gelehrten aber zu beſuchen, fiel Goethe'n gar nicht ein; was hätte er mit den Nicolai, Ramler,

Engel, Zöllner, Gedike, Erman, Caſtilhon, und ſo weiter, für Geſpräch und Ausbeute haben können? Humboldt beſuchte er in Tegel, aber dieſer war noch ein junger Mann, und zählte noch nicht unter die Notabilitäten. Dieſe jedoch, in ihrem Stolze gekränkt, daß der geniale Dichter ſie vorüberging, ſpürten ihm nun eiferſüchtig ſeine andren Wege nach, und verbitterten ihm durch üble Nachrede den kurzen Aufenthalt in Berlin vollends. Daher ſeine Abneigung, dies Andenken hervorzurufen und zu beſprechen.

13.

Wie ſehr Goethe ſein ganzes Leben hindurch befliſſen war, im ſchönſten Sinne dankbar zu ſein, das heißt wahrhaft erkenntlich und liebevoll geſinnt für empfangenes Gute, für jede Freude, Förderung, Einſicht, deren er theilhaft geworden; wie ſehr er ſelbſt mit Vorſatz und Eifer dieſes Zurückgehen auf die Quelle des Empfangenen geübt und gelehrt: davon zeugen hundert und hundert Stellen ſeiner Schriften. Aber neben dieſer großartigen Dankbarkeit, deren er ſtets erfüllt und befliſſen war, ging in den weichlichen Tugendlehren früherer Zeit noch eine andere Art im Schwange, eine feige, heuchleriſche, treuloſe Dankbarkeit, die da rechnet und wägt und ſich nur immer äußerlich abfindet, beſonders aber ein Anſpruch an Andre ſein will und ein Schmuck und Glanz für den Inhaber. Dieſe niedrigen Scheintugenden, wozu auch das übelverſtandene, ſchlechte Mitleid gehört, machten in der Moral, in der Poeſie und im Leben eine ſo häßliche Figur, daß die tüchtigen Leute ſie überall hinauszuwerfen bemüht waren, und auf die

Gefahr, ſelber verkannt und geſcholten zu werden, ihnen laut abſagten. So wollte Schleiermacher in ſeiner Ethik von Mitleid und Dankbarkeit als Tugenden nichts wiſſen, ſo ſprach Friedrich Schlegel der eitlen Beſcheidenheit Hohn, ſo verſpotteten Andre die Philiſterei der Wohlthätigkeit, der Humanität, mit denen der erbärmlichſte Plunderwucher getrieben wurde. Dies alles müſſen wir in's Auge faſſen, um die folgende Aeußerung Goethe's zu verſtehen, die auch ihm von ſchwachen Seelen arg mißdeutet worden iſt, jetzt aber wohl nur als ein neues Zeugniß ſeines großartigen tapfren Geiſtes gelten wird. Er warf einmal in einer kleinen Geſellſchaft mit guter Laune die Frage auf — wie er wohl öfters zu thun pflegte — was doch wohl am Menſchen eigentlich das Beſte ſei? Manche gaben mancherlei an. Endlich nannte Einer die Dankbarkeit, und unterſtützte ſeine Meinung mit ziemlich platten Gründen. Da hielt ſich Goethe nicht länger, „O Philiſterpack!" rief er aus, und langſam und mit Nachdruck und Wegwerfung ſetzte er hinzu: „Die Dankbarkeit iſt ein Laſter, das man ertragen muß!" — 1837.

„L'amour est un vrai recommenceur."

„L'amour est un vrai recommenceur." Dieſen Spruch lieſt man in Goethe's Maximen und Reflexionen, und die fremde Sprache, ſo wie die Anführungszeichen,

laſſen keinen Zweifel, daß hier nicht Eigenes, ſondern, wie Goethe es nennt, „Angeeignetes“ von ihm mitgetheilt worden. Aber woher iſt der Spruch? Goethe liebt es, ſich mit mancherlei Geheimniß, Räthſel und Verhüllung zu umgeben, ſeine klaren Gedanken oft nur in Dämmerlicht zu ſtellen, ſeine hellen Bilder zuweilen in völliges Dunkel ausgehen zu laſſen. Die Scheu, Beſcheidenheit, Vorſicht, oder wie man es nennen will, welche dieſem Verfahren zum Grunde liegt, und ein weſentliches Element in Goethe's künſtleriſcher Sittlichkeit iſt, übt einen großen Reiz auf den Leſer, dem bei allem Reichthume der Andeutung noch immer ein größerer des Angedeuteten eröffnet wird, und der ſich bald gewöhnt, in jedem einfachen Ausdrucke eine große Mannigfaltigkeit des Lebens vorauszuſetzen, die nur entwickelt zu werden braucht. Man ſieht dies am vollſtändigſten wenn man z. B. vergleicht, wie Goethe ſeine Bekanntſchaft in Straßburg mit Jung-Stilling erzählt, und welche Schilderung dieſer ſelbſt von jenen Vorgängen giebt. Nicht ſelten erſcheint dies Geheimnißvolle oder Unerklärte auch bloß im Aeußerlichen und Oberflächlichen, ohne Bezug auf die innere Bedeutung. Aber dem Behagen, ſich hinter eine Maske zu verſtecken, oder im Halbdunkel zu wandeln, geht das andere zur Seite, das Verhüllte zu erkennen, das Zweifelhafte hell zu beleuchten. Wie hat man ſich gequält, wie verſchieden und immer unrichtig gerathen, um herauszubringen, warum die beiden ihrem Inhalte nach ganz verſtändlichen Lieder „kophtiſche“ überſchrieben ſind! bis ſich endlich aus Goethe's eigener Mittheilung ganz gelegentlich ergab, er habe ihnen dieſen Namen gegeben, weil ſie anfangs zu

einer Oper: „Der Groß-Kophta“ bestimmt gewesen! Diesen Reiz hat auch der obige Spruch erweckt, und in einer Gesellschaft wurde viel darüber hin und her gestritten, welchem Autor er wohl angehören könne? Scharfsinn, Belesenheit, Witz und Scherz aller Art kamen an den Tag, man genoß der geistreichsten Unterhaltung, die Sache selbst aber blieb im Dunkel. Man glaubte, jene Worte in jedem Falle bei einem neuern Autor suchen zu müssen, vielleicht bei einem der tiefern, weniger gelesenen, bei Saint-Martin, Maistre, Ballanche, aber sie aufzufinden wollte nicht gelingen. Endlich kam ein Zufall zu Hülfe, und ein fleißiger Leser, der aus dem wirren Feuerwerke der Tageslitteratur zu dem stillen Glanze der alten probehaltigen Schriften, zu dem ewig Werthvollen, Leben- und Geist-Erfüllten, zurückgekehrt war, brachte den freudigen Aufschluß, daß jener Spruch in der Briefsammlung der Frau von Sevigné vorkomme, und zwar von dem Grafen von Bussy-Rabutin zuerst angeregt (Brief vom 3. Julius 1655), von ihr aber dann aufgenommen und fortgeführt. Wir sehen aus dieser unerwarteten Entdekkung auch ein Streiflicht auf Goethe's Lektüre fallen, und was für edle, fruchtbare und anmuthvolle Schriften er zur Erheiterung seiner alten Tage wählen und ausbeuten mochte!

Aehnliche Schwierigkeit verursachten zwei französische Zeilen, welche gegen Ende des Buches Rahel angeführt sind, und dort in hohen, eigenthümlichen Werth gestellt werden. Es sind die beiden Alexandriner:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux.“

Die gewiegtesten Kenner französischer Litteratur, fran-

zösische Schriftsteller in Paris selbst, welche die Frag vernahmen und sie zu beantworten nun die eigensinnigst Beharrlichkeit aufboten, konnten die ursprüngliche Stell jener Verse nicht nachweisen; sie waren in Racine, Cor neille, Voltaire, Crebillon nicht zu finden, und schiene doch einem älteren und tragischen Autor angehören z müssen. Dieser ist nun endlich gefunden! Allerding eines ältern und gewiß edlen Dichters, aber keines tra gischen, sondern eines heiter-anmuthigen, bei dem ma sie wohl am wenigsten gesucht hätte! Die beiden Zeile sind von Jean de La Fontaine, dem liebenswürdige Fabeldichter; aber freilich aus einem Gedichte, das we niger gelesen wird als seine Fabeln, obwohl es ihn al Menschen höchlich ehrt und seines Dichterruhms keines wegs unwürdig ist. Er war ein treuer Anhänger de von Ludwigs des Vierzehnten Ungnade hart getroffene und grausam verfolgten Finanzministers Fouquet, z dessen Gunsten er ein schönes elegisches Gedicht heraus zugeben wagte, und auf das harte Geschick des Gefal lenen jene beiden Verse anwandte, die allerdings die reinst menschliche Gesinnung athmen und die schönste sittlich Milde gleichsam in einer Naturbetrachtung schöpfen.

1835.

Frauen in Mannskleidern.

Einem Leser der Lehrjahre Wilhelm Meisters fiel e neulich als eine Sonderbarkeit auf, daß die interessante

Frauen dieſes Romans großentheils in Mannskleidern erſcheinen. In der That, die liebliche Mariane, gleich im erſten Kapitel, zeigt ſich uns als junger Offizier, den ſie eben auf der Bühne dargeſtellt, und bleibt den übrigen Abend in dieſem Koſtüm. Mignon wird ſogar für einen Knaben gehalten, ihrer Kleidung wegen, und wehrt ſich lange, dieſe mit weiblicher zu vertauſchen. Die ſchöne Baronin auf dem Schloſſe erſcheint als Jägerburſche, ſpäterhin Natalie als Amazone zu Pferd, doch auch halbmännlich, und die wirthſchaftliche Thereſe kann auf ihren Wanderungen durch Feld und Wald der Männertracht gar nicht entbehren. Dieſe Sonderbarkeit, die allerdings eine iſt, und bisher noch nicht angemerkt worden, auch ſich anderwärts unſers Wiſſens nicht wiederholt, kommt jedoch weniger auf Rechnung des Dichters, als man etwa glauben möchte. Sie iſt vielmehr eine Wirkung des Zeiteinfluſſes, unter dem die Anfänge jenes Romans entſtanden ſind, und der bei Herausgabe deſſelben noch nicht ſo fern und fremd geworden war, um eine Abänderung dieſes Koſtüms zu bewirken. Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte nämlich den entſchiedenen Hang, ſich anders anzuziehen, als die vorhergegangene Zeit. Alles wurde verſucht, armeniſche, türkiſche Tracht, für Kinder die mannigfachſte Ausſtaffirung, zuletzt überwog in Frankreich die Männerkleidung der Engländer, der einfache, für Herren und Diener gleichförmige Frack, und dieſe Mode, welche von den Vornehmſten des Hofes ausging, half nicht wenig den Unterſchied der Stände aufheben, der ſonſt durch die Verſchiedenheit der Kleidung bezeichnet war. In dieſe Bewegung fiel auch die Sucht der Frauen, ſich der nun ſo

bequemen, jeder Freiheit günſtigen Kleidung zu bedienen ja es fehlte nicht an der Behauptung, die Männerklei dung ſei weit anſtändiger, für die Sitten günſtiger uni bewahrender als die bisherige Tracht der Frauen. (Be uns hat Friedrich Schlegel in dieſer Hinſicht eine pikant Bemerkung in ſeinem verrufenen Roman angebracht! In Frankreich war es bald allgemein guter Ton, da vornehme Damen in Männertracht ausgingen, unbegleite und recht eigentlich emanzipirt, lange vorher, ehe dieſe Wort gebraucht wurde! Die Königin Marie Antoinett machte große Promenaden auf dieſe Weiſe, beſuchte ſo gar, was ſonſt nicht möglich geweſen wäre, in ſolche Verkleidung den Opernball. Die Kaiſerin Katharine uni andere Fürſtinnen erſchienen vor den Truppen in männ lichem Kriegsrocke. Natürlich wurde die Mode in Deutſch land nachgeahmt, und ſie dauerte noch tief in die Zeite der Revolution hinein. In Berlin ſah man eine ange ſehene Dame, die für eine Freundin der Königin galt ſehr oft in Männertracht ſpaziren reiten. So finden wi in dem Buche: „Galerie von Bildniſſen aus Rahel' Umgang und Briefwechſel" eine Gräfin von Schlabren dorf, die als Mann gekleidet reiſte. Sehr natürlich, da mit anderem Koſtüm der Zeit auch dieſes in den Roma überging, der vor ſo vielen andern ein treues Bild de Zuſtände, der Sitten und der Denkart ſeines Zeitalter iſt, aus dem er hervorwuchs.

1835.

Erzählungen.

Die Sterner und die Pfitticher.

Novelle.

Große lebenvolle Zeit, da Deutſchland im Gemeinweſen freier Städte eine herrliche Stufe ſeiner Entwickelung beſtieg, und edler Bürgergeiſt aus deren Mitte herrſchend emporblühte! Wenig andere Bilder unſrer Vorzeit dürfen an Kraft und Fülle dieſem gleich ſtehen, wenige in Dauer der Nachwirkung es übertreffen. Aus rauhen Wildniſſen und einſamen Felsburgen zog ſich das Leben in das mildere Thal, an reiche Ströme, zum ſtarken Verein innerhalb gemeinſamer Mauern, wo alsbald der Fleiß der Gewerbe, der Geiſt des Handels und der Erfindung, die Kunſt und Uebung jeder Thätigkeit ihr glückliches Gedeihen fanden. Geſetz und Sitte ordneten hier für Alle die Freiheit, die ſonſt nur das Schwert der Eigenmacht dem Einzelnen erhielt. Der Ritter fand Genoſſen des Kriegs und der Ehre in ſtreithaften Bürgern, oft in ihrer Sache neuen Zweck des edlern Kampfes. Weiſe Einrichtungen, Wohlfahrt und Glanz des Lebens, die ſich hier in Sicherheit ausbildeten, ſchufen Macht und Anſehen, deren Wirkung weithin vordrang. Nicht

nur im Norden die Hanſa ragte als Städtebund erſtaunenswürdig neben Königreichen, auch im Süden von Deutſchland bewieſen ähnliche Erſcheinungen, mit wechſelndem Geſchicke, den Stolz und die Macht der freien Städte. Doch nichts Großes wird unter den Menſchen ohne Kampf erreicht, und die Bewegung, welche hervorbringt, iſt immer auch zerſtörend. So ſehen wir denn das Bild der freien Städte Deutſchlands nicht bloß verherrlicht durch Glück und Ruhm, ſondern auch entſtellt durch innere Zwietracht, zerrüttet durch Leidenſchaften, verfinſtert durch Mißverſtand der Freiheit. Die Bürger, gegen gemeinſamen Feind ſtark auf den ſelbſtvertheidigten Mauern, geübt in Waffen und freudig in deren Gebrauche, wandten auch dorthin, wo nur Geſetz und Recht herrſchen ſollten, die rohe Gewalt; und im Gefühle der Kraft, die ſie zur Tapferkeit beſeelte, führten ſie auch ihre inneren Angelegenheiten nur allzu oft zu blutiger Entſcheidung. Die Vornehmen und Reichen ſtrebten bald nach alleiniger Herrſchaft, die Geringeren widerſetzten ſich der Unterdrückung, und in mannigfachen Schwankungen wechſelte die Oberhand. Partheiungen erhoben ſich, auswärtige Verhältniſſe verwebten ſich in den Streit, Haß und Rachſucht gährten auch im friedlichen Stillſtand, und jeder leichte Vorgang erneuerte den Ausbruch von Kämpfen, deren erſter Anlaß oft nicht mehr aufzufinden war. Die lange Dauer ſolcher Unruhen, die in den meiſten Städten Italiens und Deutſchlands oft mehrere Jahrhunderte gewüthet haben, beweiſt nur, wie kraftvoll der Wohlſtand und die Freiheit geweſen, die trotz dieſer Zerrüttungen ſich erhalten konnten.

Von den zahlreichen Geſchichten, in welchen dergleichen

Ereigniſſe ſich abſpiegeln, ſei uns eine auszuheben vergönnt, die von beſonderen Umſtänden zu einer eigenthümlichen Wendung geführt worden, und deren Erzählung ohne Nachtheil ſich einer geſchichtlichen Treue anſchließen darf, die ſonſt gern dem Reize des Eindrucks geopfert zu werden pflegt. Sie fiel gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der löblichen Stadt Baſel vor, die wir früh durch Gewerbe und Handel in volkreicher Blüthe finden.

Schon ſeit vielen Jahren hatte ein großer Theil des umwohnenden Adels das Bürgerrecht in Baſel erworben, ſeine Schlöſſer mit Burghäuſern in der Stadt vertauſcht und im Handelsverkehr große Reichthümer gewonnen; ärmere Edelleute folgten dem Beiſpiel jener Ritter, allein die erwachte Eiferſucht der Bürger erſchwerte bald den Zuwachs ſolcher Anſiedler, und dieſe fanden oft kein anderes Heil, als bei dem bereits anſäſſigen Adel in Dienſt zu treten. Durch ſolche Hausgenoſſen verſtärkt, bildeten die vornehmen Ritter eine mächtige Körperſchaft, die ſich bald gegen die andern Bürger mancherlei herausnahm, und ihnen, bei doch meiſt gleichen Beſchäftigungen und Pflichten, eine niedere Stufe anweiſen wollte. Vergebens hatte Biſchof Heinrich, ein Graf von Neuenburg am See, fromm und wohlgeſinnt den Frieden zu erhalten geſucht, den Adel gewarnt, die Bürger in ihrem Unmuth beſänftigt und Alle zur brüderlichen Eintracht ermahnt; der Partheihaß war in den Gemüthern entzündet, und nichts konnte ſeinen Ausbruch mehr abwehren. Das Volk trat bei jedem Anlaß zuſammen, bot durch ſeine Menge den Rittern Trotz und trug in manchem ernſtlichen Hader den Vortheil davon. Hierauf

schloß der Adel einen noch festeren Verein, ordnete seine Glieder in streitfertige Schaaren, und hielt, um das Volk zu schrecken und zu höhnen, bewaffnete Aufzüge durch die Straßen der Stadt; von der Fahne mit weißem Stern im rothen Felde, die dabei herumgetragen wurde, entstand für die Genossen der Name der Sterner, denen sich, nebst andern auswärtigen Rittern, auch der Graf Rudolph von Habsburg als Verbündeter zugesellte. Aber die Volksparthei blieb in trotzigen Anstalten nicht zurück, sie bildete ebenfalls bewaffnete Schaaren, und erhob als Zeichen ihrer Verbündung eine Fahne mit einem grünen Papagei oder Psittich, woher für ihre Anhänger der Name Papageien oder Psitticher kam, an welche sich der Bischof und einige Geschlechter des Adels anschlossen, denen die gerechte Sache auf Seiten des Volkes erscheinen mochte. So gegen einander gestellt, und durch tägliche Anreizungen erbittert, waren die beiden Partheien schon oft in den Straßen an einander gerathen, ohne daß der Sieg sich entscheiden wollte, bis endlich ein bedeutender Vortheil den Psittichern die Oberhand und den Besitz der Bürgermeisterstelle gab, wodurch die Fehde auf eine Zeit lang gestillt wurde.

Die Bürgerschaft veranstaltete zur Feier der wiederhergestellten Ruhe ein großes Pfingstfest, zu welchem, außer den Einheimischen, auch eine große Anzahl von Fremden, besonders aber die befreundeten Neuenburger, eingeladen und mehrere Tage bewirthet und unterhalten wurden. Die Psittticher führten bei diesem Feste überall den Vorsitz, wobei durch Pracht und Ansehen vorzüglich das alte Geschlecht der Mönchen glänzte, welches in zehn verschiedenen Zweigen zahlreich blühte, und, an

der Spitze der Volksparthei ſtehend, jetzt auf die Angelegenheiten der Stadt den meiſten Einfluß hatte. Unter ihrer Anführung wurden die prächtigſten Ritterſpiele gehalten, für welche Heinrich Mönch von Landskron, ein angeſehener und vielvermögender Mann, die reichſten Preiſe ausgeſetzt hatte, die von der Hand ſeiner Tochter, Gertrudens von Landskron, an die gewandteſten und tapferſten Kämpfer vertheilt werden ſollten. Die Sterner, obwohl im Nachtheil und gedemüthigt, entzogen ſich doch dieſerhalb dem Feſte nicht, ſondern wetteiferten um jede Ehre und Auszeichnung, beſonders bei den Fremden, deren ſie ſich mehrere zu Freunden machten, worüber die Pfitticher ihren Verdruß nicht bergen mochten, der endlich auf's höchſte ſtieg, als die beſten Ehrenpreiſe am Schluſſe des Feſtes einem Jüngling zuerkannt werden mußten, dem die Sterner, als einem der Ihrigen, lauten Jubel bezeigten. Als der letzte Tanz geendigt war und man ſich anſchickte, den Saal zu verlaſſen, trat Heinrich von Landskron hervor, und redete, noch den Groll im Herzen, die Verſammlung alſo an: „Werthgeſchätzte Gäſte und Freunde! Wenn Ihr dieſe Tage in rechter Fröhlichkeit verlebt, und an unſerer Bewirthung, ſo wie an unſern Spielen, einiges Wohlgefallen gefunden habt, ſo iſt uns der beſte Lohn für unſern guten Willen zu Theil geworden, und der Glanz und Schmuck dieſer Tage hat für uns ſo lange nicht aufgehört, als Eure Zufriedenheit ein freundliches Andenken davon bewahren will. Möget Ihr unſere Stadt und Bürgerſchaft lieb und werth behalten, und die Ihr gekommen ſeid als Fremde, nun als Freunde heimziehen, die wir Euch um ſo lieber als Bundesgenoſſen rechnen, als Feinde

ja nicht bloß außerhalb lauern, ſondern leider auch im In
nern unſerer Stadt verderbliche Rotten bilden, deren fre
ches Gezücht mit vereinten Kräften zu vernichten iſt
Euch aber geleite Gott nun in Frieden und Freundſchaf
nach Haus!" — Die Verſammlung antwortete mit freu
digem Zuruf und trennte ſich unter Frohlocken und Glück
wünſchen; die Fremden zogen bei Fackelſchein nach ihre
Herbergen, von wo ſie am folgenden Tage, jeder ſeine
Weges, die Heimreiſe antraten. Die Sterner aber fühl
ten tief die Beleidigung, die ihnen im Angeſicht de
Fremden angethan worden; ſie zogen ſich in ſtiller Wut
zurück, feſt entſchloſſen, die Worte des ſtolzen Pfitticher
durch blutige That zu rächen, und verabredeten ſogleic
einen Anſchlag, um das verlorne Uebergewicht wieder
zuerlangen.

Dietrich von Ramſtein, ein edler Jüngling von ſchö
ner Geſtalt und ritterlicher Bildung, tapfer und kühn
durch manches Kriegsabentheuer geprüft, war eben au
Italien zurückgekehrt, um, nach dem Wunſche ſeine
Vaters, fortan unter ſeinen Mitbürgern zu bleiben
Seine Rückkunft fiel gerade in die Tage des Feſtes
deſſen belebter Glanz ihm den Boden der Heimath i
freudiger Anmuth erſcheinen ließ, und an welchem er ſo
gleich einen erhöhteren Antheil gewann, indem er in de
Ritterſpielen unübertroffen die beſten Preiſe davon trug
Die Sterner freuten ſich, in ihm einen kühnen und feu
rigen Genoſſen mehr zu beſitzen, deſſen Muth und Ge
wandtheit, wie ſchon im Scherz, ſo auch bald im Ernſt
ihrer Parthei zur wichtigen Verſtärkung werden mußte
Sie prieſen ſeine Ritterlichkeit, lobten ſeine Geſinnun
und ſetzten ihn vorläufig von allem in Kenntniß, wa

ihm als einem Mitanführer ihrer bevorstehenden Unternehmung zu wissen taugte. Allein Dietrich vermochte nicht in gleicher Art die Empfindungen zu theilen, von welchen er die Andern im Tiefsten erregt sah. Seit vielen Jahren aus der Heimath abwesend, kannte er den inneren Zwist seiner Mitbürger nur dem Namen nach, und er wußte nur, daß er ein Sterner sei, ohne es in seinem Inneren zu fühlen; und wenn auch sonst das Feuer der Jugend kaum der Gründe, sondern nur der Gelegenheit bedürfen mochte, um heiß für eine dargebotene Sache zu entbrennen, so vermißte er doch solchen Antrieb diesmal ganz, und fand in seiner Brust einen Widerspruch, der ihm unmöglich machte, gleich den Andern in den Pfittichern unbedingt nur Feinde zu erblicken. Das Bild der schönen Gertrud schwebte seit dem ersten Anblick mit sanftem Reize vor seinen Augen, und schlug mit zunehmendem Zauber die feindliche Flamme nieder, die seinen Herzen eine entgegengesetzte Richtung aufdringen wollte.

Indeß betrieb der alte Ramstein mit Nachdruck die Anstalten, um den Sternern Rache an den Pfittichern zu verschaffen. Durch seine hohen Jahre für die meisten Verhältnisse des Lebens abgestumpft, fühlte er die Heftigkeit früherer Zeiten einzig in den Augenblicken wiederkehren, wo die Bürgerpartheiung ihn aufreizte. Ehemals einer der Anführer des Sterns, mit ihm an Bedeutung gestiegen und in die Waffenfreundschaft des Grafen Rudolph von Habsburg gekommen, glaubte er die gerechte Sache der Ritter mit höchster Anstrengung verfechten zu müssen; vor allem schmeichelte ihm der Gedanke, in seinem Sohne ersetzt zu werden, und diesen

ausführen zu ſehen, was ihm ſelbſt nicht mehr ge
tet war. Dietrich liebte ſeinen Vater mit inniger
ehrung, er hatte ihn immer als hohes Vorbild bet
tet; an ſtrenger Geſinnung, an Tapferkeit und beſon
an beharrlicher Treue hatte er ſeines Gleichen nicht
funden; in die Fußſtapfen dieſes Mannes zu treten,
ner Leitung ſich hinzugeben, war ihm ſo wünſchens
als pflichtgemäß erſchienen. Mit beſtürztem Unm
fand er ſich nunmehr in dieſer Faſſung geſtört,
Eindruck verändert, jeden Wunſch verirrt. Er vern
nicht ohne Peinlichkeit die heftigen Aeußerungen,
täglich wiederkehrend, ihn ſelbſt nicht weniger als
Pfitticher zu verletzen ſchienen; denn am Ende
hinter dieſem verhaßten Namen auch immer die
Gertrud, die von ſolch harten Schmähungen mitgetr
wurde; er wußte die Stellung, in welche die Ver
niſſe ihn gebracht hatten, ſich nicht recht mehr anz
nen, und durfte doch keine andere hoffen, die ihn
friedigender geweſen wäre. Alles, was von dem
der Pfitticher, von ihrem Uebermuthe, von ihrer A
und Unverſöhnlichkeit erzählt wurde, mußte ihn auf
pelte Weiſe verletzen, indem ſein Stolz und mehr
Gertrudens ſanfte Liebenswürdigkeit ſich dagegen in
verſchiedenem Sinne auflehnten. Er verſuchte wohl,
innern Drang ſeines Gefühls dem väterlichen Sinn
zuſchmiegen. Er gab ſeiner tieferen Neigung, die e
Worten ſich ſelbſt allmählig eingeſtehen mußte, das
meinwohl der Stadt zum Anhalt, und deutete au
glücklichere Zeit hin, wo die Bürger durch keine
tracht mehr geſchieden ſein, wo Frieden und Eini
ſagte er, alle Kräfte für gleichen Zweck verbinden,

dieſen Zweck in der Blüthe und dem Anſehen des Ganzen beſitzen würden. Warum, fügte er hinzu, ſoll dieſe Zeit entfernt, warum nicht nahe zu hoffen ſein, da jede gute Geſinnung, jede wahre Vaterlandsliebe ſie plötzlich herbeiführen, ſie wenigſtens beſchleunigen kann? — Der Alte ſtutzte über die unerwartete Rede des Sohnes; doch bald, ihre ungewiſſe Deutung nach dem eigenen Sinn entſcheidend, entgegnete er mit Stärke: „Ja wohl iſt die Zwietracht das größte Unheil! Unſere Stadt geht darin unter, ihre Neider und Feinde frohlocken; aber nur ein einziges Mittel giebt es, die Einigkeit herzuſtellen: der Sieg des Sterns und des Pfittichs Untergang; dazu helfe jeder, der es gut meint, und verflucht ſei jeder, der es anders will!“

Solchen Aeußerungen des ſtarren Haſſes entzog Dietrich ſein verwundetes Herz, und zugleich dem väterlichen Kreiſe mehr und mehr ſein Vertrauen. Deſto freier und mächtiger entfaltete ſich in geheimer Stille das Gefühl, welches in raſchen Pulſen zur Leidenſchaft aufſtieg. Er ſah Gertruden unverhofft wieder, er konnte auf der Straße einige Worte mit ihr wechſeln, indem er als Empfänger der von ihrer Hand ertheilten Preiſe ſich in fortwährender Verpflichtung zu ihr darſtellte; er fand in ihren Augen die lieblichſte Wahrheit, in ihren Worten die edleſte Zuverſicht eines ſchönen Herzens, deſſen Neigung ungewonnen nur dem Rechten ſich gewinnbar fühlt. Er traf und ſprach ſie hierauf öfter, der Zufall ſchien befliſſen ſie ihm allenthalben entgegen zu führen, in Kirchen und Gärten, bei Feſtlichkeiten und Waſſerfahrten. Schon mochte er ſich nicht mehr läugnen, daß ihn die heißeſte Liebe erfülle, und daß er ohne Gertrud allem

Lebensglück entſagen müſſe. Schwelgend überließ er ſich allen Wogen der inneren Leidenſchaft; Muth und Angſt, Hoffnung und Zweifel beſtürmten abwechſelnd ſein aufgeregtes Herz, und wenn ihm endlich im errungenen Wähnen, daß er wiedergeliebt ſei, ein heiterer Troſt gekommen ſchien, ſo war er dann plötzlich mit ſeinem vollen Glücke erſt wieder gränzenloſer Noth und Irre preisgegeben. Konnte er hoffen, daß ſein Glück den wüthenden Geiſt der Zweitracht überwältigen würde, daß ihn die Pfittſcher, daß Gertruden die Sterner willig aufnehmen würden? Und welche Kette von Leiden und Drangſalen zog ſich über jeden Weg hin, den ſeine Liebe ſonſt noch möglich glauben wollte? — In dieſer Lage wurde ihm Mittheilung äußerſtes Bedürfniß. Er näherte ſich einem Freunde, mit dem aus früher Jugend, nach langen Zwiſchenräumen, in denen ſie ſich nicht geſehen, ein angewöhntes Vertrauen ihm offen geblieben war. Reinhard Schenk, ein wenig jünger als Dietrich, aber in ſeinem Weſen ſehr zuſammengenommen, beſaß unter der Hülle eines überlegten Benehmens eine Reizbarkeit des Sinnes, welche Dietrichen beſonders angezogen hatte; er ſchien eine nachſichtige Beurtheilung und eine ſorgſame Behandlung von den Eigenſchaften des Freundes erwarten zu können. Dieſer vernahm zwar die unvermuthete Mittheilung anfangs mit Kälte, ja mit einigem Ausdruck von Verdruß; allein dieſer Anſchein verlor ſich gleich wieder, und der Vertraute ſuchte alsbald mit freundlicher Faſſung und ſichtbarem Eifer den Liebenden zu friſcher Hoffnung zu ermuntern, und dieſe durch kräftige Zuſage ſeiner eigenen Beihülfe in Rath und That beſtens zu beſtärken. Er läugnete nicht, daß die Verhältniſſe

ſchwierig, daß die Feindſchaft der Sterner und Pfittſcher mehr als je in Gährung ſei, und daß an eine Verbindung auf gewöhnlichem Wege nicht gedacht werden könne; aber er glaubte, daß ſich ſchon Hülfsmittel darbieten würden, wenn man ſie nur benutzen wollte; dabei erklärte er, daß er in dieſer Sache ſchon als Sterner dem Sterner beiſtehen müſſe, aber noch mehr als Freund dem Freunde, deſſen Empfindungen er vollkommen zu würdigen wiſſe.

Reinhard war erfindungsreich für Dietrichs Herzensbedürfniß; er ſchmeichelte ſeiner Einbildungskraft auf die wohlthuendſte Weiſe, wußte manchen Vorfall des täglichen Lebens nach Wunſch zu behandeln, das Widerwärtige abzulenken, das Angenehme hervorzuheben, und wurde ſeinem Freunde bald unentbehrlich. Das Mitwiſſen um ein geliebtes Geheimniß und dabei muntere Thätigkeit — dieſem Verein von Macht unterwirft ſich immer ein bedrängtes Herz! Auf nahen und fernen Spazirgängen, bald zu Schiffe den Rhein befahrend, bald zu Pferde die benachbarten Burgen beſuchend, unterhielten die Freunde ſich eifrig von Hoffnungen und Ausſichten, zu deren Erfüllung hundert Träume erſonnen, Entwürfe ausgebildet und Vorſätze gehegt wurden. Mit dem geliebte Gegenſtande aus der unſeligen Stadt zu einem andern Orte hin zu fliehen, wo der trennende Zwiſt unbekannt und wirkungslos wäre; das ganze Haus der Landskron aus den Reihen der Feinde zu den Sternern herüberzuziehen, oder die Ramſtein den Pfittſchern zu geſellen; im Vertrauen auf höhere Kraft heiliger Liebeseingebung beide Partheien durch öffentliche Rede zur Verſöhnung und Bruderliebe hinzureißen: alle dieſe

Vorſtellungen ſtiegen auf und ab in der unendlichen Prüfung ihrer vielartigen Möglichkeiten! Was auf entlegenen Wanderungen in Waldesfriſche und Felſeneinſamkeit glücklich ausgedacht und unfehlbar ſchien, verlor ſich nur immer wieder bei Annäherung zur Stadt meiſt in Wahn und Traum, und ließ bei dem Eintritt in das Thor leider die entgegengeſetzte Wirklichkeit erkennen! In der That war der Zuſtand der Bürgerſchaft mit jedem Tage gährender geworden; die Partheien hatten ſich durch Hohn und Drohungen auf's äußerſte erbittert, unaufhörlich fielen gefährliche Neckereien vor, und nicht ſelten wurden die Schwerter gezogen. Die Pfitticher, im Vortheil, machten ihre Obergewalt geltend, beſtraften die unruhigen Sterner, und verſicherten ſich der wichtigſten Poſten durch bewaffnete Schaaren; aber eben deßhalb war ein allgemeiner Aufſtand der Sterner nur um ſo näher zu befürchten, und wirklich deutete manches Zeichen darauf hin. Die beiden Partheien hatten allen Umgang unter einander abgebrochen, und nur noch im nothwendigſten Lebensverkehr berührte man ſich mit Schroffheit und Kälte. Dietrich erſchien vor ſeinem Vater jetzt meiſt finſter und ſchweigend, und dieſer glaubte in der heftigen Reden, die Reinhard zu Zeiten gegen die Feinde ausſtieß, zugleich den Inhalt jenes Schweigens zu vernehmen; er munterte zu muthiger Stärke auf: die Stunde ſei nicht weit, wo Vergeltung geübt werden ſolle; übrigens bedauerte er, ſeinen Sohn den Erwartungen nicht entſprechen zu ſehen, die er durch ſein erſtes Erſcheinen geweckt hatte; er habe nicht jenes geſtählte Herz, dünkte ihn, das durch Selbſtgefühl und inneren Trotz alles Mißgeſchick ungebeugt erträgt. Dietrich, von allem, was

er ſah und hörte, nur bekommen, und ſeit langer Zeit ſchon ohne den Anblick Gertrudens, den früher der Zufall bei öfteren Gelegenheiten ihm gegönnt, ſuchte im Freien ſeiner Stimmung nachzugehen; die beiden Freunde ſetzten emſig ihre Ausflüge fort, Reinhard von nun an bewaffnet, gewarnt gegen Ueberfall und Nachſtellung.

Eines Tages gingen ſie aufwärts am Ufer des Fluſſes von Hügel zu Hügel, bis ſie plötzlich durch ein umbüſchtes Gemäuer den Weg verſperrt fanden. Sie ſtiegen ohne Mühe hinauf. Eine grüne Laubwand breitete ſich über dem Rande der Mauer hin, und ein hoher Garten ſchloß ſich an; reizende Ausſicht zwiſchen gewaltigen Bäumen eröffnete ſich vorwärts in dem geſenkten Grunde auf den Rhein. Die beiden Freunde betrachteten die Gegend, als ſie in ihrer Nähe Stimmen und fröhliches Lachen vernahmen; dazwiſchen ertönten Liederklänge und munterer Lärm, wie von einem Platze jugendlicher Spiele. Zwei ſchöne Mädchen traten aus der Laubwand auf den freien Mauerrand hervor, ihre Tritte ſchallten hell von den feſten glatten Steinen; ſie riefen unter Scherz und Lachen eine dritte Geſpielin, die aus dem innern Garten antwortete. „Willſt Du denn immer träumen" — rief es ihr entgegen, als ſie nach einer Weile hervortrat — „wilſt Du gar nicht mehr ſpielen und fröhlich ſein? Biſt Du verliebt, ſo ſag' es uns zu Deinem eignen Beſten, daß wir uns nicht auch an Deinem Auserwählten verſehen, und unbewußt Deine Nebenbuhlerinnen werden!" — Die Freunde ſtanden hinter einem Hollunderbuſche, der ſie den Blicken der Mädchen einigermaßen verdeckte; doch als keine Antwort auf die neckende Rede erfolgte, und Reinhard ſich vor-

beugte, um beſſer zu ſehen, wurde er ſelbſt erblickt
mit ſchreiendem Lachen rief die Entdeckerin plötzlich:
iſt er, da iſt er ſchon, Gertrud, Dein Liebhaber,
Herzensbändiger! hieherbeſtellt oder durch Zufall?
Und jetzt, wo die Mädchen ihre Blicke auf Rei
hefteten, fielen Gertruds Augen, die ſich unwillk
dahin wandten, auf Dietrich, und was ihr ſelbſt
Geheimniß hatte ſein ſollen, wurde plötzlich ihr
und den Andern in einem Schrei offenbar, der ihre
Verwirrung ausdrückte. Die Freunde traten nu
gleich hervor, die Mädchen wollten fliehen, allein
trud vermochte kaum ſich aufrecht zu halten, ein
von Thränen benetzte ihr Antlitz. Dietrich ergrif
Hand, er konnte an ſeinem Glücke nicht zweifel
ſprach mit Leidenſchaft einige Worte, er wollte beru
bitten, ausſprechen, vernehmen; ein ſanfter Blick
ihm Vertrauen geben zu wollen, aber Angſt un
ruhe erwachten zugleich. Sie ſah auf die goldene
nieder, die er am Halſe trug, einen der Ehrenprei
er von ihrer Hand empfangen hatte. „Ihr habt ſi
gegeben", ſagte Dietrich, „und ſie wäre mir das T
ſte auf der Welt, wenn ſie ganz Eure Gabe wäre;
nun kann ich ihrer nicht recht froh werden, wen
bedenke, daß Ihr ſie vielleicht mir weniger von H
gegeben habt, als wenn ich einer der Eurigen wäre
„Wie redet Ihr!" flüſterte Gertrud bewegt; „ic
Euch nicht feind, wie ſehr es auch leider unſre
einander ſind! Ihr kommt, ſagt man, von weiten
ſen zurück, kaum kenne ich Euch, aber eine innere
zeugung ſagt mir, daß Ihr Eure Vaterſtadt mit
meiner Liebe wieder geſehen, Eure Mitbürger in der

nicht in Freunde und Feinde geſchieden habt! O vermöchten meine Empfindungen in die Andern überzuſtrömen, ſchon längſt wäre dieſer unſelige Zwiſt verſöhnt." — „Eure Worte, Gertrud, gehen mir zu Herzen!" erwiederte er; „Ihr verkennt mich nicht, nein, ich nehme keinen Theil an der traurigen Feindſchaft, ich liebe in Euch die Eurigen mit. Könnte mein Vater ſolchen Engel des Friedens hören, auch ſein Herz würde ſich wenden! Gertrud, Ihr ſeid die herrlichſte Jungfrau der Stadt, an Macht und Anſehen überwiegt Euer Haus alle andern; ich darf mich den Beſten der Meinigen gleichſtellen; der finſtere Streit kann enden, die Zerrüttung der Vaterſtadt redet der Liebe, die ich für Euch empfinde, das Wort: o wendet Euren Blick nicht ab, laßt mich wenigſtens hoffen, was Ihr noch nicht zuſagen mögt!" — Sie ſah ihn an, ſie bebte, und konnte kein Wort hervorbringen; Dietrich ſah mit Entzücken in das ſchöne Antlitz, und ſchien in die beſeligendſte Zukunft zu ſchauen.

Reinhard hatte unterdeſſen den beiden Mädchen die zufällige Weiſe erklärt, wie ſie hierher gekommen, und ſo ſchönen Kindern einen Schreck verurſacht, von dem dieſe doch wohl ſich bald erholen würden. Die Mädchen ſahen den jungen Mann ſpöttiſch an; was den Schreck beträfe, erwiederte die Eine, ſo müſſe er wohl meinen, recht furchtbar mit ſeinem Schwerte auszuſehen; allein es komme nicht auf die Waffe an, ſondern auf den Mann, der ſie führe. — „Und daß müßt Ihr geſtehen", entgegnete die Andere, „das Ihr, wenn Ihr freilich keine Vögel locken könnt, Euch darum doch noch immer zu viel einbilden möchtet, wenn Ihr als Scheuche etwas

zu ſein meintet.“ — Reinhard erwiederte: daß er in keinem Falle hier ſo loſe Vögel habe erwarten dürfen, indeſſen gebe es noch wohl ſchlimmere. — „Schlimmere?“ fiel das Mädchen ein; „o ja, das wißt Ihr am beſten! Ihr kennt die Papageien — unſre Vettern, wie Ihr wißt — mit denen Ihr nicht ſo dreiſt zu reden wagt.“ — Dieſe Worte, ſchon im Zorneseifer ausgeſprochen, zogen Dietrichs Aufmerkſamkeit herbei; er ſah Gertrud zittern bei Erwähnung des Partheiſtreites, er eilte an Reinhards Seite, um ihn zu verhindern, mit neuer Bitterkeit zu antworten; Gertrud nahte mit beſorgten Blicken ihren Geſpielinnen, aber vergebens! Die Mädchen, ein geheimes Einverſtändniß vermuthend und wegen des ganzen Auftrittes mißvergnügt, überließen ſich ganz ihrer Aufregung, häuften Schmähungen auf Schmähungen, beſchuldigten die Sterner ehrloſer Abſichten, warfen ihnen Feigheit und Verrätherei vor, und hießen ſie ihres Lohnes gewärtig ſein. Reinhard, auf's äußerſte gebracht, verſagte jede Mäßigung, anwortete mit höhniſcher Verachtung gegen die Pfittſcher, und zuletzt in ſo ſchneidenden Worten, daß die Mädchen eilig davongingen, indem ſie Gertruden mit fortriſſen; ſie blickte ſchmerzlich auf den Geliebten, der ſein Auge mit dem ihrigen inbrünſtig gen Himmel hob, während Worte des Haſſes und der Rache zum Scheiden erklangen. „Was haſt Du gethan!“ rief Dietrich ſeinem Freunde zu, als ſie allein ſtanden; „Du haſt den grauſamen Streit, den wir zu vernichten ſannen, nur heftiger entzündet!“

Reinhard vertheidigte ſich nicht, er ſuchte nur den Freund zu beruhigen; der unangenehme Vorfall hatte die Gewißheit von Gertrudens Gegenliebe enthüllt, und

dieſer unſchätzbare Gewinn wurde eifrig hervorgehoben; Dietrich ſchien in dieſer Betrachtung ſchon getröſtet und von ſchmeichelnden Bildern umgeben, als ſie nach weiten Umwegen Abends das Stadtthor erreichten. Kaum waren ſie hineingetreten, als ſie eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt bemerkten; unter verwirrtem Geſchrei rannten die Menſchen hin und her, Weiber flüchteten in die Häuſer, die Kaufleute ſchloſſen ihre Gewölbe, bewaffnete Bürger eilten in verſchiedenen Richtungen. Es hieß, die Sterner verſuchten neue Anſchläge, ihre Verruchtheit ſchone ſelbſt der edlen Jungfrauen nicht; erſt jetzt hätten ſie vor der Stadt drei Mädchen aus den Geſchlechtern der Pfitticher unvermuthet angefallen und beſchimpft, die Rache werde die Schuldigen aber aufſuchen und zu treffen wiſſen. — Reinhard vermuthete ſogleich den Zuſammenhang, und ſagte zu Dietrich: „Hier gilt kein Säumen; eilen wir, uns bewaffnet bei den Unſrigen einzuſtellen! Die Dirnen haben unſre Erſcheinung im Garten als eine Gewaltthat geſchildert, und wer weiß was alles erzählt; die ſchändlichen Papageien haben längſt auf einen Vorwand gewartet, uns ihre Uebermacht fühlen zu laſſen. Nun deſto beſſer! Fangen ſie heute an, ſo brauchen wir's morgen nicht zu thun!" — und damit nahm er Dietrichen am Arm und riß ihn fort, nicht ohne Widerſtreben; denn dieſer wollte durchaus in die Straße, wo Gertrud wohnte: er fühlte die größten Entſchlüſſe in ſeiner Bruſt; er wollte vor Heinrich von Landskron treten, und deſſen Geſinnung beugen oder ſich ihr zum Sühnopfer bieten. Reinhard erklärte dieſen Gedanken für thöricht; nichts könne hier helfen als das Schwert; hätten ſie erſt geſiegt, dann ließe ſich nachher

das Beſte thun. Allein Dietrich beharrte auf ſeinem Sinne und ſchritt muthig voran: ſein Freund, um ihn nicht ganz ohne Hülfe zu laſſen, folgte ihm unwillig nach. Schon ritt der Biſchof mit einer Anzahl Reiſigen durch die Straße und vereinigte ſich mit den bewaffneten Bürgern vor dem Rathhauſe, wo das Panier der Pfitticher aufgeſteckt war. Ein Trupp nach dem andern rückte zur Beſetzung der wichtigſten Poſten vorüber; wer ſich auf der Straße zeigte, wurde als Pfitticher zu ſeiner Schaar eingewieſen, oder als Gegner verhaftet. Dietrich befand ſich mit ſeinem Freunde ſchon mitten unter den Feinden, und unter Gertruds Fenſtern — bis wohin er durch alle Bewaffnete vorgedrungen — eben in größter Gefahr, als plötzlich das Geſchrei erſcholl, ein feindlicher Heerhaufen ziehe von dem Lande heran gegen das Thor, die Sterner hätten dem Grafen von Habsburg die Stadt verrathen, man müſſe ſie niedermachen, ehe ſie Hülfe erhielten. Heinrich von Landskron ſtürzte zornenflammt hervor, hieß alle Schaaren ihm nachfolgen und flog an ihrer Spitze gegen das andere Stadtviertel, wo die Sterner ſich verſammelt hatten. Dietrich und Reinhard, von den Ihrigen abgeſchnitten, durch wechſelnde Empfindungen beſtürmt, fanden ſich in der verzweiflungsvollſten Lage; Reinhard wollte in das Haus der Landskron einbrechen, Getrude als Geiſel feſtnehmen, und dann Feuer anzünden, um in dem Getümmel mit ihr und Dietrich zu entkommen; dieſer aber ſetzte ſich dem ſchrecklichen Vorhaben entgegen, weniger ſchaudernd, die Geliebte zu verlieren, als ſo ſie zu beſitzen. Unterdeſſen hatten die Pfitticher mit großer Ueberzahl den auf dem Münſterplatz aufgeſtellten Streithaufen der Sterner im erſten Anlauf

geworfen, Viele zuſammengeſtochen und Mehrere gefangen; lautes Freudengeſchrei verkündete den Sieg des Pfittichs und das Weichen des Sterns. „Retten wir uns von hier!“ rief Reinhard in äußerſter Beſtürzung dem Freunde zu, indem er einen Trupp Pfitticher zurück und gerade auf ſie los kommen ſah; „vielleicht gewinnen wir das Freie und kommen ſo zu den Unſrigen!“ — Der Trupp war ſchon ganz nahe, er führte gefangene Sterner zur Gewahrſam in Landskrons Haus. Unwillkürlich zögernd folgte Dietrich dem Freunde, indeß ſein Auge ſcharf auf die Kommenden geheftet blieb; plötzlich aber hielt er an, ſein Blick entflammte ſich, mit Entſetzen erkannte er unter den Gefangenen ſeinen alten Vater, blutend am Kopfe und gleichwohl noch ringend gegen ſeine Führer. „Heiliger Gott!“ ſchrie Dietrich, „jetzt ſteh' mir bei, jetzt macht ſelbſt dein Gebot mich zum Sterner! Auf, theurer Reinhard, hier ſind die Unſrigen, zu denen wir wollen!“ Und damit riß er dem Freunde das Schwert aus der Hand und drang wie ein Wüthender auf die Feinde ein; Reinhard ergriff eine Lanze und ſtürmte ihm nach; gefangene Sterner riſſen ihren Führern die Wehren von der Seite, und in einem Augenblicke entſtand ein völliges Gefecht, das durch Ueberraſchung, Muth und Verzweiflung ſich gleich zum Vortheil der Sterner neigte. Nach kurzer Anſtrengung war das ganze Häuflein befreit, die Schaar der Pfittticher zurückgeſchlagen und ſchnell das Thor erreicht, deſſen Wache, bald überwältigt, den Auszug nicht hindern konnte.

Mit der Dämmerung gelangten die Entronnenen über Feld zu dem jenſeitigen Thore, wo ſie mit der Hauptſchaar der Sterner zuſammentrafen, die fechtend

aus der Stadt hatten weichen müſſen. Der Anblick der Geretteten, gegen dreißig der angeſehenſten Ritter und Bürger, die man ſämmtlich verloren geglaubt, belebte wieder den Muth; Dietrichs Heldenthat wurde mit Begierde vernommen, und ihm und Reinhard mit hohem Lob und Preiſe die Führung der nächſten Angelegenheiten übertragen. Seufzend blickte Dietrich auf die im Abendrothe glühende Stadt zurück, rief ſeinem Glücke Lebewohl und ergab ſich der Schickung, in die er geſtellt war. Mit Thränen der Freude umarmte ihn der alte Ramſtein, nannte ihn ſeinen Retter und den Retter des Sterns, und beſchwor den Himmel, ſeinem Sohne in Vertilgung der Feinde beizuſtehen, und durch deſſen Hand beſonders das Geſchlecht der Mönchen zu treffen. So wurde Dietrich in ſeinen theuerſten Empfindungen zugleich erhöht und gebeugt! Doch die Sorge für die Sicherheit drängte bald jede andere Vorſtellung zurück; man konnte die bedenkliche Lage nicht verkennen: die Pfitticher hatten den vollſtändigſten Sieg errungen, ſie waren im alleinigen Beſitz der Stadt; die Sterner, welche noch kurz vorher die Unterwerfung von jenen geträumt, waren ſelbſt Vertriebene, die fremden Schutz ſuchen mußten. Ihr Unglück wurde vorzüglich der Ueberraſchung beigemeſſen, die ihren Anſchlägen um wenige Tage zuvorgekommen war. In der Nacht fanden ſich nach und nach mehrere Genoſſen ein, die gar nicht an dem Kampfe hatten Theil nehmen können, und jetzt der Verfolgung der Sieger entfliehen mußten; ſie brachten die Nachricht, daß die Pfitticher in der Frühe aus der Stadt hervorbrechen und einen neuen Angriff machen würden. Die Sterner konnten kein Gefecht mehr wagen, ſie beſchloſ-

ſen, ſich auf die Burgen ihrer Freunde zu zerſtreuen, um überall Hülfe aufzubieten; Dietrich aber ſollte die Verwundeten nach Breiſach geleiten, und dann den Grafen von Habsburg aufſuchen, um mit ihm weitere Maßregeln zu verabreden.

Die Leidenſchaft vermag in jugendlichen Gemüthern nicht zu ruhen, ſie bedarf der Thätigkeit, und wäre es auch in einem Sinne, der dem Herzen fremd, ja wohl gar entgegen iſt; denn vor allem andern ſteht dem innerlich Aufgeregten die große Nothwendigkeit der äußeren Gegenwart vor der Seele, die ſich jedes Augenblickes deſto dringender bemächtigt, als ſie einen höheren Inhalt ſchon dafür in Beſitz hat. So warf ſich Dietrich, nachdem die Dinge einmal dahin gewendet waren, mit allen Gedanken und Kräften auf den Krieg, deſſen Führung ſogleich ernſtlich betrieben wurde. Die Pfitticher hatten, im Einverſtändniß mit dem Biſchof, einen Rathsbeſchluß erlaſſen, kraft deſſen die vertriebenen Sterner für immer aus der Stadt verbannt, und im Fall der Wiederkehr ihrer Güter verluſtig erklärt wurden; die Sterner verdoppelten dagegen ihre Bemühungen, um mit hinlänglicher Macht gegen Baſel wieder anrücken zu können. Dietrich fand den Grafen von Habsburg im oberen Elſaß mit anſehnlichem Kriegsvolke, wie er von Straßburg zurückkehrte, wo er den Bürgern Beiſtand geleiſtet hatte. Rudolph zählte damals fünf und fünfzig Jahre, ſein hoher Wuchs und der edle Ausdruck ſeines Weſens gaben ihm ein älteres Anſehen, während das Feuer ſeines Blicks und die Tapferkeit ſeines Arms ihn zu verjüngen ſchienen; Großmuth und Frömmigkeit hatten nicht weniger ſeinen Ruhm begründet, als Waffenthaten und

Kriegszüge, in denen er vor allen Rittern hervorragte. Ehrfurcht erfüllte Dietrichs Herz, als er dem Helden gegenüber ſtand, der mit Antheil ihn das Trauergeſchick ſeiner Freunde erzählen hieß, denen ſeine Hülfe ſchon im Anzuge war und jetzt auf's neue mit ernſter Betheuerung zugeſagt wurde. Der alte Feldherr erkannte bald in dem Jünglinge den höheren Geiſt, der ihn beſeelte, und die kriegeriſche Entſchloſſenheit, die er ſo ausgezeichnet bewieſen hatte; er hieß ihn an ſeiner Seite bleiben, und ertheilte ihm mit Vorliebe Belehrungen und Aufträge. Dietrich entſprach jeder Erwartung; er ſammelte die zerſtreuten Sterner mit Schnelligkeit unter Rudolphs Fahnen, und brachte eine große Anzahl Fußknechte zuſammen. In wenigen Wochen ſtand die vereinigte Macht vor Baſel, und war ſtark genug, um die Stadt von allen Seiten zu berennen. Die Pfitticher hatten des Grafen von Habsburg bis jetzt nur geſpottet, und keineswegs ſo ſchnell ihn vor ihren Mauern zu ſehen erwartet, ſie mußten daher in Eile die Vertheidigung der Stadt anordnen, ohne daran denken zu können, wie ſonſt am rathſamſten geweſen wäre, in's Freie zu einem Treffen auszurücken; die plötzliche Einſchließung ſchnitt ihnen auch manchen Beiſtand und manche Hülfsmittel ab, ſo daß ſie lediglich auf ſich ſelbſt rechnen mußten, um den Feind abzuwehren, deſſen Ueberzahl ſie durch Vortheil der Stellung und durch Muth und Tapferkeit aufzuwiegen hofften. Die erſten Angriffe Rudolphs wurden in der That nachdrücklich zurückgeſchlagen, und da es ihm an Belagerungszeug fehlte, ſo konnte nichts Ernſtliches unternommen werden; auch die Anſchläge der Liſt mißglückten, da die Wachſamkeit der Bürger ihrer Tapfer-

keit gleich kam. Nach und nach wagten die Pfitticher ihrerseits kleine Ausfälle, mit abwechselndem Glück, aber ohne bedeutenden Erfolg; beide Theile konnten einander wenig anhaben, und die Fehde zog sich in die Länge. Die Sterner fürchteten, Rudolph möchte der Sache überdrüssig werden, und abziehen wollen; sie versuchten daher alles, um einen Sturm zu bewirken, allein vergebens; denn Rudolph kannte die Stärke der Stadt, und wollte sein Volk nicht auf ein ungewisses Spiel setzen. Inzwischen ersann Dietrich einen andern Rath, der ungetheilten Beifall erhielt. Nach seiner Anordnung zogen die Belagerer sich eine ziemliche Strecke von der Stadt zurück, und ließen den Eingeschlossenen größere Freiheit; dann aber brachen sie unversehens mit allem Ungestüm hervor, und nahmen Menschen, Vieh, Zufuhren und selbst einzelne Posten weg, wodurch die Stadt großen Schaden empfand; noch größer wurde dieser, als Rudolph die zur Stadt gehörigen Dörfer und endlich sogar die Vorstadt vor der Kreuzpforte, wohin er bei einem solchen Ueberfall vorgedrungen war, in Brand stecken ließ, und selbst die Stadt in Gefahr brachte. Reinhard wußte auch von des Bischofs Knechten eine Anzahl durch Gold und Verheißungen zu gewinnen, daß sie in der Stadt Feuer anlegten, und dann zu den Sternern übergingen. Die Bürger waren hierüber sehr im Schrecken, besonders da nun das Innere der Stadt und ihre Vertheidiger gleiche Sorge und Mißtrauen erweckten, wie der äußere Feind, und alle Anordnungen und Kräfte dadurch wie gelähmt wurden; selbst von der Rheinseite war man nicht sicher, denn Dietrich hatte Schiffe einrichten lassen,

in denen man Nachts das Ufer beunruhigte, heimlich landete und Ueberläufer abholte.

Um dieſer Gefahr zu begegnen, vermehrten die Bürger ihre Vorſicht und Wachſamkeit; zugleich aber ließ der Rath einen Beſchluß verkünden, wodurch gegen jeden, der bei Brandſtiftung ergriffen würde, unerbittliche Todesſtrafe beſtimmt war. Zwei Knechte Rudolphs mußten zuerſt dieſe Strenge büßen, und wurden aufgeknüpft. Die Erbitterung ſowohl in der Stadt als im Lager nahm täglich zu, und auf keiner Seite fehlte es an gewaltſamen Wagniſſen und grauſamen Behandlungen. In dieſer Zeit wurde Hug Marſchalk, der erſte Bügermeiſter, bei einem Ausfall, den er zu weit geführt hatte, von einem Hinterhalt der Sterner umringt und erſchlagen; an ſeine Stelle kam durch Wahl der Bürgerſchaft Heinrich von Landskron, ein Mann, ganz wie ihn die Noth der Umſtände zu fordern ſchien, ſtreng, ernſt, tapfer und unerſchütterlich. Auf Dietrichs Gemüth machte dieſe Nachricht einen beunruhigenden Eindruck; unter demſelben Namen ſtand nun alle Feindſchaft des Krieges und das theuerſte Bild ſeines Herzens vereinigt! Er mußte ſeinen Empfindungen, die der Waffenlärm eine kurze Zeit übertäuben gekonnt, mit neuer Hingebung folgen; ſein Verlangen, von Gertrud zu hören, vermehrte ſich mit jedem Tage, ſie zu ſehen und zu ſprechen erſann und verwarf er hundert Anſchläge. Sein Freund nahm an ſeiner Bewegung mehr unwilligen als liebreichen Antheil, tadelte ihn, daß er ſich einer Sache nicht entſchlage, die doch nun ganz unmöglich geworden; ſelbſt die Sterner, wenn ſie als Herren wieder in Baſel einzögen, dürften in keine Ausſöhnung willigen, die dem

Hauſe der Mönchen neuen Einfluß gewähren würde; er ſolle den Ruhm betrachten, den er in dieſer Fehde erworben, die Freundſchaft Rudolphs von Habsburg, die ihn auszeichne: ob nicht dies alles ſeinem Leben Ausſichten gebe, die über jede andere Beziehung hinausführten, ja die größten und gländzendſten, wenn Rudolph, wie vorauszuſehen, die Herzogswürde von Schwaben an ſich bringen werde? Doch Reinhard fühlte bald, wie wenig ſolche Vorſtellungen bei dem Freunde vermochten, und ging darauf aus, ihm durch andere Mittel einen Dienſt zu leiſten, den er ihm künftig, wie er meinte, beſtens danken ſollte.

In dieſer Zeit mußte Rudolph einen Theil ſeiner Kriegsvölker nach dem Breisgau ſenden, um eines ſeiner Schlöſſer, das die feindlichen Nachbarn belagert hielten, zu entſetzen; da ſeine übrige Mannſchaft nicht hinreichte, um die Stadt überall mit gehöriger Stärke einzuſchließen, ſo zog er ſich auf einen Hügel zurück, und begnügte ſich, die Bürger, wenn ſie ſich zu weit hervorwagten, mit raſchem Angriff zurückzutreiben. So blieb er fortwährend Herr der ganzen Umgegend, obwohl die Beſeler etwas mehr Raum bekamen, und wieder allerlei Verkehr und Verbindung im Lande pflegten. Dadurch erhielten auch die Sterner öftere Nachricht von dem, was in Baſel vorging, und traten mit ihren heimlichen Freunden in allerlei Gemeinſchaft. Unter andern mehr oder minder erheblichen Vorgängen wurde eines Tages auch der bevorſtehenden Hochzeit erwähnt, die in des Bürgermeiſters Hauſe ſtattfinden werde. Dietrich erblaßte bei dieſer Nachricht; der Name Gertrud wurde genannt, und es fuhr ihm wie ein Pfeil durch das Herz;

man ſprach von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth; einer der Anweſenden erinnerte an das Feſt, wobei ſie die Preiſe vertheilt hatte, und meinte, ſie würde ſelbſt der ſchönſte Preis geweſen ſein, aber freilich hätte dann kein Sterner ihn empfangen können. — „Das habt Ihr gut gemacht, wackerer Ramſtein!“ ſagte Rudolph, „daß Ihr damals den Feinden in ihrem eignen Hauſe den Ehrenpreis abgewannet; aber im Grunde ſeid Ihr der ſchönen Gertrud auf ſolche Art als Ritter verbunden, und ich dächte, wir ſollten ihr einen Ehrenbeſuch zur Hochzeit machen! — Gott ſtehe mir bei, wenn meine Kriegsleute wieder beiſammen wären, oder die Züricher mit dem Zeug kämen, ſo hätte ich große Luſt, bei der Hochzeit zu erſcheinen und zur Vermehrung des Feſtes einen Sturm zu geben, von dem noch die Kindeskinder reden ſollten!“ — Die Scherzrede Rudolphs erregte Dietrichen zu den heftigſten Empfindungen; Schmerz und Zorn kämpften in ſeiner Bruſt. Bald erſchien ihm Gertrud liebend und treu, und in tiefem Leiden dem härteſten Geſchick erliegend; bald wieder, ſelbſtſchuldig im eitlen Unbeſtand, einem gewählten Looſe folgend; er hätte ſie befreien und rächen, oder ſie ſelbſt in ſeine Rache mit hinabziehen mögen. In jedem Falle mußte ihm der Gedanke willkommen ſein, den Tag, der ihm alle Hoffnungen raubte, durch würdige Unternehmung zu feiern, und zu Sieg oder Tod ſein Verhängniß herauszufordern. Schon ſah er ſich der unglücklichen Gertrud gegenüber, die ſtolzen Verwandten vor ihm gebeugt, ſein Glück von der Geliebten freiem Entſchluß abhängig; dann aber ſie ſelbſt unwerth ſeiner Liebe, ihn verwerfend und verhöhnend! Dieſe Vorſtellung ergriff ihn mit Gewalt, ſie

ſetzte all ſein Blut in Bewegung. — „Hier iſt das Härteſte das Sicherſte!“ rief er aus; „hier darf Haß die Liebe auf die Probe ſtellen, die Stadt werde erſtürmt, und wie meine Liebe, auch auf die Gefahr des Unterganges!“ — Er berief ſogleich ſeinen Freund, der mit großem Vergnügen den kriegeriſchen Eifer wahrnahm, ihn mit geſchickten Anreizungen ſtärkte und munter zur That antrieb. Dietrich bedachte in der Eile ſeine Entwürfe, trug den Sternern die Sache vor, ſchilderte den ganzen Zuſtand des unentſchiedenen Zögerns ſo nachtheilig, machte die Gründe des Unternehmens ſo glaubhaft und deſſen Gelingen ſo wahrſcheinlich, daß die Meiſten mit voller Ueberzeugung einſtimmten, und faſt nicht mehr begreifen konnten, wie man der Aeußerung Rudolphs nicht gleich ſo entgegen gekommen ſei, wie er ſelbſt es vielleicht erwartet haben mochte. Nach dieſer Vorbereitung trat Dietrich vor Rudolph, und ſprach im Namen der ſämmtlichen Sterner: wie ſie wohl empfänden, was ſie ſeiner Hülfe ſchuldig ſeien, daß auf ihm ihre ganze Hoffnung beruht habe und noch beruhe, daß aber auch ihre Pflicht ſei, alle Kräfte für die gemeinſame Sache aufzubieten, und keine einzelne Rückſicht mehr ſtattfinden dürfe; lange genug lägen ſie vor Baſel ohne ſonderlichen Erfolg, es ſei Zeit, der Sache ein Ende zu machen; ſie achteten ihrer Häuſer und ihres ſonſtigen Beſitzthums nicht mehr, und wenn ſogar alles unterginge in Flammen und Plünderung, und auch nur ein Schutthaufen übrig bliebe, wollten ſie dieſen den Feinden entreißen; er möge daher nur Befehl geben zum Sturm und er werde die Sterner mit Schwert und Fackel als die Vorderſten und Verwegenſten erblicken. Der Graf von Habsburg ließ ſich den

muthigen Antrag der Sterner wohlgefallen, er lobte Dietrichs entschlossenen Eifer: solchen Männern sei alles möglich, und ungeachtet er jetzt eben Vergleichsvorschläge von den Pfittichern empfangen, wolle er den Krieg nur desto schärfer fortsetzen, doch heiße die Kriegserfahrung ihn ein zu großes Mißverhältniß der Anzahl meiden; sobald einige Verstärkung eingetroffen sei, werde er die Stadt mit Ernst angreifen, bis dahin aber die nöthigen Vorkehrungen mit Nachdruck betreiben. In der That wurden sofort alle Waffen in Stand gesetzt, Leitern und Balken herbeigeschafft, Pechkränze und Schwefel bereitet, die Zugänge und Schwächen der Mauern ausgeforscht, die Truppen ihrer mannigfachen Bestimmung vorläufig zugewiesen.

Während solche Zurüstungen geschahen, wurde Dietrich, dessen eigener Wille auf das lebhafteste dabei thätig erschien, mit jedem Tage düsterer und unfreundlicher. Was er äußerlich betrieb und bezweckte, ging förderlich von statten, er schien alle Ursache zur Freude zu haben, jedoch ein dumpfes Mißvergnügen drückte ihn, wie jemanden, der mit sich selber nicht auf's reine kommen kann, sondern von zwei streitenden Kräften nach entgegengesetzten Richtungen gezogen wird. Jemehr er die Dinge betrachtete, die geschehen waren und die noch bevorstanden, den Zusammenhang und die Richtung der Lebenswogen, von denen er sich fortgeführt sah, desto mehr mußte er inne werden, daß darin den tiefsten Wünschen und geheimsten Forderungen seines Herzens auch nicht die kleinste Gewährung, sondern eher das Gegentheil beschieden sei. In dergleichen bittere Vorstellungen vertieft, welche ihn die Einsamkeit suchen ließen, ging er eines Abends vor dem Lager längs einem Gebüsche hin, das gegen die

adtmauer ſich verlor. Seine Blicke ſchweiften über
Feld hinüber auf Baſel, welches im Glanze der
nne herrlich daſtand; er konnte ſich der wehmüthig-
i Empfindungen nicht erwehren, das ſchönſte Glück
) das größte Unheil war ihm in dieſem Mauerring
fangen, vielleicht in wenig Tagen ſchon der gräulich-
i Verwüſtung preisgegeben; ſollte ſein Glück aus den
immern zu retten ſein, das ſchon in dem Vollbeſtande
loren erſchien? — Er war unterdeſſen weiter als gewöhn-
fortgeſchritten, und wurde plötzlich durch die Gegen-
rt eines Mannes überraſcht, der ſeitwärts aus dem
büſche mit ſcheuen Umblicken ſich hervorwand. Dietrich
f unwillkürlich zur Wehr; allein „Fürchtet nichts!“
ihm der Mann entgegen, der völlig hervor und ihm
e trat; „ich bin unbewaffnet und nicht in Kriegs-
häften; ſeid Ihr nicht der edle Ritter Dietrich von
nſtein?“ — „So iſt mein Name!“ entgegnete die-
indem er den Mann ſcharf in's Auge faßte, „was
Euer Begehr?“ — „Ich folge Euch ſchon eine Weile
ch das Dickicht, meine Botſchaft iſt geheim und ge-
rvoll, aber ich habe verſprochen, ſie auszurichten; mich
)et Gertrud von Landskron, das übrige ſagt dieſer
tel.“ — Haſtig und verwirrt nahm Dietrich das ge-
ete Blatt, doch ſeine Hand zögerte gleich wieder.
as kann von daher mir kommen?“ fragte er ſchmerz-
; „will ſie ſelbſt mich zur Hochzeit laden? O gewiß,
werde dabei ſein, aber, ſo Gott will, nicht lange!
lchen Tag iſt die Vermählung?“ fuhr er den Boten
„und wie heißt Gertruds Verlobter?“ — „Vermäh-
g?“ erwiederte dieſer; „das iſt das erſte, was ich
e! Ich weiß von keiner Hochzeit, die arme Gertrud

iſt wohl weit davon entfernt, das Anſehen einer Braut zu haben; Ihr irrt Euch wohl, und verwechſelt die Namen." — „Wie?" rief Dietrich aus, „Gertrud von Landskron iſt nicht Braut, ſagſt Du? iſt unverlobt und frei?" — „Gewiß!" erwiederte jener; „wer Euch anders berichtete, der ſagte die Wahrheit nicht; ich ſelbſt diene ſeit langen Jahren dem Hauſe der Landskron, und würde nicht zuletzt erfahren, was vorgeht, wenn ſo etwas wäre." — Mit freudiger Zuverſicht eröffnete Dietrich nun ungeduldig das Blatt, und las folgende Worte: „Wenn Euch wirklich Ernſt geweſen, was Ihr früher geſagt, und was ich in gleicher Geſinnung gern von Euch geglaubt, warum ſinnt Ihr den Untergang Eurer Stadt? warum fördert Ihr Krieg, ſtatt Frieden, der uns Allen noth iſt? Laßt Euren Sinn ſich wenden durch die Mahnung, die ein bekümmertes Herz Euch ſendet!" — Er fühlte ſich in ſeinem innerſten Daſein erſchüttert bei dieſen Worten; es war ihm, als ob er ſich ſelbſt wiederfände, aber freilich auch zu neuer Qual, denn was ſollte und was konnte er beginnen? In dem Andrange ſeiner Empfindungen war ihm das erſte und nothwendigſte Bedürfniß, Gertruden zu ſehen; dieſem Verlangen mußte jede Betrachtung weichen; das Bild der bevorſtehenden Ereigniſſe, die Unmöglichkeit, den Sturm der Verwüſtung zu beſchwören, die Gefahren, die mit ihm gegen die Stadt, und nun auch wieder gegen die Geliebte herandrohten, ließen ihn wenigſtens die Täuſchung ſuchen, als könne er dieſe retten; der ſcheinbaren Hoffnung, Gertrud würde ihm folgen, entriß er den Vorwand, der ſeinem Herzen ſchmeichelte, ohne ſeinen Sinn zu trügen. Schnell entſchloſſen, fragte er den Boten: ob er ſich getraue, ihn

ungefährdet zu seiner Gebieterin zu bringen? — Verwundert sah ihn dieser an, doch bejahte er die Frage, nur würde dies am folgenden Tage sicherer geschehen können, wenn er vorher seine Maßregeln genommen hätte. Allein Dietrich wollte von keiner Verzögerung hören, vielleicht war es am folgenden Tage zu spät, und heute noch sollte sein Geschick sich entscheiden! — Mit eingetretener Dunkelheit folgte er daher seinem Führer, in dessen Mantel gehüllt, gegen die Stadtmauer hin, wo sie beide durch eine Nebenpforte eingelassen wurden, die zu einem Kloster gehörte, dessen Garten an den Garten des Hauses Landskron stieß. Der Führer, selbst wohlbekannt, gab seinen Gesellen für einen Neuenburger aus, der Dienste nehmen wolle, und hieß ihn in dem Klosterhofe harren, bis Gertrud benachrichtigt sei, die er dann, wenn sie es wolle, selbst würde sprechen können. Kaum war Dietrich eine Weile allein geblieben, als ein ungewöhnlicher Lärm seine Aufmerksamkeit anzog. Ein verwirrtes Schreien und Rufen, das Getöse bewaffneter Schaaren, der Glanz von Fackeln, näherten sich seinem Aufenthalt. Der Klosterhof wurde besetzt, und von den Geistlichen die Auslieferung zweier Sterner verlangt, die sie verborgen haben sollten; nach kurzem Widerspruch wurden wirklich zwei Männer vorgeführt und der Wache als Gefangene übergeben; das Volk hatte sich auf der Straße versammelt, an allen Thüren und Fenstern erschienen Neugierige, und bezeigten ihre Freude über den guten Fang. Dietrich war unentdeckt den Bewaffneten auf die Straße gefolgt, und hoffte in der Menge unbeachtet die Rückkehr seines Führers zu erwarten. Er fand sich unter Gertruds Fenstern, die geöffnet standen, aber

vergebens blickte er hinauf, um ſie zu ſehen; andre Geſtalten drängten ſich hervor, er glaubte Gertruds Geſpielinnen zu erkennen. Er täuſchte ſich nicht, denn in einem Augenblicke, da ſein aufwärts gewendetes Geſicht von hellem Fackelſchein plötzlich erleuchtet wurde, gewahrte ihn eines der Mädchen, die an jenem Nachmittage mit Gertruden in dem Garten vor der Stadt geweſen waren. Entſetzt durch den überraſchenden Anblick rief ſie ſogleich ihre Genoſſin auf, und indem Dietrich zu ſpät und vergebens den gefährlichen Blicken zu entgehen ſuchte, blieb den Mädchen kein Zweifel mehr; ſie eilten, ihre Entdeckung mitzutheilen, und kaum erſcholl ſein Name unter dem Volke, ſo war Dietrich umringt, entwaffnet und gefangen.

Unbeſchreiblich war die Freude, als am folgenden Tage in Baſel die Nachricht allgemein bekannt wurde, daß Dietrich von Ramſtein gefangen ſei, dieſer Verwegene, der ſeiner Vaterſtadt bisher am härteſten zugeſetzt, des Grafen von Habsburg thätigſter Rathgeber, mit ſeinem Vater der gefährlichſte Mann unter den Sternern! Zugleich vernahm man die entſetzlichſten Anſchuldigungen, die gegen Dietrich gemacht wurden: er ſei auf mordbrenneriſchen Anſchlägen betroffen worden, ſeine beiden Mitſchuldigen hätten ſchon eingeſtanden, man habe allerlei Zündwerke gefunden; Dietrich aber ſei noch einer beſondern Abſicht gegen das Leben Heinrichs von Landskron verdächtig, der vermeinte Held ſtehe als ein niedriger Uebelthäter da, und werde als ſolcher ſeinen Lohn empfangen. Dies alles gelangte alsbald in gemiſchter Kunde zu Rudolphs Lager, und verbreitete Beſtürzung und Verwirrung; ohne den Zuſammenhang zu begreifen, durch

welchen Dietrich in ſolchen Unfall gerathen war, konnte man doch an dieſem ſelbſt und an der dringenden Gefahr, in der jener ſchwebte, nicht zweifeln. Rudolph inſonderheit nahm ſich das Schickſal ſeines jungen Waffenfreundes tief zu Herzen, und beſchloß alles aufzubieten, um ihn zu retten. Er ſandte ſogleich einen Herold nach Baſel, und bot für Dietrichs Freilaſſung ein großes Löſegeld, ja ſogar die Zurückgabe aller gefangenen Pfitticher, die ſich in ſeiner Gewalt befanden. Allein vergebens, der Bürgermeiſter und Rath wieſen alle ſeine Anträge von der Hand, und folgten ganz den Antrieben des Vortheils, der ihrer Feindſchaft in der Rache des Augenblicks erſchien. Gegen Dietrich und die beiden andern ergriffenen Sterner wurde ein peinliches Verfahren eingeleitet und auf dem Rathhauſe wiederholtes Verhör gehalten. Die beiden andern Sterner läugneten ihr Vorhaben nicht, in der Stadt durch angelegtes Feuer Verwirrung zu erregen, allein ſie läugneten ſtandhaft Dietrichs Mitwiſſenſchaft. Dieſer hingegen, obwohl alle Gemeinſchaft mit jenen völlig verneinend, vermochte keine genügende Erklärung anzugeben, zu welchem Zwecke und auf welche Weiſe er ſich heimlich in die Stadt geſchlichen hatte; nichts konnte ihn bewegen, ſein hartnäckiges Schweigen in dieſem Betreff zu brechen. Dem feindſeligen Vater Gertrudens gegenüber hätte er um keinen Preis die Umſtände nennen können, die ihn hierhergeführt, und die den Namen der Geliebten dem öffentlichen Hohne, ſie ſelbſt vielleicht der grauſamſten Verfolgung hingegeben hätten. In dieſem Entſchluſſe konnte ihn weder die empörende Anſchuldigung, die gegen ihn gerichtet war, noch die Ausſicht der Folter erſchüttern,

die ihm gedroht wurde. Seine Hartnäckigkeit vermehrte den Werth, den man auf die Entdeckung seines Geheimnisses legte, indem man nichts Geringeres, als eine weitgesponnene Verrätherei vermuthete, vermittelst deren die Stadt in die Hände der Sterner und des Grafen von Habsburg gespielt werden sollte. Es schien unmöglich, daß Dietrich von Ramstein, einer der ersten Anführer und von so hohem Ansehen, als bloßer Späher sich in solche Gefahr begeben habe; es schien nur allzu glaublich, daß ein umfassendes Einverständniß, ein wirksamer heimlicher Anhang, zu einem bedeutenden Schlage habe hervorbrechen sollen. Die beunruhigendsten Gerüchte und Meinungen wurden umhergetragen, die Bestürzung und Angst der Pfitticher, die sich, bei aller verdoppelten Vorsicht und Wachsamkeit, in ihren eigenen Mauern keinen Augenblick mehr sicher dünkten, brach in Haß und Wuth gegen die Gefangenen aus, und laut forderte das Volk vor dem Rathhause Dietrichs Kopf.

Der Graf von Habsburg erfuhr mit tiefem Kummer die trostlose Wendung der Sache. Reinhard, der einzige Vertraute von Dietrichs Liebe, ahndete den Zusammenhang und war in Verzweiflung darüber; aber nachdem er seinen Freund durch das Mährchen von Gertruds Vermählung unbewußt in das Verderben gebracht, dem er ihn hatte entziehen wollen, sah er nun keinen Ausweg mehr in der Enthüllung eines Verhältnisses, durch welches die Erbitterung Heinrichs von Landskron nur noch gesteigert werden mußte. Er hoffte Dietrichs Rettung einzig durch die Eroberung der Stadt, dahin wandte er all sein Sinnen und Trachten; er beschleunigte die Ankunft der Züricher, die endlich mit dem sehnlichst

oarteten Belagerungszeuge eintrafen; er vereinigte eine sgewählte Schaar der tapferſten Sterner zu ſeinem be- deren Vorhaben. — Indeß war Dietrichs Vater, auf Nachricht von der großen Gefahr ſeines Sohnes, trotz ter und Krankheit, von Breiſach aufgebrochen und im zer vor Baſel angelangt. Rudolph empfing mit thrä- wollem Gruße den alten Waffenbruder, deſſen graues upt von der Laſt der Jahr und des Schmerzes nie- gebeugt, aber von muthigem Geiſte noch nicht verlaſſen r. Das geſammte Kriegsvolk ward von dem Anblick ührt, und drängte ſich um den würdigen Greis, der t feurigem Wohlgefallen von allen Seiten das Lob es Sohnes, Theilnahme und Eifer für ihn vernahm. ieſer Troſt", ſagte er, „iſt der einzige, den Ihr mir en könnt, den Troſt der Hoffnung könnt Ihr mir jt gewähren! Die Mauern der Stadt bieten Eurer pferkeit Trotz, wie der Starrſinn der Pfitticher Euren trägen; doch den letzten zu verſuchen, liegt mir jetzt laßt mich, wiewohl ohne Hoffnung, nach meinem rzen thun!" — Er nahm ſeinen Weg nach der Stadt,) forderte eingelaſſen zu werden; als ihm dies verwei- t wurde, verlangte er, Heinrich von Landskron möchte zum Geſpräch auf der Mauer einfinden. Lange ßte der Greis auf dem Felde harren, bis die Bot- ıft endlich zurückkam und ſein Begehren abwies. Der rgermeiſter, hieß es, könne nicht zu einem Geſpräche : Landesverräthern erſcheinen, er habe von ſolchen jts zu vernehmen, noch ihnen etwas zu ſagen; wenn r die Abſicht wäre, für Dietrich zu flehen, ſo wäre s ganz unnütz; es geſchähe ihm kein Unrecht, er würde h den Geſetzen ſeiner Vaterſtadt gerichtet, und wenn

ihn dieſe zum Tode verurtheilten, ſo träfe ihn nur, was er hätte vorausſehen können. Der Alte brach in Jammer und Klagen aus, er rief: man möge ihn ſtatt ſeines Sohnes tödten, er ſelber ſei der unverſöhnliche Feind der Pfitticher, ſein Sohn, viel milder geſinnt, nur von ihm aufgeregt; man ſolle ihn wenigſtens mit demſelben vereint ſterben laſſen! — Vergebens, ſeine Worte verhallten wirkungslos, die Wächter hießen ihn ſich entfernen, und fingen ſchon an mit Pfeilen zu ſchießen, als ihn die nachgefolgten Knechte halb ohnmächtig zu Rudolph zurückführten.

Mit Entſetzen hatte Gertrud den Verlauf des furchtbaren Abentheuers vernommen, zu welchem ſie unſchuldig die Urſache geworden. Sie warf ſich tauſendmal den Leichtſinn vor, die Verwegenheit, mit der ſie einen Schritt gethan, von dem ſie kaum begriff, wie nicht ſchon die gewöhnliche Scheu ihn unmöglich gemacht. Die Arme wollte nicht erkennen, daß in der Heftigkeit ihrer verzweiflungsvollen Reue die ganze Gewalt jenes Anreizes fortlebe, und ſollte bald erfahren, daß heimlichgenährte Liebe die rückſichtloſeſte Thatfähigkeit verleiht. In qualvoller Angſt verbrachte Gertrud die Tage und Nächte, mit tauſend Gedanken rang ihre Seele, die nur ohnmächtige Thränen hatte. Als ſie vernahm, wie Dietrich hartnäckig jede Aufklärung weigere, und wie dieſes Schweigen gedeutet werde, da ſah ſie ein, daß er für ſie das Opfer ſeines Lebens bringen wolle, wie er für ſie ſchon das ſeiner Freiheit ſo unglücklich gewagt. Dieſe Ueberzeugung gab ihr plötzlich Muth und Entſchloſſenheit; ſie fühlte, daß gleich hoher Sinn auch ihre Liebe beſeele, daß hier nur Großes ſich mit Großem ausgleiche. —

n nächſten Morgen, als der verſammelte Rath über
ietrich das Urtheil ſprechen ſollte, und deßhalb noch
i letztes Verhör hielt, in welchem jener nicht mehr als
den früheren eingeſtand, wurde die Sitzung geſtört
rch das Hereindringen eines Frauensweſens, in welchem
allgemeinem Erſtaunen der Anweſenden, zur höchſten
:ſtürzung Dietrichs und zur heftigſten Entrüſtung Hein-
hs von Landskron, ſogleich Gertrud ſich zu erkennen
b. Sie wandte ſich flehend zu den Richtern: „Ihr
lt wiſſen, aus welchem Antrieb und zu welchem Ver-
chen dieſer edle Jüngling heimlich hieher in ſeiner
inde Mitte gedrungen: vergebens hofft Ihr es von
n zu erfahren! Ich aber will es Euch verkünden!
i meinetwillen kam er hieher, auf meine Veranlaſſung,
vohl gegen meine Abſicht! Eure traurige Entzweiung
: unſre Herzen nicht zu ſcheiden gewußt, unſre Nei-
ig trug Frieden für Alle. Iſt hier ein Verbrechen,
bin ich allein die Schuldige, ihn aber laſſet frei!“—
e größte Bewegung folgte dieſen Worten in allen
müthern. Dietrich fühlte nur das Entzücken ſeines
:ren Glücks, die meiſten der Rathsherren ſchienen
ührt, alle Gegenwärtigen ſchauten mit ſtaunender
wartung auf Gertrud, auf Dietrich und auf den Rath.
inrich von Landskron aber, als vorſitzender Bürger-
:ſter, ſtand wuthblickend auf und rief mit bebenden
pen: „Ihr ſeid Zeugen der Schmach, die mich heute
ft, Ihr ſollt auch Zeugen der Rache ſein, mit der ich
tilge. Ein ehrvergeſſenes und fluchwürdiges Kind
ſich den Feinden und Verräthern geſellt, als Va-
und als Haupt dieſer Stadt werde ich das doppelte
:brechen ſtrafen. Jetzt aber geziemt uns fortzufahren

in dem Begonnenen, und zuerſt dieſem Verräther das Todesurtheil zu ſprechen, dem er nach unſerem Geſetz nicht entrinnen kann!" — Er winkte den Gerichtsdienern, und Gertrud wurde in verwirrtem Schrecken weggeführt, Dietrich aber, der vergebens die Hände zu ihr erhob, der vergebens zu ſprechen verſuchte, in das Gefängniß zurückgebracht. Auf Heinrichs heftigen Betrieb wurde noch in derſelben Sitzung, ungeachtet des Widerſpruches mehrerer Rathsglieder, die Todesſtrafe gegen Dietrich ausgeſprochen.

Der Vorgang war alsbald bekannt geworden und verurſachte allgemeine Bewegung. Sehr verſchieden wurde die Sache von den Bürgern aufgenommen und beurtheilt; die heftigeren Geſinnungen nahmen daraus einen neuen Anlaß, um gegen die Sterner zu toben, ſie ſchloſſen die arme Gertrud in die Verdammniß ein, welche ſie über Dietrich mit Haß und Freude verhängt ſahen; andere Wirkung empfanden mildere Gemüther, die über den Gipfel des Unglücks erſchraken, zu welchem die Zwietracht beide Partheien führte, und darin einen Wink der Warnung ſehen wollten, dem Haſſe nicht weiter zu folgen, ſondern auf Verſöhnung und Frieden zu denken. Dieſe letztere Empfindung wurde ſchnell die vorherrſchende; nachdem der Zuſammenhang in dem Ereigniſſe aufgehellt, beſprochen und erwogen wurde, vermehrte ſich das Mitleid, die Rührung und die Theilnahme für die beiden Liebenden, deren Geſchick einen ſo gräßlichen Ausgang drohte. Dietrichs Todesurtheil wurde von Jünglingen und Mädchen, von Frauen und Männern mit lautem Wehklagen bejammert, es wurde eine ſchreiende Ungerechtigkeit genannt, da dem Unglücklichen kein

Verbrechen ſei bewieſen worden, und ein Theil der Rathsherren ihn freigeſprochen habe. Von allen Seiten drang man in den Bürgermeiſter, das Urtheil einer neuen Berathung zu unterwerfen, daſſelbe wenigſtens zu mildern oder die Vollſtreckung auszuſetzen, bis der Krieg beendigt ſei; man habe die Sterner dadurch gewiſſermaßen in Händen und könne wichtige Vortheile daraus ziehen; dagegen hieße es das Leben aller und jedes einzelnen Bürgers von Baſel in bedenkliche Gefahr ſetzen, wenn man durch eine beiſpielloſe Hinrichtung die Feinde ohne Noth zur wüthendſten Rache aufreize. Heinrich von Landskron aber wies alle Vorſtellungen und Bitten mit ſchnöder Härte von ſich, und beharrte darauf, das Urtheil vollziehen zu laſſen. Indeſſen wuchs die Stimmung der Theilnahme dadurch nur immer ſtärker; heimliche Gegner Heinrichs benutzten dieſelbe, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, es liefen allerlei Reden umher, daß er allein den Krieg zu der verderblichen Erbitterung gebracht und jeden Frieden verhindert habe, daß er die Urſache des Unterganges der Stadt ſein werde, wenn man nicht bei Zeiten noch einlenke; man müſſe lieber ſogleich mit Rudolph von Habsburg die abgebrochenen Unterhandlungen wiederanknüpfen, der mehr als je geneigt ſei, den Bürgern gute Bedingungen zu gewähren. Schon gingen geheime Boten zwiſchen der Stadt und dem Lager, und neue Hoffnung belebte hier die Gemüther. Dietrichs Vater, Reinhard, Rudolph ſelbſt, alle betrieben den Abſchluß eines vorläufigen Uebereinkommens, das den Frieden herbeiführen könnte. Doch dieſer hoffnungsvolle Anſchein war von kurzer Dauer! — Heinrich von Landskron entdeckte die gegen ihn gerichteten

Anſchläge und Umtriebe, ließ die Theilnehmer in der Stadt zu gleicher Zeit in ihren Häuſern überfallen, und übte nach ihrer Gefangenſetzung nur unumſchränktere Gewalt, da niemand ihm ohne Gefahr widerſprechen durfte. Maßregeln der Strenge und des Schreckens folgten nun ſchnell auf einander; Verhaftungen, Rathsbeſchlüſſe, Strafen, Kriegsanſtalten, alles ordnete und gebot er nach eigner Willkür mit unerſchütterlicher Härte. Von Gertrud wurde nichts vernommen, ihr Schickſal konnte man nur als das fürchterlichſte denken; in einem finſtern Kerker, hieß es, habe ſie mit der Nachricht von Dietrichs Tode für ſich ſelbſt nur ewige Gefangenſchaft von der Grauſamkeit ihres Vaters zu erwarten. Mit neuem Zorn und Eifer verdoppelten nun die Sterner ihre Anſtrengungen im Lager, um die Stadt durch einen Sturm anzugreifen, in welchem ſie keines Feindes zu ſchonen verhießen.

In dieſer Noth verſuchte der Biſchof, Graf Heinrich von Neuenburg, das letzte Mittel zur Rettung. Obgleich ſelbſt auf der Seite der Pfitticher und eine der erſten Stützen der Volksparthei, empfand er tief das Unglück der Zwietracht, und mahnte mehrmals zum Wege der Verſöhnung. Jetzt aber hatte das Geſchick Dietrichs und Gertruds ſein Herz beſonders gerührt, ſo wie die ungeſetzliche Gewaltherrſchaft des Bürgermeiſters ſeinen Sinn empört. Er verſammelte ſeine Geiſtlichen, redete ſie an, und ermahnte ſie zur Theilnahme an ſeinem Vorhaben, hielt ſodann einen Umgang in der Kirche und zog an der Spitze des Klerus in feierlichem Schmucke durch die Straßen nach dem Rathhauſe. Dort fand er den Bürgermeiſter in voller Rathsverſammlung, und ſtellte ihm das Unglück und die Gefahren der Stadt mit

riger Beredſamkeit vor, forderte ihn zur Anhörung
: Friedensvorſchlägen auf, und mahnte endlich mit
n Beweggründen der Frömmigkeit und menſchlichen
igheit von der blutigen Verfolgung ab, die er gegen
i Liebende zu vollführen gedenke, welche vom Him-
: ſelbſt auserſehen ſchienen, weniger ein Beiſpiel der
irrung, als ein Zeichen der Ausſöhnung zu ſein,
beide feindliche Partheien, gleich jenen beiden, wie-
verbinden ſolle. Heinrich von Landskron, obwohl
wirrt durch den feierlichen Vorgang, und getroffen
: den frommen Mahnungen, nahm alle ſeine Kraft
ammen, um auf ſeinem Sinne zu beharren. Einige
thsherren, die ſich dem Biſchof anſchließen wollten,
chte ſein ſchreckender Blick bei den erſten Worten, die
begonnen, zum Schweigen. Endlich brach er ſelbſt
Stille und rief mit Entſchloſſenheit: „Was wollt
: von mir? Ich bin für das Recht eingeſetzt und
)t für die Gnade; mein eignes Kind darf ich nicht
nen, wie könnt' ich den Feind ſchonen, der ſie ver-
rt hat? — Thut Ihr, was Eures Amtes iſt, ich
rte des meinigen! Für den Verräther giebt es keine
ttung, niemand kann ſeine Hinrichtung wehren, nur
Kaiſer könnte zu meinem Schmerze hier Gnade ſpre-
1, und zum erſtenmal iſt es mir lieb, daß das
ich verwaiſet iſt. Wenn Ihr alſo nicht einen Kaiſer-
en Spruch vorzulegen habt, dem ich mich wider Wil-
fügen muß, ſo ſpart Eure unnützen Reden und geht
h Hauſe, ehe ich Euch ſtrenger wegzuweiſen genöthigt
." — Das Volk, welches ſich vor dem Rathhauſe
einzelnen Haufen verſammelt hatte, gab durch Mur-
: ſeinen Unwillen über die Demüthigung zu erkennen,

in welcher der Biſchof und ſeine Geiſtlichen erfolglos abzogen. Der Bürgermeiſter aber trat ſogleich an der Spitze einer Schaar Kriegsknechte aus dem Rathhauſe hervor, zog über den Platz, ließ einige Mißvergnügte verhaften, und zerſtreute die übrigen. Um alle weiteren Ungelegenheiten abzuſchneiden und der ganzen Sache ein Ende zu machen, ließ er zugleich die öffentliche Vollſtreckung des gegen Dietrich von Ramſtein ausgeſprochenen Todesurtheils auf den folgenden Tag verkündigen, und ſofort die Anſtalten zur Errichtung des Blutgerüſtes beſchleunigen. Die ganze Stadt war in dumpfen Schrecken verſunken, und niemand wagte gegen den Bürgermeiſter aufzuſtehen.

Die Beſtürzung der Sterner, als dieſe Nachricht in's Lager gebracht wurde, war gränzenlos, unbeſchreiblich der Schmerz Rudolphs und die Verzweiflung des alten Vaters. Neue Boten, die mit Vergleichsanträgen nach Baſel geſandt wurden, kamen abgewieſen zurück, und es ſchien für den unglücklichen Dietrich alle Rettung unmöglich. Nur die Tollkühnheit konnte hoffen, noch an dieſem Tage die Stadt im Sturme zu erobern, ſo ſicher auch Rudolph, wenn ihm die nöthige Zeit gegönnt würde, auf das Gelingen des Unternehmens rechnete. Da erhob ſich endlich Reinhard, der mehr als jeder andere von den heftigſten Empfindungen zerriſſen ſchien, und wollte das Unmögliche wagen. Er klagte ſich an, ſeinen Freund durch leichtſinnige Anmaßung in's Verderben geſtürzt zu haben, er gelobte ihn zu retten, oder ſelbſt zu ſterben. Zweihundert Sterner und vierhundert Kriegsknechte aus Rudolphs Schaaren vertrauten ſich ſeiner Führung. Mit einbrechender Dämmerung nahte

den Stadtmauern und eröffnete den unvermutheten griff, der zunächst auf ein bisher wenig beachtetes enthor gerichtet war; die ganze Kriegsmacht Rudolphs ıd unter den Waffen, um bei dem ersten günstigen olg sogleich nachzurücken. Der Muth der Verzweifg kämpfte in Reinhard und den Seinigen, sie durchchen, trotz der tapfersten Gegenwehr, die erste Pforte,) nun galt es noch, die innere Mauer zu gewinnen, frei in die Straßen eindringen zu können. Schon attete der Widerstand der Bürger, als Heinrich von dskron mit frischer Verstärkung erschien, und das fecht mit wüthendem Eifer aufnahm. Schnell überer die Gefahr wie den Vortheil des Augenblicks, :f eine Schaar den Angreifenden in den Rücken, und f diese nun selbst von zwei Seiten an. Der Ueber[weichend, suchten die Sterner, trotz dem verzweifgsvollen Zurufe Reinhards, der das Schwert über ı Nacken seines Freundes mit jedem Schritte rückts oder vorwärts mehr oder minder drohen sah, durch Pforte wieder das Feld zu gewinnen; allein ihr eigGedränge hemmte die Flucht, mehr als aller Zu. Ueber die Hälfte von Reinhards Genossen wurden dieser Pforte erschlagen, unter ihnen er selbst, der : Gelübde mit dem Tode löste, da er es mit dem ge nicht gekonnt! — Rudolph von Habsburg eilte funfzig Rittern herbei, um die Geretteten aufzuneh1, die mit ihm in tiefster Niedergeschlagenheit und lle nach dem Lager zurückkehrten.

Eine furchtbare Nacht breitete ihre schwarzen Schwinüber Land und Gemüther aus, eine dunkle Frist vor ı noch schrecklicheren Tage, der zu blutigem Schauspiel

heraufdämmern sollte! Alle Mittel, alle Hoffnungen waren erschöpft, und keine Rettung mehr übrig, nachdem auch die letzte in Reinhard gefallen war. Tiefgebeugt sah Rudolph auf den jammernden Ramstein, der um den Sohn wehklagte und ihn auf das Blutgerüst begleiten wollte, — weinend wandte der Held sein Auge von dem zerreißenden Anblick, und verließ den Alten mit schwerem Seufzen, indem er ihm schweigend die Hand drückte. Im ganzen Lager war Trauer und Entsetzen, die Kriegsknechte mieden den Schlaf und blieben in unruhiger Bewegung. — Auch in der Stadt war es während dieser Nacht ungewöhnlich laut und unruhig; der Bürgermeister fürchtete einen erneuerten Ueberfall, und vermehrte die Wachen und Aufseher. Alle Gedanken starrten dem kommenden Tage entgegen, welchen Freund und Feind fast mit gleicher Angst erwarteten. Nichts war mehr übrig, als der Trost des Himmels; zu ihm gewandt war der alte Vater im Gebete wach, Rudolph auf seinem Lager sorgenbelast entschlummert.

Mitternacht war kaum vorüber, als unvermuthet eine Schaar von Reisigen dem Lager nahte, die auf den Anruf der Wachen sich als Befreundete ankündigten. Es war der Burggraf von Nürnberg nebst dem Grafen von Pappenheim, die dem Grafen Rudolph von Habsburg gemeldet sein wollten, als Ueberbringer einer Botschaft, die keinen Aufschub litte. Nach einigem Widerreden, als jene auf ihrem Begehren beharrten, und bei Anhörung der traurigen Lage und Stimmung Rudolphs nur noch stärker andrangen, wurde Rudolph aufgeweckt und die beiden Ankömmlinge zu ihm in sein Zelt geführt. Sogleich beugten sie vor ihm das Knie, und begrüßten

als ihren Kaiſer und Oberherrn, deſſen Huld und
de ihnen forthin gewährt ſein möchte. Denn zu
em Range des erſten Herrſchers in der Chriſtenheit,
römiſchen König und Kaiſer, hätten ihn die Kur-
en zu Frankfurt am Main rechtmäßig erwählt und
ben. Rudolph blickte ſie verwundert und prüfend
er wußte nichts von der ganzen Sache, und zwei-
an der Wahrheit. „Wenn Ihr einen Scherz trei-
, ſagte er, „ſo habt Ihr nicht bedacht, werthe Her-
was meinem Alter, was der Stunde und vor al-
, was der Stimmung zuſtändig iſt, in der Ihr mich
t; wiſſet, daß ich in großem Leid und Kummer bin,
der Baſeler willen, die morgen mir das Herz zer-
en werden!“ — „Fern ſei von mir“, erwiederte
Burggraf, „daß ich Eurer ſpotte, mächtigſter Herr!
ifelt nicht, Ihr ſeid unſer Kaiſer und Oberhaupt,
: da den Wahlbeſchluß und die Bedingungen! Euer
aber wird ſich in Freude verwandeln.“ — Damit
gab er die Urkunde, und ſagte die Bedingungen der
fürſten. — „Dieſes Alles, und was ſonſt noch ſein
“, rief Rudolph entſchloſſen aus, „werde ich treulich
len und handhaben!“

Inzwiſchen war ein dumpfes Gerücht durch das
r geflogen, bei Rudolph ſeien Boten vom Reichs-
, er ſei zum römiſchen Kaiſer erwählt. Auf dieſe
richt drängte ſich Alles voller Begier zu Rudolphs
, begrüßte ihn in ſeiner Würde, und rief ihm tau-
faches Glück und Heil! — Die Freude erſchloß alle
en, Thränen floſſen aus den Augen der härteſten
ger; unter Lachen, Singen und Rufen wurde der
er von den Seinigen geprieſen und erhoben; Ritter

und Kriegsknechte umarmten einander, Freundschaft und Treue wurde wechselseitig gestiftet und gelobt. Das Freudengeschrei durchschallte schon das ganze Lager; Fackeln schwirrten durch die Dunkelheit, bald brannten unzählige Feuer, alles was von Pechkränzen, Reiserbündeln und Schwefel vorräthig war, wurde jubelnd in die Flamme geworfen. Unaufhörlich schallten dazwischen Trompeten und Pauken, die den tobenden Leberuf und Jubel begleiteten. Nach Maßgabe, daß der Lärm und die Feuerhelle im Lager zunahm, wurde es auch in Basel belebt und licht, indem die Wächter den ungewohnten Vorgang meldeten, und das unerklärliche Schauspiel alle Einwohner aufregte und in erwartungsvolle Spannung setzte. Der Bürgermeister und die Seinigen besorgten irgend eine Hinterlist, sahen die Wachen nach, beriefen den Rath, und umgaben das Rathhaus mit der Auswahl der Bewaffneten. Da hieß es, der Burggraf von Nürnberg sei vor dem Thore, und begehre der Stadt eine Botschaft zu bringen. Er wurde eingelassen, und erschien vor dem Rath. „Heil und Frieden", so begann er zu reden, „Eurer Stadt und allen ihren Einwohnern! — Diesen Gruß entbietet Euch der Kaiser, den die Gnade des Himmels durch die Wahl der Kurfürsten endlich wieder dem Reiche nach langer Verwaisung hat schenken wollen. Seid noch heute seines Einzuges gewärtig; bis dahin aber gebietet er Euch, alle Handhabung der Obrigkeit lediglich auf Frieden und Ordnung zu wenden, die Gefangenen freizulassen, und allgemeine Vergebung alles von beiden Seiten Geschehenen in des Kaisers Namen auszurufen." — Heinrich von Landskron erhob sich erblaßten Angesichts mit Mühe

von seinem Sitze, um dem Burggrafen für seine Botschaft zu danken, und ihm zu versichern: daß die Stadt sich freue, das Reichsoberhaupt, dessen Wiedererstehen nach langwieriger Unterbrechung so unvermuthet verkündigt werde, in ihren Mauern zu empfangen, und daß Bürgermeister und Rath sich Kaiserlichem Gebot in schuldigem Gehorsam fügen würden. „Aber vergönnt uns", fuhr er fort, „Herr Burggraf, nun auch den Namen desjenigen, den wir als unsern Kaiser und Herrn verehren dürfen!" — „Lang lebe und herrsche", rief der Burggraf, „unser gnädigster Kaiser, Rudolph Graf von Habsburg!" — Wie vom Blitz getroffen sank der Bürgermeister bei diesem Namen auf seinen Stuhl zurück und verhüllte sein Antlitz; dann erhob er sich wieder, schlug sich an die Stirn und rief: „Sitze fest, Gott der Herr! sonst wird Rudolph bald auch deinen Thron besteigen!" — Darauf legte der Burggraf den staunenden Rathsherren den Wahlbeschluß vor, und empfing ihre Glückwünsche und Freudenbezeigungen; alles Unheil und alle Noth war auf einmal vorüber, eine neue Zeit von Glück und Wohlfahrt schien anzuheben. Unterdessen verbreitete sich zugleich vom Rathhause und von den Thoren her den Bürgern die große Nachricht der Freude; Alles lief auf die Straßen und Plätze; die gefangenen Pfitticher, die Rudolph sogleich frei und beschenkt aus dem Lager zur Stadt entlassen, begegneten den Sternern, die theils aus Gefängnissen, theils aus Verstecken hervortraten, und alle stimmten in den begeisterten Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!"

Die Sonne war eben aufgegangen und Kaiser Rudolph in herrscherlicher Pracht vor sein Zelt getreten, als

ein feierlicher Zug aus dem Thore der Stadt hervor und gegen das Lager wallte. Der Biſchof mit ſeinen Geiſtlichen, eine Abordnung des Raths und der Bürgerſchaft, die Vorſteher der Zünfte und die Hauptleute der Kriegsſchaaren kamen, in Begleitung von Herolden und Spielleuten und von einer großen Menge Volks umgeben, dem Kaiſer die Huldigung der Stadt zu bringen, und ihn in ihre Mauern einzuladen. — Der Kaiſer empfing die Abgeordneten gnädigſt, und verſprach, ſofort nach Baſel aufzubrechen. Seine Augen forſchten indeß umherſchweifend unter den Anweſenden, als vermiſſe er jemand, bis der Burggraf von Nürnberg an ihn herantrat und ſagte: „Vielleicht kann ich Euch zeigen, gnädigſter Herr, was Eure Blicke ſuchen! Sehet dort an jenem Baume Euren geretteten Diener von Ramſtein, den ich ſelbſt herausgeführt und den Umarmungen ſeines Vaters überliefert habe, der dem unverhofften Glücke und Segen faſt erliegt!“ — An der Hand den Vater führend, kam Dietrich jetzt herbei, und warf ſich dem Kaiſer zu Füßen, der ihn aufhob und umarmte. — „Nehmt, mein Kaiſer und Herr!“ rief Dietrich aus, „ein Leben, das Euch ſchon gehörte, nun doppelt als das Eure an! Nur ein Wunder konnte mich vom Tode retten, und Eure Tugenden haben dies Wunder vollbracht, Eure großen Thaten und Geſinnungen, die, frühe ausgeſtreut, nun Euch aufgegangen ſind in dieſer höchſten weltlichen Ehre, die, gleich der Sonne, Leben und Segen bringt, und deren bloßer Schimmer meinen Kerker und meine Feſſeln ſchon geſprengt! O laſſet Eure Huld und Gnade mir das Glück vollenden, das ſie begonnen haben.“ — Dietrich wollte weiter reden, allein der Kaiſer winkte.

umarmte ihn auf's neue, hieß ihn nebſt ſeinem Vater in ſeinem nächſten Gefolge ſein, und ſtieg zu Pferde, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten.

Hier war ringsum freudenvolle Bewegung; von den Thürmen erklangen alle Glocken, man ſchmückte Thore und Fenſter mit Blumen und Teppichen; niemand mochte in den Häuſern weilen, alles ſtürmte dem Kaiſer entgegen. Heinrich von Landskron ſtand mit feſter Thätigkeit allen Anordnungen ſeines Amtes vor, und ließ die forſchende Neugier, welche in ſeiner Faſſung und in ſeinem Benehmen den Widerſtreit ſeines Innern zu errathen ſuchte, kalt an ſich vorübergleiten, ohne des Hohnes der Einen noch des Mitleidens der Andern zu achten. Er ging, ſeiner Würde gemäß, an der Spitze des Rathes dem Kaiſer bis vor das Thor entgegen, wo er demſelben die Schlüſſel knieend überreichte, und Stadt und Bürgerſchaft in angemeſſener Rede der Kaiſerlichen Gnade empfahl. Der Kaiſer dankte dem Bürgermeiſter, hob ihn auf, und reichte ihm die Hand. Unter tauſend Jubel und Freudengeſchrei der zujauchzenden Menge ging der Zug nach dem Münſter, wo der Biſchof ein feierliches Hochamt hielt, um dem Allerhöchſten für die Wege ſeiner Schickung zu danken, und deſſen ferneren Segen für den Kaiſer und das Reich anzuflehen. Als der Gottesdienſt geendigt war und man den Kaiſer fragte: welches Haus er würdigen wolle, darin als Gaſt zu wohnen, ſah er ſich eine Weile im Kreiſe um, drückte dann dem alten Ramſtein die Hand und ſagte: bei ihm würde er als Graf von Habsburg eingekehrt ſein, aber jetzt ſei er der Stadt ein Zeichen ſchuldig, woran ſie ſeinen guten Willen erkennen möge, er wähle daher das Haus

ihres tapfern Bürgermeiſters, Heinrichs von Landskron, zu ſeiner Wohnung, und zugleich forderte er dieſen auf, ihn dahin zu geleiten. Heinrich hatte Mühe ſich zu faſſen, während die Empfindungen der Umſtehenden laut in das Lob des Kaiſers überſtrömten; zum erſtenmal fühlte er ſeine feindliche Strenge gebrochen und ſein Herz für Rudolph geöffnet. In dem Hauſe der Landskron angelangt, empfing der Kaiſer die Begrüßung von zwölf der ſchönſten und edelſten Jungfrauen der Stadt, die ihm einen goldnen Becher verehrten; der Kaiſer unterhielt ſich mit ihnen, befragte ſie um ihre Namen, und beſchenkte ſie mit Ketten und Ringen; dann aber wandte er ſich an den Bürgermeiſter, und fragte ihn mit Bedeutung: warum in der Zahl dieſer Jungfrauen Eine fehle, die an Schönheit und Anſehen, wenn er nicht falſch berichtet ſei, keiner derſelben nachſtehen dürfe, und in dieſem Hauſe gerade am wenigſten fehlen ſollte? — Heinrich verſtand die Meinung des Kaiſers, und entfernte ſich in großer Bewegung. Nach einer Weile kehrte er zurück, an ſeiner Hand die ſchöne Gertrud, deren bleiche Wangen aber finſtern Kummer, deren ſcheuer Blick angſtvolle Verwirrung ausdrückten. Als ihr Auge auf Dietrich fiel, erzitterte ſie in freudigem Erſchrecken, und ſchluchzend ſank ſie auf ihres Vaters Arm. Der Kaiſer, der beide mit Wohlgefallen betrachtete, zögerte nicht länger und hub folgendermaßen zu reden an: „Wir haben mit Kummer in unſerer eignen Sache das Unglück erfahren und ermeſſen, welches der furchtbare Streit der Partheien über dieſe Stadt gebracht, und ſchaudern zurück vor dem Bilde des Unheils, welches in kurzem erſchienen wäre, wenn dieſer Streit noch ferner gedauert

hätte! Die Gnade des Allmächtigen aber hat uns, vorher ſelbſt Partei, unverhofft zu einer Stufe erhoben, wo wir in allen Bewohnern dieſer Stadt nichts mehr erblicken dürfen, als theure und getreue Unterthanen, und zu gleicher Sorgfalt und Liebe anbefohlen und vertraut, ohne Unterſchied der früheren Geſinnung. Es liegt uns ob, den Frieden, den wir verkündigt, zur Wohlfahrt des Ganzen auch dauerhaft zu begründen; die Sterner und die Pfitticher mögen fortan nicht mehr um die Oberhand ſtreiten, ſondern gemeinſam dieſelbe theilen, ſie mögen ihre abſondernde Bezeichnung in dem Eifer für das Gemeinweſen vergeſſen und verlieren, und durch Bande der Freundſchaft und des Blutes ſich gegenſeitig vereinigen! Hier ſtehen edle Männer, Häupter der Ihrigen, von denen wir nun den erſten Beweis des uns angelobten Gehorſams fordern. Wohlan, Ramſtein! wohlan, Landskron! tretet heran, und reicht Euch die Hände! Und damit auch die Spur der Spaltung in künftigen Geſchlechtern erlöſche, ſo wollet Ihr, verſöhnte Väter, mit uns den Bund ſegnen, durch welchen wir Dietrich von Ramſtein und Gertrud von Landskron, zwei Liebende, durch Leiden und Noth hart geprüft, hiemit vereinigen!" — Der Kaiſer nahm beider Hände, und fügte ſie zuſammen. Heinrich von Landskron widerſtrebte nicht; der alte Ramſtein, eine Weile unſchlüſſig, wurde von den andringenden Beſtürmungen überwältigt. Dietrich und Gertrud, hielten ſich umſchlungen zu des Kaiſers Füßen; alle Anweſenden prieſen das Wunder, welches ſich vor ihren Augen begeben, und laut erſchallte im Saal und durch die Straßen der tauſendfach wiederholte Ruf: „Es lebe der Kaiſer! Es lebe Rudolph von Habsburg!" —

So endete ein Streit, der eine blühende und reiche Stadt an den Rand des Abgrunds gebracht, durch die Erſcheinung einer wohlthuend über den Völkern ſchwebenden Herrlichkeit, zu deren Höhe emporgezogen die Leidenſchaften und Verwirrungen der kleineren Gewalten ſich verzehren und auflöſen, und deren ruhmvoller Glanz in dem Andenken der Deutſchen noch unerloſchen fortlebt.

1819.

Kriegesabentheuer.

Novelle.

Die natürliche Neigung des Menſchen, ſein vereinzeltes Daſein an das Andenken einer belebten Vergangenheit geknüpft zu ſehen, und das auf ihn vererbte Leben ſchon in ſeinen Vätern zu ehren, bedarf ſo wenig einer Entſchuldigung, daß vielmehr zu verwundern iſt, wie nur ein ſo kleiner Kreis von Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit darauf verwendet, und die Kunde ſeines Geſchlechts ſich vor andern Leuten gleichſam herausgenommen hat. Man kann nicht wohl einwenden, daß dieſe andern eben nichts Verdienſtliches zu erwähnen fanden, denn wie es ja in den meiſten menſchlichen Thätigkeiten leicht geſchieht, daß die wahre Bedeutung nach und nach entſchwindet, und nur die äußerliche Ausübung fortgeht, ſo kommt es auch hier ſchon längſt weniger darauf an, was man von ſeinen Vorfahren weiß, als vielmehr darauf, daß man von ihnen wiſſe, und als ein ſolcher daſteht, der ſeinen Urſprung weit zurückführen kann. Wenn aber jener Hang als ein allgemeiner anzuſehen iſt, ſo wird auch den Edelleuten das Vergnügen, von ihren Vor-

eltern etwas zu wiſſen, nicht verdacht werden dürfen, ein Vergnügen, das ja auch jeder Bürgerliche ſich aneignen kann, und welches mehr als ein anderer der ſorgfältige Jude genießt, deſſen genaues Geſchlechtsregiſter die Stammtafeln des älteſten Adels an Alterthum und Heiligkeit weit hinter ſich zurückläßt. In der That, auf eben dieſe Weiſe und in demſelben ehrenwerthen Sinne, wie Brantome und Schlieffen die Nachricht von ihren Geſchlechtern hegten und mittheilten, ſehen wir auch jetzt hin und wieder einen wackern Bürger die Ueberlieferungen, welche ſeinen Namen umſchweben, mit Liebe bewahren und den Seinigen als ein edles Vermächtniß hinterlaſſen, und mancher einſame Landmann im alten Weſtphalen hat uralte Kunde von ſeinen Vätern, welche wohl oft, ungeachtet ihrer dunkeln Beſchäftigungen, an Tugend, Geiſt und Tapferkeit mit dem ſelten rein erhaltenen Ruhme erlauchter Häuſer ſich gleich halten könnten. Dieſe Betrachtungen drängen ſich uns lebhaft bei Gelegenheit folgender Erzählung auf, deren nähere Umſtände wohl auch außerhalb des Kreiſes, den ſie zunächſt angeben, einige Aufmerkſamkeit verdienen.

In einer kleinen Stadt unfern der Elbe, die durch den Frieden von Tilſit an das neuerrichtete Weſtphalen gekommen war, lebte ein angeſehener und wohlthätender Gutsbeſitzer, Namens Georg Bertram, der ſich hier nach dem Tode ſeiner Frau zur Ruhe geſetzt hatte, und nur die eine Sorge kannte, ſeine beiden Söhne zu erziehen. Er hatte die letzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges als gemeiner Huſar rühmlich mitgemacht, war dann eine Zeitlang als Abenteurer in manchen Ländern herumgeſtreift, und endlich nach Amerika gekommen, woher er

ein anſehnliches, im Handel erworbenes Vermögen zurückgebracht hatte. Der mannigfaltige Wechſel des Lebens und die vielen ſelbſtgemachten Erfahrungen waren ihm Stoff zu ernſthaftem Nachdenken geworden, und weil er ſich zu reichlichen Glücksumſtänden gelangt ſah, und die Ueberlegenheit ſeiner Einſicht und Mannhaftigkeit oft fühlen mußte, ſo dachte er, es müſſe doch wohl in ihm etwas Treffliches ſein, und begann ſeiner Perſon einigen Werth beizulegen, mit ſich ſelber auf einem hochachtungsvollen Fuße umzugehen, und alles mit dem Gefühl einer ernſten Würde zu thun, die dem ehrenfeſten geprüften Manne wohl anſteht und allem Guten die Hand bietet. Er war ſchon lange beſchäftigt geweſen, in das Andenken ſeiner vielfachen Schickſale einige Ordnung und Haltung zu bringen, und hatte zu dieſem Ende Geſchichtbücher von dem Kriege, den er mitgemacht, und Reiſebeſchreibungen von den Ländern, die er geſehen, mit ziemlicher Auswahl angeſchafft, und nach und nach hatte ſeine Einbildungskraft die hellen Züge ſeines Lebens durch ſolche nachhelfende und ergänzende Anſchauung zu einem wirklich ſchönen und gerundeten Ganzen merkwürdiger Erzählungen vereinigt, von denen er ſparſame und jedesmal treffende Einzelheiten in ſeinen nachdrucksvollen Geſprächen höchſt ſchicklich anzubringen pflegte. Dieſe ſtete Beſchäftigung mit ſich ſelbſt und ſeinen Merkwürdigkeiten führte ihn aus der Betrachtung ſeiner frühen Kindheit auch auf ſeinen Vater zurück, der ihm bald eine größere Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien, und durch viele nachgelaſſene Handſchriften zu mancherlei Nachforſchungen über ſeine Familie Anlaß gab. Der Erfolg war Bertram's Bemühungen günſtig; von mehreren

Orten erhielt er auf ſeine ſchriftliche Anfragen befriedigende Antwort, einige Vorfahren, die Gelehrte geweſen, hatten auf den Vorblättern einer alten Bibel eine Menge Beſonderheiten ihrer Familie verzeichnet, und indem eines das andere ergänzte, oder auf neue Spuren leitete, war durch Bertram's Fleiß endlich eine ziemlich zuſammenhängende Familienkronik entſtanden, die mehr als hundert und funfzig Jahre umfaßte, und woran ſeine eigenen Schickſale, welche er, beſonders die Seereiſen und den Aufenthalt in Amerika, in einer eigenen Darſtellung und nicht ohne Geſchmack beſchrieben hatte, ſich auf die ſchicklichſte Weiſe anſchloſſen. Durch dieſe Ueberſicht wurde ihm nun recht auffallend, wie durch die ganze Reihe ſeiner Väter eine ähnliche Gemüthsart durchgehe, und eine Aehnlichkeit in den Lebensumſtänden der ganzen Familie ſich auch bei ihm nicht verläugne. Alle waren gereiſt, hatten mehr oder weniger Stand und Lebensart, auch wohl den Glauben, gewechſelt, und, nach einer ſehr bewegten Jugend, in ſehr beſtändigem, einfachem Alter ausgeruht. So war eben auch die älteſte Nachricht, die er hatte finden können, daß ein Bertram aus den Niederlanden in die Mark Brandenburg eingewandert, und daſelbſt bei einem Regiment Feldprediger geworden ſei, wo er dann während der Kriegszüge ſeine zurückgebliebenen Angehörigen ganz aus dem Auge verloren haben mußte. Auch ein gewiſſes Steigen und Fallen glaubte er in den Geſchlechtern wahrzunehmen, und ihn dünkte, daß die Natur in ſeinem Stamme gerade jetzt einen kräftigen Schwung beginne, an deſſen Anfang er ſich beſcheiden hinſtellte, mit freudiger Zuverſicht der edeln Hoffnung lebend, daß ſeine Söhne noch beſſere

Leute werden würden, als er ſelbſt. Er hatte ſeinerſeits auch nichts verſäumt, um dieſe Hoffnung erfüllt zu ſehen. Ihre Erziehung war ſorgfältig und zweckmäßig geweſen, die trefflichſten Lehrer hatte er in ſein Haus gezogen, die beſten Hülfsmittel aller Art herbeigeſchafft, und ſein unermüdeter Eifer, ſeine liebevolle Strenge und wahre Lebenskunde hatten eben ſo glücklich auf die Gemüthsart der beiden Knaben eingewirkt, als der Unterricht der Lehrer auf ihren Geiſt. Sie waren nun bereits ſo weit herangewachſen, um daran zu denken, eine beſtimmte Lebensrichtung zu ergreifen, und dieſe entſchied ſich leicht und bald nach ſo frühzeitig geäußerten Neigungen. Der ältere, Wilhelm, wollte durchaus Soldat werden, und da er ohnehin der Konſkription unterlegen wäre, ſo mußte der Vater, der als ehemaliger Preuße nur mit Widerwillen ſeinen Sohn in andern Kriegsdienſten denken konnte, noch ganz zufrieden ſein, ihm eine Lieutenantsſtelle bei einem weſtphäliſchen Infanterieregiment ausgemittelt zu haben. Der jüngere, Fritz, hatte die Studien erwählt, und ſollte vorläufig nach Halle gehen, bis in Berlin die neue Univerſität würde errichtet ſein. Einige Zeit vorher, ehe beide das väterliche Haus verließen, um ihrer verſchiedenen Beſtimmung zu folgen, theilte der Vater mit feierlicher Ernſthaftigkeit ſeinen Söhnen alle jene Familiennachrichten mit, und indem er die mannigfachen Schickſale der Vorfahren den aufmerkſamen und von dem Gegenſtand angenehm erregten Jünglingen erzählte, fand er die Gelegenheit, ſeine väterlichen Ermahnungen und Wünſche auf die glücklichſte Weiſe in ihre Gemüther niederzulegen, deren Ehrgeiz in den Geſchichten ſo nah verwandter Menſchen genug Bilder fand,

an welche er hoffen konnte, ſich würdig und mit Erfolg anzuſchließen. Vor allen aber machte die folgende Erzählung, die wir, als eines allgemeinern Antheils fähig, aus jenen Schriften ausheben, einen Eindruck, welchen nachherige Ereigniſſe noch erhöhen ſollten, und der in unſern Zeiten, wo ſeltſam verwickelte Verhältniſſe faſt alle Menſchen ergriffen haben, mehreren unſerer Leſer nicht fremd ſein kann. Die Erzählung war aus einer alten Handſchrift, deren Verfaſſer ein Augenzeuge der Begebenheiten geweſen zu ſein ſchien, genommen, und lautet in einer nur wenig veränderten Auffriſchung folgendermaßen.

Kaiſer Leopold hatte beſchloſſen, die ſtets wiederkehrende Gefahr, die ſeinem Reiche, ja der geſammten Chriſtenheit, von den Türken drohte, endlich durch einen kräftigen Hauptſchlag auf lange Zeit zu entfernen, und ſeine Völker aus dem angſtvollen Zuſtande zu befreien, in welchen ſie durch die häufigen Abwechſelungen eines langwierigen Krieges unaufhörlich verſetzt wurden. Zu dieſem Zwecke wollte er die Türken recht im Innern ihrer Macht angreifen, und ſie aus allen feſten Plätzen, durch deren Beſitz ihnen ganz Ungarn unterworfen oder bloßgeſtellt war, mit der Gewalt der Waffen vertreiben. Unter allen dieſen war keiner ſo wichtig, als Ofen, wo die Türken ſchon früh mit beſondrer Vorliebe, der warmen Bäder wegen, ſich angeſiedelt und eingeniſtet hatten, und welches ſeit einem Jahrhundert ihnen zum Waffenplatz diente, von dem ihre weitern Unternehmungen ausgingen, und wohin ſie bei Unglücksfällen die ſichre

Zuflucht nahmen. Der kühne Gedanke des Kaisers war nichts geringeres, als mit der Eroberung dieser Stadt das Schicksal Ungarns auf immer zu entscheiden. Seine Maßregeln entsprachen den ungeheueren Schwierigkeiten des Unternehmens. Mit außerordentlichen Anstrengungen hatte er ein Heer versammelt, desgleichen an Zahl, Aussehn, Rüstung und Muth wenig gesehen worden. Zu seinen eignen Regimentern, die aus den trefflichen Truppen zu Fuß und zu Pferde bestanden, hatte er noch kurbrandenburgische, schwäbische und fränkische Hülfsvölker gefordert. Dem glänzenden Namen des ruhmvollen Herzogs Karl von Lothringen, der dieser Kriegsmacht als oberster Feldherr vorgesetzt war, entsprachen die kriegerischen Eigenschaften der andern Feldherren, unter welchen der Prinz Ludwig von Baden, und der Befehlshaber des Fußvolks, Graf Starhemberg, besonders hervorragten, und die Jugend der vornehmsten deutschen Geschlechter gab mit dem Kern der ältern Kriegsleute einen Ueberfluß der trefflichsten Offiziere, ja sogar eine große Anzahl vornehmer Spanier und Franzosen hatten sich eingefunden, die sich es zur Ehre rechneten, in diesem Heer als Freiwillige zu dienen.

Schon war diese furchtbare Macht im Frühjahr 1686 gegen Ofen aufgebrochen, und hatte, während die Generale Mercy und Heußler die Türken und Tataren in Oberungarn schlugen, die Laufgräben gegen die Festung eröffnet, als im Anfange des Juli die schwäbischen und fränkischen Hülfsvölker, wie auch siebentausend Mann kurbrandenburgischer Truppen unter dem Generalmajor Hans Adam von Schöning eintrafen, wodurch das Heer bis zu hunderttausend Mann anwuchs und in die Ar-

beiten der Belagerer neue Kraft und neuer Eifer kam. Die Türken, die auf einen ſolchen Angriff nicht vorbereitet waren, und das freie Feld nicht behaupten konnten, machten ſich indeſſen auf die hartnäckigſte Vertheidigung hinter ihren Mauern gefaßt. Abdurachman befehligte ſie, ein Mann, deſſen kühner Muth und unbezwinglicher Starrſinn Freunden und Feinden genug bekannt war, um beiden ein Maß der äußerſten Anſtrengung zu geben, zu welcher es würde kommen müſſen, wenn irgend eines, der Angriff oder die Vertheidigung, gelingen ſollte. Beide Theile wußten überdieß, daß der Großvezier beſchäftigt ſei, eiligſt eine Macht zu verſammeln, mit welcher er das kaiſerliche Heer angreifen, und die bedrängte Stadt befreien könnte. Jemehr deßhalb Abdurachman die Belagerung in die Länge zu ziehen ſuchte, deſto eifriger beſchleunigten die Belagerer ihre Arbeiten, um des Platzes Meiſter zu werden, ehe die Türken im Stande wären, in das Feld zu rücken. Sie beſchoſſen die Stadt unaufhörlich mit grobem Geſchütz, ſie ſprengten die feſteſten Bollwerke durch Minen, und ſuchten mehrmals mit ſtürmender Hand einzudringen; allein alles vergebens, indem die Tapferkeit der Türken und die Kriegskunſt Abdurachman's jeden ſchwererrungenen Vortheil ſogleich wieder zu entreißen oder unnütz zu machen wußte. Don Gonzales, ein ſpaniſcher Feuerwerker, der damals ſehr berühmt war, verſchwendete vergebens alle ſeine kunſtreichen Erfindungen, und man ſah mißmuthig, daß die Belagerung langwierig werden wollte.

Die ungeduldige Tapferkeit der beiderſeitigen Kriegshelden fand inzwiſchen genugſamen Anlaß, ſich zu zeigen durch wiederholte einzelne Gefechte, wo bald die

Deutſchen ein Bollwerk ſtürmten, nahmen und wieder verließen, bald türkiſche Reiterſchaaren bis in das Lager plötzlich hereinbrachen, und bald die Meiſter des Geſchützes mit ihren bewunderten Kunſtſtücken ſich gegen einander verſuchten. Wie viele große Thaten, wie viele Beiſpiele übernatürlicher Anſtrengung, hingebender Entſchloſſenheit, großmüthigen Heldenmuths bilden und nähren den kriegeriſchen Geiſt eines ſolchen Ganzen, und gehen in der Geſchichte namenlos vorüber, wenn ſie nicht gerade an die entſcheidenden Ereigniſſe geknüpft ſind! Hier, wo die Blüthe der einheimiſchen und ausländiſchen Jugend verſammelt war, wo Alle entbrannt nach Ruhm und Ehre dürſteten, begierig die Gefahr erſpähten, und die Tapferkeit des Gemeinen den Söhnen der Fürſten beinahe nichts übrig ließ, als durch den Tod eine Auszeichnung zu erkaufen, hier war die Zahl der einzelnen Hervorthuungen deſto größer, je wenigern Ruhm und Glück nachfolgte, dieſe aber ſtanden alsdann unter ſo vielen Mitwerbern auch heller da, und wurden glücklicher bewahrt, als ſonſt in ähnlichen Lagen gewöhnlich iſt. Neben dem Prinzen von Croy, dem jüngern Grafen Starhemberg, den Grafen Auersperg, Dohna und Königseck, dem Freiherrn von Creutz, und vielen Andern, an deren berühmten Namen der Ruf der eignen Tapferkeit leichter haftete, hätte doch vielleicht das Andenken des kurbrandenburgiſchen Obriſtwachtmeiſters Heinrich Bertram ſich nicht in gleicher Höhe erhalten, wenn nicht ein tragiſches Lebensende ſeine Berühmtheit zuletzt noch über alle Mitbuhlſchaft erhoben hätte. Er gehörte zu den ausgezeichnetſten Offizieren, welche der General von Schöning mitgebracht hatte, und war bloß durch eigenes

Verdienſt zu der bedeutenden Stelle gelangt, die er mit allgemeinem Ruhm bekleidete. Der Herzog von Lothringen ſelbſt hatte als Augenzeuge die Unerſchrockenheit bemerkt und gerühmt, mit welcher Bertram neben einer von den Türken angezündeten Mine, die nur wenig ſeitwärts von ihm aufflog, mit weniger dem Schrecken entriſſenen Mannſchaft einen begonnenen Sturm fortgeſetzt hatte. Einem ſpaniſchen Edelmann, der ihn wegen ſeines ketzeriſchen Glaubens verſpotten wollte, hatte er im Zweikampf den Kopf geſpalten, einem übermüthigen franzöſiſchen Grafen, der einen deutſchen Wachtmeiſter mit dem Stocke in das Geſicht ſtieß, den Degen durch den Leib gerannt, und weit entfernt, dadurch an den Landsleuten dieſer Beiden offenbare Feinde zu bekommen, blieb er vielmehr der tägliche Umgang der vornehmen Spanier und Franzoſen. Es wäre aber unmöglich, all der Gelegenheiten zu erwähnen, in welchen er gegen die Türken, oder gegen jeden andern Feind, den der Augenblick dazu machte, ſeine muthige Kühnheit gezeigt.

Inzwiſchen hatte der General Dünewald mit neun kaiſerlichen Regimentern zu Pferd die zum Entſatz der Feſtung anrückenden Truppen des Großveziers glücklich geſchlagen, und die Belagerer von der großen Unruhe befreit, in welcher ſie bis dahin über den Erfolg ihres Unternehmens ſchweben mußten. Durch dieſen Sieg war der Feind von dieſer Seite auf längere Zeit entfernt worden, und die Anſtrengung aller Kräfte konnte ſich nun ungetheilt auf die Eroberung des Platzes wenden, worin es ſchon an allem zu mangeln anfing, beſonders auch an Mannſchaft, welche durch die beſtändigen Gefechte, Ausfälle und Stürme beträchtlich gelitten hatte, und was

noch unverwundet und gesund war, mußte immer auf den Wällen und ohne Rast in Waffen sein. Von den zahlreichen Versuchen des Großveziers, die Besatzung zu verstärken, war kaum einer gelungen, und nur einige hundert verwegene Janitscharen mitten durch das Lager mit großem Verlust in Ofen angelangt.

Der Herzog versammelte einen Kriegsrath, und es wurde unter diesen Umständen einmüthig beschlossen, die Festung, es koste was es wolle, mit stürmender Hand einzunehmen. Anhaltender Regen verhinderte die Ausführung dieses Beschlusses noch eine kurze Zeit, die man desto eifriger zur furchtbaren Zurüstung des großen Werkes anwandte. Das Geschütz feuerte unablässig, so oft das Regnen nur etwas nachließ; die Mauern waren an zwei Stellen durch Minen gesprengt, und die Bresche, trotz der Minen, welche der Feind springen ließ, und trotz der verzweifelten Angriffe mit blanker Waffe, nach mörderischen Gefechten von den Kaiserlichen behauptet worden. Bevor jedoch der Sturm anbefohlen wurde, wollte man noch den letzten Versuch machen, die Festung unter so günstigen Umständen in Güte zu gewinnen, denn, wenn man auch überzeugt war, daß die Einnahme der Stadt unfehlbar gelingen müsse, so konnte man sich doch nicht verhehlen, daß ein guter Theil des Heeres dabei umkommen, und der übrige außer Stand gesetzt sein würde, nach diesem Siege noch ferner etwas in diesem Feldzuge zu unternehmen. Zu diesem Ende wählte der Herzog den Generaladjutanten Freiherrn von Creutz und den Obristwachtmeister Bertram, die mit einigen andern Offizieren als Gesandte zum Abdurachman gehen, und denselben zur Uebergabe des Platzes auffordern sollten;

ſie ſollten ihm vorſtellen, welchem Unglück er die Stadt, die Seinigen und ſich ſelbſt durch ſeine Hartnäckigkeit ausſetze, die bei den getroffenen Anſtalten doch ganz vergeblich und ohne einen Schatten von Hoffnung ſei. Zugleich erhielten ſie den Auftrag, die Beſtechlichkeit des türkiſchen Befehlshabers auf die Probe zu ſtellen, und im Nothfall die größten Anerbietungen zu machen, um die friedliche Uebergabe zu bewirken, ein Mittel, das ſchon oft in den Türkenkriegen bei mißlichen Sachen ſich als einzige Aushilfe bewährt hatte.

Die Abgeſandten ſtiegen durch die Breſche auf den Wall hinauf, und mußten, ungeachtet ihrer wehenden weißen Tücher, mehrere Schüſſe von den Türken aushalten, da dieſe nichts von Unterhändlern wiſſen wollten. Endlich kam ein Bote von Abdurachman mit dem Befehl, ſie vor ihn zu führen. Sie ſtiegen alſo von den Wällen in die Stadt hinab, wo man die jammervollen Einwohner in das Innere der Häuſer entfernt, und die aufgebrochenen Gaſſen mit Kriegern angefüllt hatte. Ueberall waren die Anſtalten, wie draußen zum Sturm, ſo hier zur furchtbarſten Gegenwehr, ſichtbar; breite und tiefe Gräben hemmten die Verbindungen der Straßen, Pulvertonnen ſah man in die Keller hinab laſſen, Granaten, Pechkränze und anderes Feuerzeug überall vertheilen, Wuth und Verzweiflung mahlte ſich auf allen Geſichtern, und es war augenſcheinlich, daß man nur einen Schutthaufen für den Feind übrig laſſen wollte. Der Bote führte die Abgeſandten zuerſt in ein ſchönes Haus, wo ſie auf reichen Teppichen köſtlich bewirthet wurden, denn ungeachtet der Hungersnoth, die ſeit einiger Zeit herrſchte, ſetzte man ihnen ein gebratenes Huhn,

Reis, Gebackenes, guten Wein und Kaffee in Ueberfluß vor. Dieſe Höflichkeit ſchien dem Freiherrn von Creutz ein gutes Zeichen; er hielt ſie für ein mehr als deutliches Bekenntniß, daß der Paſcha ſich gütlich mit ihnen abfinden, und ſie im voraus für ſeine Vorſchläge gut ſtimmen wolle, und er verſicherte ſeinen Gefährten, unter denen er ſich, jedoch ohne hinlänglichen Grund, die erſte Rolle nahm, mit vieler Selbſtzufriedenheit, er bürge nun für alles, und werde die Sache ohne Schwierigkeit zu Stande bringen. Bald nachher wurden ſie zum Abdurachman abgeholt, der ſie mit würdevollem Weſen und vieler Feierlichkeit in einem großen Saale empfing, und die Botſchaft des Herzogs von Lothringen anfangs gelaſſen und ernſthaft anhörte. Allein wie der Freiherr von Creutz, dem die Andern ſtillſchweigend die Führung des Wortes zugeſtanden hatten, in ſeiner weitern Rede alle Gründe, die für die Uebergabe ſprachen, auseinanderſetzte, und die zum Sturme ſchon getroffenen Anſtalten beredt ſchilderte, ſo entging niemandem die große Bewegung des Paſcha, der mit ſichtbarer Unruhe bald die Geſandten, bald ſeine eignen Leute anblickte, und einen ſchweren Kampf zu kämpfen ſchien, wodurch ſich der Freiherr von Creutz verführen ließ zu glauben, derſelbe ſei von der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel nur allzuſehr überzeugt, und nur beſorgt, wie er bei ſo ſchlechten Umſtänden noch einigermaßen ſeinen Vortheil erachten möchte. Doch Abdurachman war von einer ganz andern und mächtigen Theilnahme angezogen, die ſeine Aufmerkſamkeit zerſtreute, bis endlich der Abgeſandte ſeine Rede ganz zuverſichtlich mit dem Begehren ſchloß, den Paſcha unter vier Augen über einige Punkte näher verſtändigen zu

dürfen. Nichts glich daher dem Erſtaunen des Freiherrn von Creutz ſowohl, als der übrigen Anweſenden, als Abdurachman das geheime Geſpräch zwar bewilligte, aber mit heftiger Bewegung auf den Obriſtwachtmeiſter Bertram deutete, und dieſen, der nichts weniger erwartete, als auf dieſe Art ausgezeichnet zu werden, ihm in ein Seitenzimmer folgen hieß, wohin er ſelbſt eilig voranging. Kaum waren Beide allein, als Abdurachman mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm dem überraſchten Bertram um den Hals fiel, und mit beklommener Stimme in franzöſiſcher Sprache die Worte ausrief: Bertram, kennſt du deinen Freund Coigny nicht mehr? worauf Bertram mit einem Schrei zurückfuhr, und nach ſchnellem Erkennen ihm gleichfalls in die Arme ſtürzte. Allerdings war der Paſcha niemand anders, als dieſer Jugendfreund, dieſer frühe Vertraute und erſte Waffengefährte Bertram's, mit welchem er in Holland viele Jahre unzertrennlich vereint geweſen, und im Krieg und Frieden manches gemeinſame Abentheuer beſtanden hatte, bis das Geſchick jedem die ſeinigen beſonders zuwerfen gewollt. Wie kam aber Coigny hieher? Seit zwanzig Jahren für Bertram todt, mußte er hier, in dieſem Augenblick, in ſolchem Verhältniß für ihn wiedergefunden ſein? Ein tödtliches Netz verworrener Gedanken umſchlang Bertram's Stirne, und das Glück, in dem Feinde den Freund zu finden, verlor ſich in den unſeligen Gedanken, daß in dem Freunde doch ein Feind gefunden ſei. Coigny erzählte mit flüchtiger Eile, daß ein ſchreckliches Unrecht, das er von ſeinen Obern erlitten, und zu dem man eine ewige Gefangenſchaft hinzufügen gewollt, ihn zur Flucht genöthigt, und ſein Herz mit dem ver-

zehrendſten Rachegefühl entflammt habe, worauf er von Ort zu Ort, und von Land zu Land umhergeirrt, bis er ſich endlich zu den Türken gewandt, Europa aufgegeben, und den Glauben abgeſchworen habe. Seinem Muthe, ſeiner Kriegserfahrenheit und ſeinem Glück verdanke er die hohe Stelle, die er jetzt bekleide, ſein Herz habe ſich der vollſtändigſten Rache an ſeinen Feinden erfreut, und er ſegne den Augenblick, da er ein Renegate geworden. Bertram war erſchüttert, er dachte an das nahe Schickſal, das ſeinem Freunde bevorſtand, er wußte leider nur allzugut, welch furchtbare Anſtalten den Untergang deſſelben verbürgten. Er eilte daher, ihm die ſchreckliche Gewißheit bekannt zu machen, er beſtätigte das, was der Freiherr von Creutz geſagt hatte, er fügte alle Umſtände hinzu, welche die Unmöglichkeit zeigten, daß der Sturm mißlingen könnte, und beſchwor ſeinen Freund, der vom Himmel ſelbſt dargebotenen Gelegenheit, in den Schooß der Kirche und der Seinen ohne Verletzung der Kriegsehre zurückzukehren, jetzt im entſcheidenden Augenblick nicht auszuweichen. Er bot ſeinen Kopf zum Unterpfande der beſten Aufnahme bei dem Herzog von Lothringen, er bat, flehte und weinte, und ließ nichts unverſucht, den mit tauſend Gefühlen ringenden Freund zu entſcheiden. Nachdem dieſer mit abwechſelnder Bewegung ihm lange zugehört, nahm er endlich das Wort, indem er dem Freunde kopfſchüttelnd die Hand drückte: Du irreſt, mein Freund! was du ſagen kannſt, iſt aus deinen Verhältniſſen her, und in den meinigen erſcheint jedes anders. Ich bin nicht Coigny mehr; eine zwanzigjährige Gewohnheit hat mich zu einem Andern gemacht; ich bin Abdurachman Paſcha, und oberſter Befehlshaber dieſer Stadt; nicht

darum haben die unerſchrockenen Osmanen mit beiſpielloſer Tapferkeit ſie bisher vertheidigt, nicht dazu dem fürchterlicheren Tode, als dem des Schwertes, dem Tode des Hungers und Elendes ohne Klage getrotzt, daß ich, ihr Anführer, ſie ſchändlich verrathen ſollte. Du ſchilderſt mir den nahen Untergang, die furchtbaren Anſtalten zum Sturme: aber gehe durch die Gaſſen meiner Feſtung, und die Beſchäftigung meiner Krieger wird dir darthun, daß ſie wiſſen, was ihnen bevorſteht, ihre muthigen Blicke werden dir ſagen, daß ſie dem unvermeidlichen Tod hochherzig entgegenſchauen, und nur noch leben, um herrlicher zu ſterben. Und dieſe ſollt' ich verrathen? dieſe um ihre letzte Hoffnung bringen? oder auch nur des Denkmals berauben, das die Verwüſtung dieſer Stadt ihren Leichnamen werden ſoll? Denn das ſag' ich dir, ihr werdet morgen Abend, wenn das Glück wohl will, hier nur auf rauchende Trümmer treten! Nein, Bertram! Abdurachman hat ſelbſt ſein Schickſal gewählt, er wird das Böſe davon hinnehmen wie das Gute. O wie gern möchte ich dich vielmehr einladen, die nichtswürdigen Chriſten zu verlaſſen, und meiner Wahl zu folgen: träfe nicht zufällig gerade jetzt ein ſo ungünſtiger Augenblick, daß nur, wer ſchon unſer iſt, ihn nicht verſchmäht. Doch dank' ich Gott, daß er mir dieſe Freude noch gegönnt, ſchöner leuchtet mir der morgende Tag nun entgegen, da er die Bilder des frohen Jugendlebens mir an den Pforten des Todes wiedergiebt. Leb' wohl, mein Freund! leb' wohl, auf Wiederſehn im Himmel! Damit umarmte er ihn heftig, und verließ ihn ſchnell.

Kaum hatte Bertram, von dieſem Auftritt noch ganz erſchüttert und betäubt, ſich bei den Seinigen, die

ihm gespannt entgegen traten, wieder eingefunden, als von Abdurachman ein Bote erschien, der ihnen befahl, die Festung sogleich zu verlassen, und dem Herzog von Lothringen zu sagen, er möge nur kommen, von Stund an solle kein Gefangener mehr gemacht werden, sondern alles über die Klinge springen. Mit dieser Antwort, die sie keineswegs erwartet hatten, wurden die Gesandten schleunigst in das Lager zurückgeschafft. Schon unterwegs aber begann der Freiherr von Creutz mit bittern und heftigen Reden auf Bertram anzuspielen, dem er vorwarf, er habe alles, was so glücklich eingeleitet gewesen, verdorben, er allein sei Schuld an dem Vergießen von Menschenblut, das nun Statt haben werde, er sei ein schlechter Diener des Kaisers und müsse als solcher angegeben werden. Dabei murmelte er zwischen den Zähnen das Wort: Verräther, das Bertram jedoch nicht so geschwind vernommen hatte, als er auch schon mit dem Degen heraus war, den ihm aber die begleitenden Offiziere sogleich entrissen, worauf der Freiherr von Creutz die nächste Wache aufforderte, denselben in Verhaft zu nehmen, während er selbst zum Herzog eilte, um diesem alles zu berichten.

Der Herzog war ungemein entrüstet über diese Vorfälle, und wollte im Anfange nichts davon glauben; als aber die sämmtlichen Offiziere, die mit in der Festung gewesen waren, einstimmig das Zeugniß ablegten: es sei die Unterhandlung im besten Gange gewesen, und alles habe den glücklichsten Ausgang versprochen, bis der Pascha mit Bertram bei Seite gegangen, und eine geraume Zeit im Gespräch geblieben, worin dieser alles wieder rückgängig gemacht, ja wohl gar das kaiserliche Heer

verrathen haben möge, so gerieth der Herzog in solchen Unwillen, daß er befahl, den Beschuldigten in Eisen vor ihn zu bringen. Inzwischen hatten der Freiherr von Creutz und die andern Offiziere sich wegbegeben, und das ganze Lager in Aufruhr gesetzt durch das Gerede von der angeblichen Verrätherei des Obristwachtmeister Bertram; die Generale, Obersten und vornehme Offiziere strömten häufig nach dem Zelte des Herzogs, wo ein wahrer Tumult entstand. Das Erstaunen war bald der Erbitterung gewichen, und die Gemüther erhitzten sich nur desto mehr, je weniger Thatsachen zu erfahren waren, so daß bloß jene giftigen Reden wirkten. Niemand wagte ihn zu vertheidigen, Wenige nur zweifelten noch, die Meisten verfluchten den Verräther und sannen grausame Strafen für ihn aus, Einige behaupteten, der Sturm könne nun ohne die größte Gefahr nicht unternommen werden, Andere dagegen wollten die Rache an den Türken um keinen Augenblick verschoben wissen. Das verwirrte Getöse nahm überhand, und der Prinz von Baden mußte selbst erscheinen, um im Namen des Herzogs Ordnung und Stille zu gebieten. Vor diesem hatte jedoch Bertram bereits angefangen, sich kräftig zu verantworten; er erzählte den ganzen Verlauf der Sachen auf das Genaueste, ohne auch nur einen einzigen Umstand zu verhehlen, und die Sonderbarkeit wie das Tiefrührende seines Zusammentreffens und seiner Unterredung mit Abdurachman schien den Herzog innigst zu bewegen, und seinen hohen Heldensinn theilnehmend zu beschäftigen. Auch würde der Beklagte wahrscheinlich mit allen Ehren freigesprochen und entlassen worden sein, ohne das neue Zwischenspiel, das seine Erzählung unterbrach. Ein

ſchreckliches Geſchrei, Rufen und Eilen tobte plötzlich von der Stadt her durch das Lager, und flog nahe an des Herzogs Zelt ſchnell vorüber. Einige Offiziere ſtürzten herein, und berichteten, ſo eben habe ein junger Türke das unbegreifliche Wageſtück ausgeführt, aus der Stadt mitten durch das Lager mit verhängtem Zügel zu entkommen, und habe den Weg nach Griechiſch-Weißenburg eingeſchlagen, vergebens hätte man Feuer auf ihn gegeben, wären ihm die ausgeſtellten Reiter nachgeſprengt, und hätten ſich die Wachen, von dem Rufen aufgeſchreckt, in ſeinen Weg geſtellt, ſchon ſei er weit im freien Felde, und ihren Augen beinahe entſchwunden. Da man wußte, daß der Großvezier in Griechiſch-Weißenburg einige Völker zuſammenziehe, um von dort aus etwas zu unternehmen, ſo war man nicht wenig beſorgt wegen dieſes Ereigniſſes. Der Lärm im Lager wurde immer lauter, man glaubte ſich ſchon nicht mehr ſicher, es ſchien die größte Gefahr mit dem morgenden Vorhaben verknüpft; nun erſchien der Freiherr von Creutz im Zelte des Herzogs, und ſagte, der verwegene Reiter habe die ſchwachen Stellen des Lagers, wo die wenigſten Wachen geſtanden, und die beſte Gelegenheit zu entkommen geweſen, genau ausgewählt, es ſei wohl zu bedenken, ob hiebei nicht geheime Einverſtändniſſe gewirkt haben könnten. Und als er nun hörte, was Bertram alles geſagt, welchen Freund er in Abdurachman gefunden, welche Vorſtellungen er ihm gemacht, und durch welch' eindringliche Schilderung der Sturmanſtalten er ihn zur Uebergabe zu bewegen geſucht: ſo wurde das, was die Unſchuld am deutlichſten darthun konnte, und ſchon den Herzog ſoweit überzeugte, daß er ſein voreiliges Verfahren

bereute, nun plötzlich, wie wohl zu geſchehen pflegt, Gegentheil. Da hört man es ja, rief der Freiherr Creutz, er geſteht es ſelbſt, daß er die Freundſchaft der Treue gegen ſeinen Kaiſer nicht vereinigen ge daß er den Feind liebe, ihm alle unſere Maßregeln rathen, die ſchändlichſten Anträge angehört habe! bedarf es weiterer Zeugen? Und ſo fuhr er fort, wankenden Herzog zu bitten und zu beſchwören, w ſtens die Vorſicht zu nehmen, und dieſen gefährli Menſchen während des Sturms in feſtem Gewahr zu halten, denn wenn der Verdacht auch wirklich gr los ſein ſollte, wie er es herzlich wünſche, ſo ſei es beſſer, daß Einer darunter leide, als daß das g Heer ſich einer Gefahr ausgeſetzt glaube, deren Ged ſchon das bedenkliche Werk des morgenden Tages ſt müſſe, und die bei dieſen Umſtänden jeder an ſich u deutende Anlaß herbeiführen könne. Späterhin bleib alle mögliche Rechtfertigung offen, und auch er w ſich zu jeder begehrten Genugthuung bereit finden la nur auf der Sturmleiter müſſe das Auge frei vorw ſehn, und keine Beſorgniß die gedrängte Aufmerkſam von dem Vorliegenden abziehn. — Schon hatte der zog den Beklagten ehrenvoll freilaſſen wollen, als dringende Zureden der Andern, und die heftigen Be hungen des Freiherrn von Creutz doch endlich ſo wirkten, daß der Herzog, wiewohl mit großem Wi ſtreben ſeines theilnehmenden Gemüthes, Bertram nerhin bewachen, jedoch die Eiſen ihm wieder abneh ließ, und ihm nach der Erſtürmung der Stadt die öff lichſte Unterſuchung verſprach, mit dem troſtreichen ſatz, daß er, der Herzog, als Menſch die Ueberzeug

ſchon hege, die er als Feldherr zu erlangen hoffe. Hierauf wurde Bertram in ſein Zelt zurückgeführt, und alles wandte den Geiſt, nach dieſer Unterbrechung, mit verdoppeltem Eifer auf die bevorſtehende Arbeit.

Die Türken, zum Zeichen, daß ſie die Stadt niemals übergeben, noch Unterhändler mehr annehmen würden, ſteckten rothe Fahnen auf den Wällen auf, und unterhielten während der ganzen Nacht ein lebhaftes Feuer aus all ihrem Geſchütz; hin und wieder ſtürzten ſie auch auf die äußerſten Wachen und ſäbelten ſie nieder. Die Erbitterung ſtieg auf's höchſte, und beide Theile waren entſchloſſen, das Aeußerſte zu vollbringen. Die Kaiſerlichen verbrachten die ganze Nacht in Zurüſtungen, man trug Leitern herbei, füllte Pulverſäcke, theilte Granaten aus, paßte Sturmhauben an, wetzte Schwerter. Die Generale Souches und Scherffenberg befehligten das Ganze. Der Prinz von Croy ſtand an der Spitze von dreihundert Freiwilligen, die den erſten Anlauf machen ſollten. Drei andere Haufen, ſorgfältig nach dem Range aus kaiſerlichen und brandenburgiſchen Offizieren und Gemeinen gemiſcht, folgten auf dieſe, und wurden von funfzehntauſend Mann, dieſe aber ſodann von dem ganzen Heere unterſtützt. Die Truppen ſtellten ſich während der Nacht. Bertram ſah und hörte von ſeinem Zelt aus all dieſe Zurüſtungen, die zum Erſtenmal ihn nichts angehen ſollten, und das Herz brach ihm vor jammervoller Betrübniß. Von allen Seiten war ſein Gemüth heftig aufgereizt, der Auftritt mit Coigny, der nahe Sturm, die erlittene Beleidigung, der Abfall der Seinen, die jetzige Schmach, alles wälzte ſich abwechſelnd in ſchwarzen Wogen durch ſeinen verzweifelten Sinn. Der Morgen

des zweiten September brach an, und noch hatte kein Morgen ſolch Unglück an ſeiner Seite beleuchtet. Die Truppen rückten näher gegen die Wälle, nur dumpfes Geräuſch verrieth die allgemeine Bewegung, eine Todtenſtille wechſelte damit ab. Eben zog der dritte Haufen an Bertram's Zelte vorbei, und er erkannte darunter ſeine Leute, die nun ohne ihn zum Sieg, zum Ruhm und zum Tode zogen. Da hielt er es nicht länger aus, ſondern ſandte zum Herzog, und ließ ihn um Gotteswillen bitten, daß er ihm erlauben möchte, an dem Sturme Theil zu nehmen, es ginge gegen ſeinen Herzensfreund, da könne man ja am beſten ſehn, ob er als ein Verräther fechte. Der Herzog geſtand ihm endlich nach einigem Bedenken die Gnade zu, in dem erſten Haufen ohne Befehlsmacht, bloß für ſeine Perſon, mitzuſtreiten; einige Offiziere aber bekamen den geheimen Befehl, ihn ſcharf zu beobachten, und bei der erſten zweideutigen Bewegung niederzuhauen. Bertram ſah es, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, er ſah ſeinen eignen Obriſten ihn lauernd ausforſchen, und ſeine Kameraden ſeine Gemeinſchaft vermeiden. Mit finſterer Wuth verzehrte er die ſchrecklichen Gefühle, die in ihm aufloderten, ſtarr blieben ſeine Augen auf die Wälle von Ofen geheftet, und er gelobte ſich, die Erwartung der Andern mit ſeinem Untergang zu befriedigen.

Endlich war der Augenblick gekommen und der Sturm begann. Gleich bei'm erſten Anlauf ließen die Türken einige Minen ſpringen, und ein Theil der Stürmenden flog in die Luft. Man rang im Pulverdampfe um die eingefallenen Trümmer. In furchtbarem Handgemenge mordeten ſich die Truppen, ohne vorzudringen noch zu-

zurückzuweichen, auf den Leichen der Vordermänner drangen immer andere Krieger heran, bis auch ſie in ihrem Blute hingeſtreckt lagen. Pulverſäcke zerplatzten, und machten, indem ſie ganze Körper und einzelne Glieder wegriſſen, eine augenblickliche Lücke, aber ſogleich war der Raum wieder vollgedrängt, und das Gemetzel mit verdoppelter Wuth erneuert. Auf allen Seiten wurden Leitern angelegt, und der Eifer der Nachrückenden drückte die Vorderſten unvermeidlich von den oberſten Sproſſen rettungslos in die Lanzen der Türken und unter ihre geſchwungenen Säbel. Schon war jedoch der Wall an zweien Orten erſtiegen, und der Prinz von Croy pflanzte ſeine Fahne zum Zeichen des errungenen Sieges auf, als die Türken mit erneuerter Kraft zurückkehrten, und durch die heftigſte Gegenwehr alles weitere Vordringen hemmten. Abdurachman, ihr Befehlshaber, war auf der Mauer erſchienen, und hatte das kleine Häuflein ſeiner Helden zu neuer Vertheidigung ermuthigt; er zeigte die Flammen, die hinter ihnen auf ſein Geheiß an hundert Stellen zugleich emporſchlugen, und Knall auf Knall kündigte den Einſturz der unterminirten Gebäude an. Noch in ihrem Untergange machten die wenigen Türken, die noch übrig waren, den Sieg zweifelhaft, und noch hielt Abdurachman den Sieg auf. Da ſtürzte Bertram, der bisher im wüthendſten Getümmel mit großer Tapferkeit gefochten, und wieder das frohlockende Zujauchzen der Seinigen gehört hatte, plötzlich aus dem dichten Haufen hervor, und wie ein Raſender auf Abdurachman los, der mit funkelnden Augen ihm begegnete. Sie riefen ſich einander ihre Namen zu, kämpften eine Weile, und fielen Beide zu gleicher Zeit getroffen todt zu Boden.

Sie hatten Beide den Tod, dem keiner von ihnen entgehen wollte, von liebevoller Hand, wie es ſchien, freudiger empfangen, und die Freundſchaft hatte jedem den letzten Dienſt geleiſtet. Die Türken, da ſie ihr Haupt gefällt ſahen, thaten ferner nur ſchwachen Widerſtand, und wurden einzeln hingemordet, die meiſten auf den Wällen, und nur wenige, die noch Rettung geſucht, in den Straßen. Die Kaiſerlichen waren Meiſter der Feſtung, und ſchoſſen Victoria von den Wällen. Aber die Stadt lag in brennenden Trümmern, und die Einwohner waren größtentheils umgekommen. Das ganze Heer betrauerte Bertram's Verluſt, und der Herzog, der allzuleichtgläubig ihn im Leben gekränkt, wollte wenigſtens den Todten durch Ehre entſchädigen. Neben Abdurachman wurde er auf dem Walle, den jener vertheidigt und dieſer erobert, mit allem kriegeriſchen Gepränge begraben. Drei Tage trug der Herzog Trauer um ihn, und alle Generale folgten dieſem Beiſpiel. Den Freiherrn von Creutz ſuchte man im ganzen Heere vergebens, er war gleich im Anfange des Sturms durch ein abgeriſſenes Mauerſtück zerſchmettert worden.

Hier endigte der Vater ſeine Vorleſung. Die beiden Jünglinge ahndeten damals wohl noch nicht, daß dieſe Geſchichte in ihnen ſelbſt gewiſſermaßen wiedererſcheinen, und in der Familie wie eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende Geſpenſtergeſtalt ihr Daſein fortpflanzen ſollte, wie es unter veränderten Umſtänden und mit einem glücklicherweiſe nicht ſo tragiſchen Ausgange ſpäterhin geſchah. Denn als im Jahr 1809 der preußiſche

Major Schill mit ſeinem Huſarenregimente den bekannten Partheigang nach Weſtphalen unternahm, und eine zahlreiche deutſche Jugend, von langgenährten Hoffnungen erhitzt, ſich an ſeine Schaar anzuſchließen eilte, verließ auch Fritz Bertram ſeine Studien, und folgte dem Rittmeiſter Brunnow, der mit einer kleinen Abtheilung durch Halle kam, zu dem Schill'ſchen Haupttrupp, der auf Magdeburg gezogen war. Bei Dotendorf kam es zwiſchen dieſem und den franzöſiſchen und weſtphäliſchen Truppen, die ihm aus der Feſtung entgegengerückt waren, zu einem blutigen Treffen, in welchem Schill zwar ſeine beſten Rittmeiſter verlor, aber doch mit ſeiner unvergleichlichen Reiterei die feindlichen Vierecke über den Haufen warf. Auch Fritz Bertram hieb auf die Weſtphalen ein, und erkannte ſeinen Bruder Wilhelm darunter, der vergebens die wankenden Leute zu tapferer Gegenwehr aufforderte. Sie grüßten ſich mit funkelnden Augen, und „Coigny" rief Wilhelm, wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt getrieben, indem er den Degen ſchwang, aber: „Nein, Bruder!" rief ihm Fritz zurück, und ſprengte davon, unter den andern Truppen ſich Feinde zu ſuchen, die ihm weniger theuer wären.

Wenn aber anzunehmen iſt, wie denn in der That alles für dieſe Annahme zu ſprechen ſcheint, daß die beiden Jünglinge bei ihrem unvermutheten Begegnen ſich ganz anders betragen, und vielleicht der Gewalt des böſen Dämons, der von ihrem Vorfahr auf ſie herabgewirkt, ſich allzu begierig würden unterworfen haben, wenn nicht die mitgetheilte Erzählung ihnen vorgeſchwebt hätte, ſo wäre ja wohl der gute Alte bei dieſem Vorfall, der zugleich ſeine ſonſtigen Meinungen auffallend beſtätigte,

durch die Erhaltung ſeiner Kinder reich belohnt worden für die ſorgliche Familienkunde. Denn das klare Bewußtſein über die Sache hatte hier ſchon größtentheils die Wirkung derſelben zerſtört, und den Zauber gleichſam gelöſt, wie ja auch auf ähnliche Weiſe ſo vieles, weil es recht zur Sprache gekommen iſt, durch das klare Bewußtſein darüber zu unſerer Zeit in den Gedanken der Menſchen gelitten hat.

1812.

Das warnende Geſpenſt.

Erzählung.

Ein deutſcher Graf, der mehrere Jahre in dem preußiſchen Heere mit Auszeichnung gedient hatte, ſah ſich nach dem Baſeler Frieden veranlaßt, ſeinen Abſchied zu nehmen, da ihn ſowohl eigne Neigung als auch äußere Gründe zur Bewirthſchaftung großer Güter beriefen, die ihm durch den Tod ſeiner Mutter frühzeitig zugefallen waren, aber ſeither während ſeiner Minderjährigkeit, zufolge der Einrichtung der Verſtorbenen, von ſeinem Vater verwaltet wurden, dem ſie auch verbleiben ſollten, im Fall der Sohn früher ohne Kinder ſtürbe. Dieſer hatte als Kind nur ſelten, und nie ohne Scheu, ſeit der Mutter Tode aber gar nicht den Vater geſehen, und konnte den, ihm ſtets unfreundlichen, und gegen die Mutter oft grauſam harten Mann um ſo weniger lieben, als alle Gluth ſeines Herzens nur jener zugewandt war, die er mit unendlichem Schmerz endlich als ein Opfer vieljähriger Duldung hatte erliegen ſehen. Nachdem er noch einige Wochen vergnügt unter ſeinen Kameraden zugebracht, und halb und halb verſprochen hatte, nicht für

immer das Regiment zu verlaſſen, reiſte er ab, von tauſend Wünſchen ſeiner Freunde, die ihn ungern ſcheiden ſahen, begleitet, und nahm ſeine Richtung geradezu auf ein altes Schloß, das ihm gehörte, um dort mit ſeinem Vater, der es bewohnte, zu der bevorſtehenden Veränderung das Nöthige abzureden. Ungern näherte er ſich der väterlichen Wohnung, und ein abmahnendes Gefühl hätte ihn faſt beredet umzukehren, wenn nicht die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, doch einmal dieſe Zuſammenkunft halten zu müſſen, ihn gleichwohl in der Fortſetzung ſeiner Reiſe beſtärkt hätte. Der Vater hatte ſich wieder vermählt, und mit der zweiten Frau mehrere Kinder gezeugt; dem Sohne, welcher das Andenken ſeiner geliebten Mutter ſchon durch die bloße Vorſtellung einer Stiefmutter gekränkt fühlte, war dieſe dadurch nur noch unangenehmer, daß er wußte, wie noch bei Lebzeiten ſeiner Mutter ſie mit dem Vater in geheimen Verhältniſſen geſtanden und der Verſtorbenen vielen Kummer bereitet hatte. Indeß, die wenigen Tage überſtanden, die er ſich dort aufzuhalten dachte, und das Geſchäft einmal abgemacht, eröffnete ſich ihm die lachendſte Ausſicht zu einem unabhängigen, wünſchenswerthen Leben, in freier, ſelbſtgewählter Thätigkeit, die er ſtillen Schöpfungen in dem reichen Umfang ſeiner Beſitzungen zu widmen dachte. Von dieſen Gedanken ergriffen, und deſto heiterer mit ihnen beſchäftigt, je näher er ſeinen Gütern kam, von denen er ſchon Waldungen auf der einen Seite, und im Hintergrunde grüne Hügel als die ſeinigen erkannte, verlor er nach und nach jenes unangenehme Gefühl, das ihn bisher begleitet hatte, und überließ ſich ganz der glücklichen Stimmung, die ihn an der Schwelle ſeines künftigen

Lebenswandels empfangen wollte. „In der That, Glück wünſchen kann ſich der, welchem, wie ihm, der Sinn zu dem ſchönen Beruf geworden, die Bildung der Erde in ihrem unmittelbaren Anbau zu fördern, und auch in dieſe ernſten und dringendſten Bedürfniſſe des Lebens ſchöne Kunſt und höhere Kenntniſſe einzuführen, für die erſt, nachdem jene beſorgt worden, das wachſende Menſchengeſchlecht Muße finden konnte. Die Natur iſt dankbar gegen jede ihre gewidmete Neigung, und nur dem beſchränkten Sinne, der weder warm an ihr hängt, noch ſie vielſeitig umfaßt, kann ſie in Regen und Dürre, in Mißwachs und Hagelſchlag zu zürnen ſcheinen: den rechten Landmann, der ihre mannigfachen Darbietungen zu benutzen verſteht, wird ſie nie zu Grunde richten. Er umfaßt ſtets einen größern Zeitraum, über die Gegenwart hinweg, und lebt nach dem Maßſtabe der Erde im Frühling den Morgen, und im Herbſte den Abend ſeines großen Arbeitstages.“ Unter ſolchen Betrachtungen war er mit einbrechender Nacht auf dem Schloſſe angekommen, und hatte ſich beim Hereintreten eines Schauders nicht erwehren können. Der Vater, dem er ſeine Ankunft ſchriftlich vorgemeldet hatte, war abweſend, wurde aber ſtündlich erwartet. Unterdeß beſuchte der Neuangekommene den Garten und das nahgelegene Feld, weil er ſeine Stiefmutter jetzt noch nicht ſehen mochte. Spät, wie es längſt ganz dunkel war, meldete man ihm des Vaters Zurückkunft, er ging hinauf, und fand einen froſtigen Empfang. Bei Tiſche war es einſilbig und unheimlich, gleich nach dem Abendeſſen wünſchte man ſich gute Nacht, und ging auseinander.

Ein Bedienter des Hauſes leuchtete ihm nach ſeinem

Zimmer, wo er in kurzer Weile, von der Reiſe erm
unter unangenehmen Bildern, die ihm der Anblick
fremden und ihm doch ſo nahen Hausgenoſſenſchaft err
hatte, einen unfreundlichen Schlaf fand. Es m
ungefähr Ein Uhr ſein, als er aus tiefen Träumen
wachte. Ein kleiner Hund, der ihm ſehr lieb war,
ihn auch auf dieſer Reiſe begleitet hatte, ſprang ängſ
an dem Bette herauf, und mit kläglichem Winſeln ſ
er ſeinem Herrn etwas anzeigen zu wollen. Dieſer
tete ſich auf, und nachdem er den Hund auf das K
genommen und geſtreichelt, ohne daß der aufhörte fu
ſam zuſammenzukriechen und leiſe zu winſeln, gab
genauer auf ihn Acht, und bemerkte bei dem durch
Bäume fallenden Mondlicht, daß die Augen des H
des immer nach der einen Ecke des Zimmers gerichtet
ben; er blickte hin, um zu erfahren, was wohl den H
ſchrecken könne: aber entſetzlich! das Blut ſtarrte ihn
den Adern, und die Haare ſträubten ſich ihm empo
ſah eine neblichte Geſtalt, die ſeiner verſtorbenen M
in allen Zügen ähnlich war, und, zuſammengedrück
dem Winkel, unter einem ſchweren Kummer und ba
Beſorgniß zu erliegen ſchien. Sie blickte ihn traurig
und dann mit hörbarem Seufzen nach der Thür, in
ſie die Arme jammernd und warnend erhob. Der
war außer ſich, und nicht im Stande, das Geſpenſt
zureden, ſeine Bruſt hielt den Athem gepreßt zu
Draußen hörte er ſchwere Tritte auf und nieder g
dann dicht vor ſeiner Thür innehalten, als zweifelte
ob man hineingehen ſollte oder nicht. Dieſes dauert
wechſelnd eine geraume Weile, und verwirrte ſeine
täubten Sinn noch mehr, es war ihm weder zu ſch

möglich, noch eine Hand zu rühren. Nach und nach ſuchte er ſich wieder zu faſſen, und als er auf's neue in den Winkel blickte, war die Erſcheinung nicht mehr zu ſehen, aber das Auf- und Abgehen draußen, und das zweifelhafte Innehalten vor der Thür dauerte um ſo deutlicher fort. Da faßte er plötzlich Muth, ſprang auf, ergriff ſeinen Degen, und riß mit den Worten: „Was wollt ihr?“ die Thür auf. Sehen konnte er nichts auf dem dunkeln Vorplatze, aber er hörte etwas in ſeiner Nähe fallen, und jemanden fliehend die Treppe hinabſpringen. Als er nachſuchte, hob er ein großes Meſſer auf, das er zu ſich ſteckte, und ging in ſein Zimmer zurück, wo er den übrigen Theil der Nacht in tauſend qualvollen Gedanken durchwachte. Am frühen Morgen, als der Bediente mit dem Frühſtück kam, fragte er dieſen, was denn dieſe Nacht für Unruhe im Hauſe geweſen ſei? — „So ſind Sie auch davon wach geworden? verſetzte der alte Jäger, ich dachte ſchon, es wären Diebe, und wollte Lärm machen, aber als ich ſah, daß es der gnädige Herr war, der, wahrſcheinlich weil er nicht ſchlafen konnte, im Hauſe herumging, blieb ich ruhig im Bette liegen und ſchlief wieder ein.“ — Als der Jäger fort war, zog der Graf das Meſſer aus der Taſche, und fand ſeines Vaters Namenszug darauf; ein eisklalter Schauer überlief ihn. Er beſtellte ſogleich Pferde. Der Hund war beim erſten Eröffnen der Thür hinausgeſprungen, und weder durch Liebkoſungen noch durch Drohungen in das Zimmer zurückzubringen. Erſt als der Wagen vorfuhr, ſprang er wieder freundlich an ſeinem Herrn hinauf. Der Graf reiſte fort, ohne jemanden zu ſprechen, und kehrte tiefſinnig in die Stadt zurück; der fürchterliche

Gedanke, daß ihn ſein Vater habe ermorden wollen, und ihm der Geiſt ſeiner Mutter erſchienen ſei, um ihn zu wecken aus dem ſorgloſen Schlaf und zu warnen, verfolgte ihn unaufhörlich mit entſetzlicher Pein. Seinen Freunden ein Räthſel, da er das Greuelvolle niemanden entdecken mochte, durch nichts aus ſeinem finſtern Nachdenken aufzuſcheuchen, mußte er bald der Sorgfalt eines geſchickten Arztes übergeben werden, wiewohl auch dieſer nichts von ihm über die Urſache ſeines düſtern Weſens erfahren konnte. Ein grauſames Verhängniß warf den unterirdiſchen Mächten gerade den Sinn zur Beute, der mit ſo heiterer Ausſicht der Tagesſeite der Erde ſich gewidmet hatte! Er ſtarb in tiefer Schwermuth nach wenigen Monaten, nachdem er vorher noch den plötzlichen Tod ſeines Vaters und den ſchlechten Zuſtand des durch denſelben verwalteten Vermögens erfahren hatte. Unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren fand man dieſe Geſchichte aufgezeichnet, mit den nämlichen Umſtänden, wie ſie hier erzählt worden. —

1808.

Die Strafe im voraus.

Anekdote.

Wenn ſchon in dem ſorgenloſen, zu allen muntern Streichen aufgelegten Studentenleben die Leichtfertigkeit, mit welcher es die ringsbeſtehenden Ordnungen des bürgerlichen Lebens fröhlich durchbricht, einen ergötzlichen Anblick gewährt, dem nur ſelten ein finſterer Mann ein umwölktes Auge zuwendet, ſo gewinnt dieſe friſche Aeußerung kräftiger Jugendlichkeit in dem Leben der Offiziere noch einen neuen, ſchauerlichen Reiz durch die daneben geſtellte äußerſte Geſetzesſtrenge, die bis zur Grauſamkeit beobachtet wird. Selten gewiß finden ſich beide auf eine ſo glückliche Art mit einander ab, wie es in der folgenden Geſchichte ſich gefügt hat, die uns von glaubwürdigen Perſonen iſt erzählt worden. —

Noch unter der glorreichen Regierung Friedrichs des Großen war Julius, deſſen Geſchlechtsnamen wir aus mehreren Gründen verſchweigen, als Kornet in die ſo hochgeachteten und ehrenvollen preußiſchen Kriegsdienſte getreten, die ihm ſeither manche Gelegenheit gegeben haben ſich rühmlich auszuzeichnen, welches ihm auch noch

in dem letzten, obwohl höchſt unglücklichen Feldzuge gegen die Franzoſen gewährt wurde. Damals war Berlin der Mittelpunkt einer ſchönen Kriegsverfaſſung, deren Geiſt die ganze Nation durchdrang, und durch ſein friſches Leben reichlich vergütete, was die damit verbundene Förmlichkeit Läſtiges hatte. Die Offiziere, welche bei der Reiterei dienten, hatten, als die reicheren und darum auch zugleich freiwilligern, ſich von jeher hervorgethan durch Theilnahme an den vorhandenen Luſtbarkeiten, durch engeres Zuſammenhalten und brüderlichere Kameradſchaft, und durch gemeinſchaftliche Verübung allerlei luſtiger Ausſchweifungen; und wie das Regiment, bei welchem Julius ſtand, hierin den meiſten Ruf erhalten hatte, ſo haftete dieſer hinwiederum noch ganz vorzüglich auf Julius. Obgleich er ein anſehnliches Vermögen beſaß, hatte er doch niemals Geld, und bei vortheilhaftem Aeußern wenig Glück bei den Frauen, welche ihm wenig zu trauen ſchienen, und in der That beſaß er zu geringe Geduld, um ſein Unglück, das er mißmüthig genug ertrug, durch beharrliche Klugheit zu verbeſſern. Seine unerſchöpfliche Laune, die ihn noch jetzt ziert, da ihm das noch übrige Haar ſchon grau geworden, wandte ſich daher um ſo rüſtiger zu tauſend ſinnreichen Streichen, die jedoch, da ſie faſt immer in die Rechte Anderer eingriffen, oft peinliche, langwierige Strafen von ſeinen Obern nach ſich zogen, ſo unverhältnißmäßig auch gewöhnlich der Schaden der Andern zu ſeinen und ſeiner Freunde Luſtbarkeiten war. Denn er pflegte das billige Bedenken zu äußern, ob nicht jeder, freilich nicht durch Recht, aber durch eine höhere Menſchenfreundlichkeit, verbunden wäre, ein ganz geringes Leiden zu ertragen, wenn es Andern ein ganz unge-

heures Vergnügen machte, und er ſammelte zur Beruhigung ſeines Gewiſſens hierüber gern die Stimmen ſeiner Kameraden ein. Dabei gedieh er ſichtlich, und nahm an körperlichem Wohlſein täglich zu, welches den Kommandeur des Regiments, einen ſtrengen Mann, noch mehr als die häufigen Klagen verdroß, da er ſelbſt, bei der regelmäßigſten Lebensart, es nur, wie Julius ſich über ihn ausdrückte, bis zur Dicke eines Fadens zu bringen vermochte, der, einem Schneider davon gelaufen, ſein Glück als Soldat gemacht habe. Kein Wunder daher, wenn der Kommandeur, dem der General alle inneren Angelegenheiten des Regiments völlig überließ, die Gelegenheit, den übermüthigen Kornet mit Arreſt zu beſtrafen, die dieſer ſo häufig darbot, nie verſäumte, indem er ſogar die Hoffnung hegte, durch fortgeſetzte Strenge die freche Jugendwildheit in geſetztes, vernünftiges Weſen zu verwandeln. Aber der arme Kommandeur! er hätte es nicht erlebt, wenn er auch mehr, als geſchehen iſt, mit dem Kornet in die Wette gelebt hätte! —

Eines Tages begab es ſich, daß mehrere Offiziere dieſes Regiments, welche nach Charlottenburg geritten waren, und ſich dort auf's Beſte vergnügt hatten, im Hereinreiten von guten Freunden aufgefangen und beredet wurden, an einer fröhlichen Geſellſchaft Theil zu nehmen, die in den Thiergarten beſtellt war; ſie verzehrten zuſammen unter ſchallender Freude ein kleines Mahl, worüber die Dunkelheit, obwohl an einem langen Sommertage, vollends hereinbrach, und glücklicherweiſe die Trunkenheit verhüllte, welche Einige von der Geſellſchaft nicht verläugnen konnten. Sie waren bereits glücklich zum Thore hereingeritten, als Einer von ihnen, den der

Rauſch nur deſto ſtörriger machte, je weniger er, als ein ſonſt verſtändiger und ſtiller Menſch, deſſen gewohnt war, mit einemmale den Lärm, den ſie ſich in den Wegen des Thiergartens erlaubt hatten, unter den Linden erneuerte, und einen Schwur that, er wolle nicht ohne Klang zu Bette gehen, worauf er ſein Pferd ſeitwärts an die Häuſer lenkte, und mit dem dicken Ende der Reitpeitſche friſch einige Fenſterſcheiben zerſchlug. Seine Geſellſchafter riſſen ihn noch zu rechter Zeit, da ſchon die Leute herauskamen, mit lachender Furcht fort, und gaben den Pferden die Sporen. Ein Bürger jedoch hatte im hellen Schein einer ſchon fernen Laterne, an der ſie vorbeiritten, noch genau die Uniform des Regiments erkannt, und da er glaubte, ihm ſei dieſe Beleidigung mehr aus Feindſchaft und Perſönlichkeit, als aus Muthwillen und Zufall zugefügt worden, ſo beſchloß er ſogleich, den Herren nichts zu ſchenken, ſondern eilte am andern Morgen zum Kommandeur, und erſuchte ihn heftig, den Thäter bei ſeinem Regimente auszumitteln, dem es eine große Schande wäre, ſolche Dinge unbeſtraft zu laſſen, wodurch er den alten Mann, der es ſchwer ertrug, wenn das Militair einen Vorwurf bekam, und der dieſen nicht abläugnen konnte, in ſolchen Zorn ſetzte, daß er ihm nicht nur die ſtrengſte Genugthuung verſprach, ſondern auch alsbald, da er gänzlich überzeugt war, daß Julius die Scheiben eingeſchlagen habe, dieſen ohne weitere Erklärung in Arreſt ſchickte. Ohne zu wiſſen warum, verharrte der Unſchuldige drei Tage auf der Wache, glaubte aber doch, es müſſe eine der vielen Sachen, deren er ſich außer den bekanntgewordenen ſchuldig wußte, verrathen worden ſein, und fügte ſich mit möglicher Geduld in ſein Schickſal,

bis ihn der Kommandeur durch einen Offizier, der ihn fragen mußte, ob er endlich bekennen wolle, in nicht geringe Verlegenheit ſetzte, aber zugleich auf die Vermuthung brachte, daß hier ein Irrthum ſein könne. Seine Antwort, er habe nichts zu bekennen, erbitterte den Kommandeur auf's neue, und er nahm ſich vor, dieſe Starrköpfigkeit noch härter zu beſtrafen. So vergingen acht Tage, und Julius blieb in engem Arreſt, indeß der Kommandeur vergebens ein reuiges Bekenntniß erwartete, und ſich endlich mit unverhohlenem Aerger gegen andere Offiziere über ſolche Hartnäckigkeit ausließ. Dadurch wurden Einige aufmerkſam, und durch ſtilles Vergleichen der Umſtände wurde endlich ganz klar, daß Julius wegen jener nicht von ihm verübten Ungebühr im Arreſt ſei. Der Offizier, welcher die Strafe verſchuldet hatte, und ſich nicht wenig gepeinigt fühlte, einen Kammeraden für ſein Vergehen leiden zu wiſſen, trat nach der Parade furchtſam und verlegen an den Kommandeur heran, und erſuchte ihn mit niedergeſchlagenen Augen um eine beſondere Unterredung, die ihm auch gewährt wurde, und zwar auf der Stelle, wo er dann nach vielen Umſchweifen und verlegenen Wendungen endlich die ganze Sache darlegte, die durch das Neue und Unerwartete den Kommandeur ſo völlig ergriff, daß für den Zorn, den jener erwartet hatte, kein Raum übrig blieb. Anfangs wollte er durchaus davon nichts glauben, und tadelte ſehr väterlich die ſonſt löbliche Geſinnung, den Fehler eines Kammeraden dieſem tragen helfen zu wollen, bewies aber, daß das Mitleid und die Aufopferung hier gar nicht an ihrem Platze ſeien, indem der frevelhafte Trotz des Julius die Sache erſt recht ſchlimm gemacht habe. „Und wie dachten Sie mir

nur einzureden, fügte er hinzu, daß ich ſo etwas von Ihnen glauben ſollte, einem ſo geſetzten Mann, über den niemals eine Klage eingelaufen iſt!" — Jedoch als jener ihm bei ſeinem Ehrenworte heilig betheuerte, es ſei alles genau wahr, wie er es erzählt habe, und noch mehrere Umſtände, damit es einleuchtender würde, hinzufügte, machte der Alte ein finſteres Geſicht, und blieb eine Zeitlang mit ausgebreiteten Beinen ſtille ſtehen, die Hände über einander auf den Stockknopf geſtützt, und mit Augen unverwandt den Offizier verdrießlich anſehend, den er endlich mit den Worten: „Eine ärgerliche, ſehr ärgerliche Sache, ich werde noch um Verzeihung bitten müſſen!" aus dieſer Verlegenheit entließ. Kaum nach Hauſe gekommen, ſchickte er nach Julius, der bei ſeiner Ankunft über das freundliche Geſicht, mit welchem er empfangen wurde, ſehr verwundert war. „Ich muß mich ſehr über Sie beklagen, fing der Kommandeur milde an, daß Sie mich dahin gebracht haben, ſo wie mir eine anonyme Sache vorgebracht wird, ſie auf der Stelle unter Ihren Namen zu ſchreiben. Hören Sie, ich habe Ihnen dasmal Unrecht gethan, der Thäter hat ſich ſelber gemeldet, Sie ſind des Arreſtes frei, und der Roſenberg geht hinein! Indeſſen, hören Sie! Die Sache iſt mir fatal, ich will Ihnen einen Vorſchlag thun; wenn Sie nicht weiter den Vorfall in Anregung bringen wollen, und ihn unter uns bleiben laſſen, ſo bin ich erbötig, dem Roſenberg alle Strafe zu ſchenken; da Sie ſein Freund ſind, ſo dächte ich, Sie ließen die acht Tage ihm zu Gute kommen!" — Julius in der Fröhlichkeit ſeines Herzens war ſogleich alles zufrieden, und pries ſich glücklich, nun den folgenden Tag, auf welchen eine polniſche Gräfin, die ihn ein

wenig umſtrickt hielt, ihre Abreiſe feſtgeſetzt hatte, in aller Glorie dieſer eine Strecke das Geleit geben zu können; und das Erlittene war ihm ſo wie es aufhörte, gleich vergeſſen; außer einer leichten Bemerkung, die er machte, daß, ſchuldig oder unſchuldig leiden, von ihm, der Meinung der Weltweiſen entgegen, gleich hart gefunden werde, war in der Folge nicht mehr die Rede davon. — Die polniſche Gräfin war ihrem Vorſatze treu geblieben; es war alles zur Abreiſe fertig, und der aufgepackte Reiſewagen ſtand vor der Thür, ſo ſehr auch Julius noch am vorhergehenden Abend alles angewandt hatte, ſie zu einem längern Aufenthalte zu bewegen, wenigſtens nur ſo lange, bis ſich eine Reiſegeſellſchaft gefunden hätte, da ſie, außer einem einzigen Bedienten, ohne männliche Begleitung war; allein die Gräfin verwarf alle Gründe, und hatte von dem Heroismus, der den Polinnen eigen zu ſein pflegt, genug Proben gezeigt, um ſich auf dieſer Reiſe keineswegs fürchten zu dürfen. Der Morgen war ſchön, die Sonne ſchien hell und freundlich, und Julius ritt am Schlage, den er auf einige Schritte nur verließ, um öfters durch ausgezeichnete Reiterkünſte ſich vor der ſchönen Gebieterin Ehre zu erwerben. Vor dem Thore wurde das Geſpräch freier und ſeltener unterbrochen, und wie der nahe Abſchied Julius in zärtliche Galanterie verſetzte, ſo ſchien er die Gräfin zu ernſtem Nachdenken zu ſtimmen, und ihr Auge blieb öfters lange Zeit mit fragendem Ernſt auf ihrem Begleiter geheftet, als forſche ſie zweifelnd in ſeiner Seele. Sie waren indeß ſchon an Friedrichsfelde vorbei, bis wohin die Gräfin die Begleitung nur hatte erlauben wollen, und Julius, ſchon ergeben in ſein Schickſal, das ihn nicht gar zu ſehr unglücklich machte, bereitete ſich zum Abſchied, indem

er die artigſten Worte ſagte, bei deren Schluß er näher an den Schlag ſich drängte, und der Dame die Hand küßte. Schon wollte er die ſeinige zurückziehen, und den Rückweg antreten, als die Gräfin ihm die Hand feſt drückte und nicht wieder los ließ, den Wagen halten machte, und ſo zu reden begann: „Noch eine kleine Weile! Sie müſſen vorher einige Worte von mir hören, die früher nicht geſagt werden konnten, und ſpäter vergebens zu Ihnen kämen! Ja, ich kann es nicht läugnen, ich liebe Sie! vergebens habe ich geſucht, den Reiz zu erſticken, der immer erneut nur deſto heftiger wurde, und nicht zugab, gegen Sie hart zu ſein, ohne nicht auch gegen mich ſelber grauſam zu werden. Aber mit Bedacht hat mein ſtolzes Herz ein ſolches Bekenntniß auf dieſen Augenblick verſpart, da es Ihnen nicht mehr gelingen kann, mich zu hintergehen, und einem flüchtigen Wohlgefallen das zuzueignen, was nur einer gleichen Leidenſchaft gebührt, wie die iſt, die mich alles hingeben macht — und weil ich geblendet bin von dem Schein meiner eignen, wahrhaften Flamme, ſo will ich die Wahrheit Ihrer Verſicherungen erkennen durch ein Opfer, das jeden andern Gefühl zu groß ſein muß, nur der Liebe nicht — Steigen Sie ſogleich in meinen Wagen, reiſen Sie mit mir, und begleiten Sie mich nach Warſchau! Haben Sie Bedenklichkeiten, ſo wünſche ich Ihnen ein freundliches Lebewohl, und darf kein gekränktes Andenken mitnehmen. Haben Sie keine, ſo bleibt mir nichts zu hoch, Ihren Entſchluß zu belohnen, der meinem Stolze weniger, als meinem Herzen wohlthun wird!“ — Julius, der aufmerkſam und mit ſteigendem Entzücken zugehört hatte, und noch trunken auf Worte, die folgen ſollten,

chte, ſtieg, da ſie nichts mehr ſagte, eilends ab, jagte
t Pferd fort, ſprang in den Wagen, und fiel in die
me der ſchönen Dame, die ihn mit allem Feuer der
nnendſten Leidenſchaft empfing, und durch die zuneh-
nde Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, weit entfernt dem ſei-
en Zeit zur Reue zu laſſen, ihn mehr und mehr deſ-
, was er zurückließ, vergeſſen machte, und Berlin ſei-
n Sinne nach Maßgabe der Entfernung entrückte, die
mit raſchen Pferden Tag und Nacht eiligſt zurückleg-
, indem ſie ſich nur ſelten die Erholung nächtlicher
heſtatt vergönnten. — Julius Pferd hatte indeß glück-
im Galopp durch die Stadt geſetzt, und kam wohl-
gezäumt, doch herrenlos, bei dem gewohnten Stall an,
der Reitknecht es in Empfang nahm, anfangs etwas
ümmert um ſeinen Herrn, aber ſchon zu ſehr an ſol-
Außerordentlichkeiten gewöhnt, um ſich nicht bald zu
uhigen; daher er auch am andern Morgen, da ſein
rr noch nicht gekommen war, und die Zeit der Parade
anrückte, als ein entſchloſſener Menſch, den Herrn Kor-
krank meldete, und als darauf mehrere Offiziere ihn
uchen wollten, dieſen, den wohlbekannten und treuen
mmeraden und Freunden ſeines Herrn, die Wahrheit
ſelzuckend eröffnete. Dieſe lobten ihn einſtimmig we-
t ſeiner verſtändigen Maßregeln, und tröſteten ihn la-
nd, das Ausbleiben würde wohl nicht lange dauern;
vermutheten ein intereſſantes Abentheuer. Der Reit-
cht benahm ſich auch wirklich ſo klug, daß niemand,
ßer den Vertrauten, etwas merkte; dieſe aber gingen
und zu, und erkundigten ſich, ob Julius noch nicht
kommen ſei, bis endlich das immer wiederholte Nein
denn doch ſtutzig machte, und auch der am längſten

unerſchütterliche Reitknecht, da ſchon der dritte Tag ohne Nachricht verfloſſen war, bedenklich wurde, und nun jammernd behauptete, es müſſe ſeinem Herrn etwas Schlimmes begegnet ſein, weil er es ſo arg doch noch nie gemacht habe; nur ſprach dagegen freilich, daß, ungeachtet aller Nachforſchungen, die man unter der Hand anſtellte, und der ſichern Leute, die man in der Gegend umher auf Kundſchaft geſchickt hatte, nicht die geringſte Spur eines Unfalls zu entdecken war. So waren acht Tage vergangen, und die dringendſte Sorge trat an die Stelle der leichtern Bedenklichkeit; es war zu fürchten, daß der erſonnene Vorwand nicht länger würde zu halten ſein, und es hatten ſich bis jetzt ſchon Schwierigkeiten gefunden, die den Reitknecht, der alles auf ſeinen Schultern trug, in die Verlegenheit gebracht, und ſich nicht ganz hatten auflöſen laſſen, ſo daß leicht einer auf den wahren Weg kommen, und den Einfall haben konnte, der Kornet ſei, anſtatt krank im Bette zu liegen, lieber gar nicht da; dann aber war alles verloren, und eine ſolche Vermuthung, vor den Ohren des Kommandeurs wiederholt, mußte die unheilvollſten Folgen haben. Und ſo geſchah es auch. Der Kommandeur, entweder aus eignem Mißtrauen, oder von einem Uebelwollenden aufmerkſam gemacht, ſchickte endlich den Regimentschirurgus in Julius Wohnung, damit er ihm Rapport abſtatte, wie es ſich mit der Krankheit verhalte. Da mußte endlich der Reitknecht, der wie eine treue Beſatzung lange mit ungleichen Mitteln die Feſtung gehalten hatte, ſich auf Gnade ergeben, und offenbaren, was nicht länger zu verſchweigen war. Es war aber ſeltſam, daß der Kommandeur anſtand, das zu glauben, was man ihm gern ewig unglaub-

lich gemacht hätte, und nach dem Regimentschirurgus noch einen Offizier hinschickte, dem er auf sein Ehrenwort befahl, genauen und wahrhaften Bericht zu bringen. Dieser gute Offizier, einer von jenen Vertrauten, fand nicht nöthig, erst dorthin zu gehen, sondern wartete auf einem Kaffeehause die Zeit ab, die zu dem Geschäft nöthig schien, und ging dann zurück, und konnte den ausführlichen Bericht mit gutem Fuge durch sein Ehrenwort bekräftigen. Es ist nicht zu sagen, in welchen Zorn der Alte ausbrach, und nicht zu wiederholen, was er an derben Ausdrücken verschwendete; untröstlich war er, so das Spiel eines Reitknechts gewesen zu sein, und indem er sich heftig ärgerte, bedauerte er zugleich den jungen Menschen, der sich durch seinen Leichtsinn auf immer zu Grunde richte; denn er erklärte, daß er die Sache als eine Desertion dem General und dieser sie dem König melden müsse, es bliebe bei so schwerem Vergehen nichts andres übrig. Als dieses beim Regiment ruchtbar wurde, gerieth alles in die äußerste Bestürzung; man beklagte den unglücklichen Julius, man erzählte von seiner Bravheit, von seinem brüderlichen Betragen gegen seine Kammeraden, von seiner Freigebigkeit und Laune, und selbst die älteren Offiziere fanden zuletzt, nachdem sie mit dem schärfsten Tadel sein Vergehn gescholten hatten, daß die Strafe doch unverhältnißmäßig sein würde, weil sie in der That das ganze folgende Leben treffen mußte. Die Freunde von Julius, den Major an ihrer Spitze, suchten den Kommandeur mit den besten Worten zu gewinnen, und baten ihn inständigst, die Meldung noch einige Tage aufzuschieben; Julius könne in der Zeit noch wiederkommen, wer wisse was geschehen sei; es gelang ihnen, noch drei Tage Frist

zu erhalten, und ſpäterhin gab der Kommandeur, der ſich gern um Gunſt anſprechen ſah, auf vieles Zureden einiger alten Offiziere, das Verſprechen, noch acht Tage zu warten, ſchwur aber zugleich, nach deren Verlauf auch nicht einen halben zuzugeben. Aber auch dieſe acht Tage vergingen unter ängſtlicher Sorge aller Kammeraden, und Julius kam nicht. Der Kommandeur meldete es dem General, der entrüſtet über das unerhört lange Ausbleiben, ſogleich ſeinen Rapport an den König zu machen beſchloß.

In Warſchau verlebte der entwichene Kornet die vergnügteſten Tage im vollen Genuß der reichen und erfinderiſchen Liebe ſeiner Herrin, die ein glänzendes Haus machte, und jetzt alles Mögliche erſann, um den geliebten Gaſt in ununterbrochener Luſt und Freudigkeit zu erhalten; und da ſie ſich durch das Opfer, das er ihr gebracht, von ſeiner Erwiederung überzeugt hielt, überließ ſie ſich mit ausſchweifendem Sinn der Heftigkeit ihrer brennenden Leidenſchaft. Allein ſie hatte ſich geirrt, wenn ſie glaubte, nur Liebe könne ſolch großes Opfer bringen; Julius hatte es der Laune gebracht, weil ihm der Einfall, und freilich mehr noch die reizende Gräfin gefiel, welches er allerdings Liebe nannte, aber nicht in dem Sinne, wie es die Gräfin verſtand, die ſich mit ihrer ganzen Exiſtenz in eine Regung hineinſtürzte, ohne wieder heraus zu können, während Julius zwar mit unwiderſtehlicher Lebhaftigkeit einen Gegenſtand ergriff, aber ihn leicht vertauſchte, und ſich über jeden Verluſt augenblicklich tröſtete. Nach wenigen Tagen war ihm das Verlangen, die Gräfin zu verlaſſen, eben ſo groß, wie das, nach Berlin zurückzukehren, und er wäre ſogleich abgereiſt, wenn es ihm nicht gänzlich an Geld gefehlt hätte; ein

erniß, das unüberſteiglich zu ſein ſchien, weil ihm ganz
glich war, der Geliebten ein Wort davon zu ſagen, ſo
ſie auch bisher ſich gezeigt hatte, und jemand anders
te er in ganz Warſchau nicht. Dieſer Zuſtand wurde
ſo peinlicher, je mehr ihm die Liebkoſungen der Grä-
chon läſtig fielen, und wirklich bedrängten ſie ihn
, ja er glaubte hin und wieder Züge in ihrem Ka-
r zu entdecken, die ihm auch das kleinſte Bedenken,
eimlich zu verlaſſen, völlig vernichten mußten. Er
d ſich zuletzt in einem ſo ſchlechten Falle, wie Ulyſ-
ei der Zauberin Circe, nur daß es noch nicht ſo
: gebauert hatte, dagegen ſchien er es aber auch nicht
nge aushalten zu können. Er ſehnte ſich nach ſei-
muntern Kammeraden, nach ſeinen Pferden, nach
Linden und dem Thiergarten, kurz nach der gan-
Umgebung, die er gewohnt geweſen war, und ver-
lungsvoll ging er durch die Straßen hin und her,
:bens auf einen Mittel ſinnend, wie er zu Geld kom-
möchte. Es war nicht rathſam zu ſchreiben, und er
e nimmer ſich ſo unglücklich machen, zu glauben,
ihn die Antwort mit Geld oder Wechſel noch in
ſchau treffen könnte; er verließ ſich lieber auf ſein
s Glück; und es iſt wahr, daß das Glück ſolchen
en, die ihr ganzes Leben hindurch trotzige Anſprüche
ſeine Gaben machen, zunächſt ſeine Gunſt gewährt,
gerade denen mit vollen Händen giebt, die, ihm
, mit vollen Händen das Empfangene verſchleudern,
end ein Anderer, der es zu Rathe hielte und weis-
anwendete, ſich die Lippen abbeten kann, und wenn
wa kein Geld hat, und doch ſehr nöthig braucht,
herlich keins bekommt! Julius aber bekam welches;

wie ein Bandit aus dem Hinterhalt auf den wohlgeklei-deten Wanderer, ſo ſtürzte er mit dem Ausruf: „Haſt du Geld, Brüderchen?“ auf einen genauen Bekannten, dem er plötzlich auf der Straße beim Umwenden um eine Ecke begegnete. Ja! ſagte dieſer ſogleich, und nun umarmten und küßten ſie ſich herzlich. Der Bekannte war ein preußiſcher Offizier, der wegen eines Duells hatte flüchten müſſen, ſich hier in bürgerlicher Kleidung aufhielt, und weil ihm die Zeit lang wurde, ſich fleißig beim Spiel treffen ließ, welches ihm großen Gewinn brachte. Julius erzählte ihm, ohne den Namen zu nennen, kürzlich das Abentheuer mit der Gräfin, und erhielt ſogleich ein Darlehn von ſeinem Freunde und Kameraden, das ſein Bedürfniß weit überſtieg. Ohne nur erſt Abſchied zu nehmen, der allerdings, wie er ſich mit Recht vorſtellte, nicht nur aufgehalten, ſondern auch die unangenehmſten Scenen herbeigeführt haben würde, verließ er Warſchau, und eilte auf die ſchnellſte Weiſe nach Berlin zurück, jedoch nicht ohne häufig erneuertes Andenken an die ſchöne Gräfin, deren Liebreiz, den ſie ſo verſchwenderiſch ihm hingebend vervielfältigte, durch die Abweſenheit wieder lockend in der Einbildungskraft emporſtieg. Und je näher er den Thoren Berlins kam, je geneigter wurde ſein Sinn der verlaſſenen Geliebten, an deren Statt ihn jetzt, er verhehlte ſich's nicht, die unangenehmſte und gefährlichſte Verhandlung in die Arme nahm! Einen Augenblick ſtutzte er vor dem Thore in zweifelnder Unentſchloſſenheit, faßte ſich dann ein Herz, fuhr in die Stadt hinein, und raſch durch die Straßen raſſelnd, hielt er erſt bei der Wache des Regiments ſtill, wo er abſtieg, und ſchon als Arreſtant dem Poſtillion das Trinkgeld gab,

mit großer Gewiſſenhaftigkeit der Strenge der Kommandeurs keinen Augenblick ſeiner Anweſenheit vorwegnehmen wollend. Kaum war das Gerücht von ſeiner Ankunft umhergeflogen, ſo ſtrömten ſeine Kammeraden ſchaarenweiſe herzu, fragten, tadelten und tröſteten ihn, alle aber waren ſehr erfreut, ihn wohlbehalten wiederzuſehen; ſeine eigne Munterkeit und Sorgloſigkeit beſchwichtigte die Beſorgniß der Andern für den Augenblick, um ſo mehr, als er die Wachtſtube alsbald zu einem Gelag einrichten ließ, und die auserleſenſte Bewirthung anordnete.

Der Kommandeur erinnerte ſie aber bald wieder an den ſchlimmen Hintergrund dieſer Feſtlichkeit, indem er Julius zu ſich fordern ließ, der jedoch gutes Muthes hinging. Der Kommandeur war wieder Erwarten zutraulich und freundlich, hörte die Erzählung gelaſſen an, und ſagte kein Wort darein. Dann verließ er ihn, und befahl ihm, ihn zu erwarten, welches Julius ſich gleichgültig gefallen ließ, trat, als der Alte weg war, ſorglos an's Fenſter, und grüßte die Bekannten, die etwa vorbei gingen.

Der Kommandeur verfügte ſich zum General, und meldete demſelben die Rückkunft des Kornets. „Gut!“ ſagte der General, „ich bin mit meinem Rapport ſchon fertig, morgen geht er an den König, das ändert nichts in der Sache.“ — „Ich wollte doch“, fing der Kommandeur ſachte und verlegen an, „da noch nichts geſchehen iſt, faſt ein Vorwort für den jungen Menſchen einlegen, es iſt doch ein guter Reiter an ihm verloren!“ — „Wie!“ ſagte der General, „Sie? was ſoll ich dazu ſagen, da Sie ſonſt immer mich nicht ſtreng genug finden? Ich bin ſehr verwundert, bedenken Sie das unerhörte Ver-

brechen!" — Der Kommandeur zuckte die Achſeln, und geſtand endlich, daß er kurz vorher den Entwichenen acht Tage im Arreſt habe ſchmachten laſſen, ohne daß derſelbe damals etwas verbrochen gehabt; man könne es alſo wohl als eine Strafe im voraus anſehen, und er wünſche gar ſehr, ſein Unrecht wieder gut zu machen, würde es auch dem General ewig danken, wenn er den Rapport nicht abſchicken wollte, ſo daß nach einigem Hin- und Herreden der General dem Kommandeur die ganze Sache nach ſeiner Willkür abzuthun überließ.

Dieſer kam zu Julius zurück, ließ ihn auf's härteſte an, wandte alle ſeine militairiſche Beredſamkeit und Kraftſprüche auf, ſchalt, tobte und fluchte, und ſetzte dem geduldig Zuhörenden auf alle Weiſe zu, bis er ihn endlich mit den Worten entließ: „Und nun iſt alles vorbei, Sie können nach Hauſe gehen!" Julius hatte die Ohren wohl geſpitzt, und gut vernommen, daß auch nicht einmal von fernerem Arreſt die Rede ſei. Fröhlich kam er zu ſeinen Kammeraden zurück, die das ungehoffte Glück prieſen, und gar nicht begreifen konnten. Julius blieb dabei, das ſchon beorderte Gelag auf der Wache zu feiern, und nahm den Bedienten, die ſchon einpackten, um alles in ſeine Wohnung hinüber zu bringen, die Bouteillen und Gläſer wieder ab, lud noch mehr Gäſte, beſorgte feinere Weine, und unter allgemeinem Jubel, der leicht zu neuem Arreſt Anlaß gegeben hätte, wurde der feſtliche Abend herrlich begangen. Am andern Tage zeigte ſich Julius wieder an öffentlichen Orten, und ſah neuen Thathandlungen, Unthaten und Behandlungen entgegen. —

1809.

Reiz und Liebe.

Erzählung.

In den Denkwürdigkeiten eines öſterreichiſchen Offiziers, der eine geraume Zeit nach dem Wiener Frieden an ſeinen bei Aspern erhaltenen Wunden ſtarb, und ſeinen Freunden ein theures Andenken in dem Buche, wovon die folgenden Blätter ein Bruchſtück ſind, hinterließ, findet ſich unter andern anziehenden Bildern aus ſeinem Leben auch folgende Erzählung, die den Leſer nicht ohne Theilnahme laſſen wird. Er redet mit ſeinen eignen Worten, und hebt das letzte Buch ſeiner Lebensgeſchichte alſo an.

Die zärtliche Neigung des Herzens hat ſich mir niemals liebenswürdiger offenbart, als in dem Anfang eines angenehmen Verhältniſſes, das ich mit einer Schauſpielerin hatte, und deſſen kurzen Verlauf ich hier getreu ſchildern will.

Die heftige Leidenſchaft, von der ich im Vorhergehenden geſprochen habe, und in deren verwickeltem Ausgang alle meine Kräfte und Wünſche wie in einem heißen Kampfe um Leben und Tod niedergeworfen wa-

ren, hatte mich einer ſeltſamen Ruhe überlaſſen, die jeden neuen Liebesreiz unmöglich zu machen ſchien, und ſo hatte ich bereits mehrere Jahre verlebt, ohne mich in der Gleichgültigkeit, mit der ich an das dachte, was ich nun noch erwarten könnte, unglücklich zu finden; mein Herz war auf ſeiner ſtolzen Fahrt geſcheitert, die glücklichen Ufer mir auf ewig entrückt, meine Sorge war nur, den alten Hafen wieder zu gewinnen. Die kleine Garniſon in Oberöſterreich war meiner Sinnesart nun ganz gemäß, der halb ſtädtiſche, bald ländliche Aufenthalt gab mir eine ſtille Zerſtreuung, ich ſah dann und wann einige benachbarte Edelleute, die mich äußerlich dann wohl etwas beſchäftigten, aber in meinem Innern, ſo wenig wie ihre Frauen und Töchter, nicht den geringſten Eindruck hervorbrachten. Nähere Anhänglichkeit an meine Kammeraden, ein vertraulicherer Umgang mit meinen Vorgeſetzten, und nebenher mancherlei Liebhabereien, denen ich mich ergab, füllten die Zeit genugſam aus, die mein Beruf mir übrig ließ, und ergänzten nach und nach mit einem alltäglichen Reize den Mangel, der durch die Entziehung eines ſo gewaltigen und gewohnten Reizes in meinem Innern entſtehn mußte. Die Tage kamen unvermerkt und gingen unvermerkt, eine Stunde löſte die andre harmlos ab, und ich gefiel mir eine Zeitlang ganz gut in der armſeligen Folge von unwichtigen Ereigniſſen. Hätte man mir in früherer Zeit geſagt, ich würde ein ſolches Daſein führen können, ohne mich höchſt unglücklich zu fühlen, ſo würde ich es für unmöglich gehalten, und die Gefahr eines ſolchen Abſterbens verlacht haben; auf gleiche Weiſe ging es mir im Gegentheil auch jetzt, wenn ſcherzend meine Freunde behaupteten, die Liebe

würde noch Anſprüche auf mich geltend machen, die ich gegenwärtig abläugnen wollte. Nichts ſchien mir lächerlicher, als daß ich mich wieder verlieben könnte. Dies geſchah denn auch freilich nicht im eigentlichen Sinne des Worts, denn jene Leidenſchaft, deren ich fähig geweſen, war in mir bis auf die letzte Spur verſchwunden, aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß Gefühle, die ihr ähnlich ſind, noch ſo großen Antheil in mir erwecken, und mir noch ſo reichen Verdruß und Kummer bereiten könnten, als das Folgende darthun wird.

Die Zeit des Faſchings war herangekommen, und Wien mit ſeinen bunten, raſchen Bildern begann unſre unbefriedigte Einbildungskraft lebhafter anzuregen. Die hellen Kreiſe glänzender Geſellſchaft, das fröhliche Gewühl und der laute Schall feſtlicher Tänze, die Bequemlichkeiten und Vergnügungen aller Art, die in dieſer üppigen Hauptſtadt mit ungeheurer Mannigfaltigkeit abwechſeln, kamen jeden Abend mit Zauberſtrahlen durch das traurige Schneegeſtöber und über die eisblinkenden Straßen in verführeriſchen Bildern bei unſern Verſammlungen an, die wir im einſamen Wirthshauſe am Markte hielten, und vergebens den ſtillen Abenden und frühen Nächten unſrer langweiligen Tage entgegenſetzten. Eines Abends wurde von Einigen beſchloſſen, nach Wien zu gehen, und einer meiner Freunde, der dort ernſtlich verliebt und voller Heirathsgedanken war, beredete mich, ihn zu begleiten, welches ich endlich ihm zu Gefallen zuſagte, während aus meiner Seele der flüchtige Reiz des Vergnügens, dem wir entgegengingen, mit dem erſten Aufwallen auch wieder entſchwunden war. Die aufgehende Sonne fand uns ſchon zu Pferde, um gegen

den ſchneidenden Oſtwind auf dem harten Schnee gegen Wien zu traben, wo wir wohlbehalten anlangten.

Die Stimmung der Freude läßt ſich nicht erzwingen; ich vermied die häufigen Einladungen meiner zahlreichen Bekannten, und lebte ſehr eingezogen. Wenn mein Freund, durch ſeine Angelegenheit immer beſchäftigt und dem ſüßeſten Glücke nachhängend, mich Abends allein ließ, fiel meine Wahl unter allen Unterhaltungen meiſt auf das Schauſpiel, das zu der Zeit in Wien nicht eben ſchlecht war. Die Bühne, wenn man ſie täglich beſucht, erſcheint bald in einem ganz andern Lichte, als wenn man ihr nur zufällige, von Mißmuth und Zerſtreuung aufgelöſte Stunden ſchenkt; die mannigfachſten Bedinniſſe wirkſamer Aufführung werden nach und nach deutlich, man erkennt die oft ſehr verhüllten Triebfedern, welche den angenehmen Eindruck hervorbringen, der Verſtand lernt genau und ſchnell den Antheil abſondern, welchen Ueberlegung, Bewußtſein, Laune, Uebung, Gewohnheit und Zufall an einer glücklichen Vorſtellung haben, neben dem Ganzen treten zugleich die einzelnen Beſtandtheile deutlicher vor Augen, und indem die Gegenſtände der Vergleichung in dem kürzeſten Zeitraum zuſammengedrängt folgen, bildet ſich unmerklich der größte Scharfſinn der Beurtheilung, die genaueſte Ueberſicht des Ganzen, und die leiſeſte Würdigung des Einzelnen, mit einem Worte, es entſtehn Vertraute und Liebhaber der Bühne, wie deren die franzöſiſche in Paris zu ihrem größten Vortheil ſo viele zählt, und wie Goethe deren einige als Serlo's größten Beiſtand in Wilhelm Meiſter ſchildert. So ging es auch mir, ich lernte das Vergnügen begreifen, mit welchem die täglichen Schauſpielfreunde

auch den abgeſchmackteſten und wiederholteſten Vorſtellungen zuſehn, und erſtaunte über die zahlloſen Bemerkungen und Aufſchlüſſe, die jeder neue Abend mir gab. Ich nahm unwillkürlich Theil an allem, was das Schauſpiel betraf, las eifrig die Berichte darüber in den öffentlichen Blättern, denen ich zuweilen Beiträge gab, und da mein Eifer in ſeiner Unruhe alle Gelegenheit ſuchte, die erlangte Kenntniß in Thätigkeit zu bringen, ſo war ich bald mit den vorzüglichſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen in näherer Bekanntſchaft, ich wurde von ihnen in ihre Heiligthümer gezogen, und befand mich eben ſo oft während der Vorſtellung auf der Bühne und in ihren Ankleidezimmern, als unter den Zuſchauern.

Zwei Frauen theilten damals die allgemeine Gunſt des Publikums, beiden waren ſchön von Geſtalt, angenehm im Betragen, und von ausgezeichneten Talenten für die Darſtellung, doch in jedem dieſer Stücke entſchiedene Gegenſätze von einander. Die eine, Thereſe, glänzte durch feinere Bildung, Klugheit und Verſtand, durch freien Sinn und glückliche Beleſenheit, dabei lebte ſie ihre muntern Jugendtage mit vergnügtem Herzen offen und anſpruchlos dahin. Die andre, Eugenia, ſuchte mehr die ſtille Verborgenheit; ihre Handlungen zeugten von einer eigenwilligen, hartnäckigen Gemüthsart, ihre Freundlichkeit verläugnete niemals einigen Ernſt, welcher bewundernde Achtung dem erregteſten Wohlgefallen vorzog, Verſtand hatte ſie weniger, aber in jedem Tone, den ſie ausſprach, klang eine geheime Innigkeit des Gefühls, und dieſe goß über alle ihre andern Eigenſchaften eine ſolch ſittſame Anmuth, daß ſelbſt die ungefälligen Seiten ihres Weſens den Herzen gefährlich wurden, eine

Anmuth, die durch den außerordentlichſten Reiz körperlicher Vollkommenheiten unwiderſtehlich wurde. Hörte man jener zu große Freiheit vorwerfen, ſo durfte man an dieſer wohl eine zu große Befangenheit tadeln, die ihren Umgang wie ihr Spiel mitunter etwas peinlich machte. Als ich beide perſönlich kennen lernte, war mir dieſer Unterſchied ſchon großentheils von der Bühne herab klar geworden, denn man konnte, ſo ſchien es mir, mit Recht ſagen, daß jede genau ſich ſelber ſpielte, ſo daß man eben ſo gut hätte glauben können, ihr Rollenfach habe ihre Gemüthsart beſtimmt, als umgekehrt. Dies hatte ich oft in Ueberlegung gezogen, und mir ſchien, als ſei die Aufgabe, einen Karakter darzuſtellen, den man in einigen Zügen der eignen Seele nur angedeutet beſitzt, einer ſchönern Löſung fähig, als diejenige, etwas zu ſpielen, das, weil man es ganz iſt, man eher verſucht iſt, mit der Natur zu machen, als mit der Kunſt; und weil alsdann nur das gemeine Bild des wirklichen Daſeins ſtatt des höheren eines veredelten Seins erſcheint, ſo beklagte ich, daß dieſe beiden Frauen eigentlich ihren beſten Vortheil nicht verſtünden, und nahm mir vor, darüber, wie über manches andre, was ihre Kunſt betraf, mit ihnen gelegentlich zu reden.

Mit Thereſen hatte ich eine lebhafte Unterhaltung, in welcher ſie mir Recht und Unrecht gab, und ihren Verſtand nur anwandte, mich zu verwirren, worauf ſie mit ſcherzender Gleichgültigkeit die Sache fallen ließ. Ich wollte nun ſehn, wie es mit Eugenien gelingen würde, ob die mir auch entſchlüpfen würde, und ſo freute ich mich des Zufalls, der noch ſpät an demſelben Abend, als Thereſe fortgegangen war, Eugenien in die Theater-

loge führte, wo ich ſie zuvor nie geſehn hatte, und ſie ſich auf denſelben Platz, den jene verlaſſen hatte, neben mich ſetzte. Eugenie antwortete gut und geläufig auf manches Schmeichelhafte, das ich über ihre bisherigen Vorſtellungen ſagte, und was man mit dem bloßen Gefühl wiſſen kann, das ſchien ſie recht gut zu wiſſen, nur wo es auf etwas Erlerntes ankam, da wurde ihr Sprechen mangelhaft, und gab ſelbſt bei den nothwendigſten Dingen, von denen ſie hätte unterrichtet ſein ſollen, die ärgſten Blößen. Ganz und gar nichts aber wollte ſie von meinem Vorſchlage hören, ſtatt der weichen, traurigen Heldinnen einmal die muntern und böſen zu ſpielen. Ich ſah mich unerwartet darüber in Scherzreden mit ihr verflochten, und weil doch einmal ſtatt vernünftiger Gründe nur Laune und Witz den Streit führten, ſo kehrte ich aus Bosheit meinen Satz um, wie er denn in der That ziemlich zweifelhaft und in beiden Fällen gewiſſermaßen wahr ſein mag, und ſagte: „Deßwegen müſſen Sie die böſen Rollen ſpielen, weil man doch am beſten das ſpielt, was man ſelbſt iſt, warum ein Talent immer in fremdartige Form zwingen? Wie ſehr dies Ihnen auch gelingt, und wie entzückend Sie uns auch die Johanna d'Arc geben würden, ſo möcht' ich Sie doch vor allem andern auch als Königin Iſabeau ſehn."

Was ſie zunächſt anwortete, habe ich überhört; ein Wunder, daß ich nicht auch meine eigne Rede ungeendigt ließ! denn ich hatte eben angefangen, der lieblichen Frau in's Geſicht zu ſehn, und empfand je mehr und mehr das Feuer ihrer Anmuth in meine Adern übergehn, jede ihre Bewegungen, das Aufſchlagen, Niederſenken und Wechſeln des nahen Blicks, das Zittern ihrer Haare, die

von beiden Seiten der Stirne in Locken wunderſchö herabfielen und jedem Wurfe des allerliebſten Köpfche nachſchwankten, das zauberiſche Oeffnen der Lippen, u die ſanfte Erhebung und Senkung der belebteren Züg alles das zog meine Aufmerkſamkeit in dem Grade hi als ob ich den feinen Wunderbau des Körpers in dieſ Werkzeugen zum erſtenmal wahrnähme. Mein wie i Neugier verlorenes Zuſehn muß jedoch zugleich ein frei digerſtauntes Lächeln geweſen ſein, denn ich ſah ihr ho des Geſicht plötzlich eine Heiterkeit annehmen, wie ſ von äußern Gegenſtänden auf die Augen überzuge pflegt, und noch kann ich nicht ohne Entzücken an d ſanftglühenden, duftigen Schein des blühenden Antlit denken, das in Jugendfriſche ſo warm und kräftig v mir ſchwebte. Ich weiß nicht, wie lange dieſer träum riſche Zuſtand gedauert haben mag, genug, daß er m ner Sehnſucht zum Trotz, die gewünſcht hätte, ſo anſehe und angeſehn zum ewigen Bilde zu erſtarren, in ſchn lem Wehen auseinander ſtob, und ich mich mit ſcharf Vorwürfen angeredet fand, die meine Anſchuldigung fi eine himmelſchreiende ausgaben, und mir alle Straf drohten, die ſolcher boshaften Feindſeligkeit gebührte „Woher kennen Sie mich denn ſchon? rief ſie aus, v haben Sie meine Seele belauſcht, um ihr ſo voreilig a der Bühne einen Platz anzuweiſen, der zugleich den i Himmel beſtimmte? Aber Sie ſollen Recht haben, füg ſie hinzu, Sie ſollen Ihre Behauptung, daß ich böſe ſ dadurch beſtätigt ſehn, daß ich es gegen Sie recht ſe ſein will!“ — Ich erinnerte ſie, daß ſie die Böſe ab doch nur ſpielen dürfe, und damit, wenn es auch e böſes Spiel für mich wäre, könnte ich noch wohl zufri

den ſein. Aber mein Witzeln war ohne Erfolg, ſie wollte ſich nicht einreden laſſen, daß alles nur Scherz geweſen, und bezeigte mir, obwohl mit vielem lebhaften Muth, einige Empfindlichkeit über das vorgefallene Geſpräch. Alle nur erſinnliche Feinheit und die eindringlichſte Schmeichelei, die ich anwandte, um ſie zu beſänftigen, brachten nur die halbe Wirkung hervor, und ich blieb untröſtlich über eine Stimmung, die ich nie hervorbringen gewollt, und die ich jetzt um ſo mehr verwünſchte, da mir indeſſen ſelbſt jeder Muthwillen vergangen, und die ſonderbarſte Hinneigung voll Sehnſucht und Wehmuth an deſſen Stelle getreten war.

In halb rechthaberiſchem, halb galantem Geſpräch übereilte uns das Ende des Stücks, der Vorhang fiel, und das auftobende Geräuſch der Menge, die ſich zum Ausgang drängte, erweckte uns aus dem ſtreitenden Eifer, und erinnerte, daß es Zeit ſei wegzugehn. Eugenie ſtand auf, ſchlug einen ſchwarzen Mantel um ihre Schultern, und wünſchte mir mit niedergeſchlagenen Augen freundlich gute Nacht; ich aber, durch die unerwartete Freundlichkeit aufgemuntert, bot ihr höflich meinen Arm, und wurde wider Verhoffen ihr glücklicher Begleiter. Ungeachtet unſrer beiderſeitigen genauen Bekanntſchaft mit dem Schauſpielhauſe kamen wir an einen Ausgang, der für unſern Weg nicht der rechte war, an Umkehren war nicht zu denken, und ſo geriethen wir mitten in das Gewirr der Wagen, die unter dem Geſchrei der Kutſcher und Schnauben der Pferde eilend durch einander fuhren. Wir befanden uns in augenſcheinlicher Gefahr, die blendenden Lichter machten uns irre in Rückſicht des Weges, und nur mit äußerſter Mühe hatte ich Eugenien eine

Strecke weit geführt, ſie wollte nicht einen Augenblick warten, ſondern drängte unaufhaltſam ihrer nahen Wohnung zu; ſchon waren wir zu der gegenüberſtehenden Reihe Häuſer beinahe durchgedrungen, als ein Wagen ſchnell einlenkte, und dicht an dieſen vorüberraſſelnd uns in das Gedränge zurückſcheuchte. Sie lachte, und wollte einen zweiten Verſuch wagen, es war nicht möglich, die Räder flogen vor uns, neben uns vorbei, Pferde ſahen plötzlich über unſre Schultern, und indem mir ſelbſt bange wurde, ergriff ich, der Himmel weiß von welchem Dämon geleitet, den erſten beſten Kutſchenſchlag, öffnete ihn, hob Eugenien hinein, und der Kutſcher führte uns ſogleich vor ihr Haus, wo ſie mir auf das verbindlichſte für meine Hülfe dankte, und dann meinen Blicken verſchwand. Der Kutſcher weckte mich aus dem träumeriſchen Sinnen, mit dem ich vor ihrer Thür wie angewurzelt ſtehen blieb, indem er mich erinnerte, für welche Bereitwilligkeit er belohnt zu werden erwarte, ich reichte ihm mit Freuden ein anſehnliches Trinkgeld, das er dankend empfing, und eilig trieb er die Pferde an, um ſeine Herrſchaft, die er indeß im Stich gelaſſen, wo möglich noch aufzunehmen. Ich weiß nicht, wie ſo es mich nicht befremdete, daß er von ſelbſt ihr Haus gefunden, mir fiel dieſer Umſtand erſt ſpäterhin einen Augenblick auf, doch nur um gleich wieder vergeſſen zu ſein.

Aeußerſt geſtört und mißmuthig kam ich in meiner Wohnung an; ich machte mir die härteſten Vorwürfe, daß meine unſelige Gemüthsart mich wieder verleitet habe, die angenehmſte Bekanntſchaft mir durch unnöthiges, neckendes Verſuchen gleich anfänglich zu verderben. Ich hatte freilich nicht geahndet, wie wichtig dieſe Bekannt-

chaft mir erſcheinen würde, aber deſto mehr ärgerte mich um, daß ich, der ich alles aufzubieten im Begriff ſei, m Eugenien für mich einzunehmen, nun noch lange die weifelhafte Bemühung fortſetzen müſſe, den nachtheiligen Eindruck, den ihr mein Betragen gemacht hatte, auszu-öſchen. Ihr Bild ſchwebte unaufhörlich in unbeſchreib-icher Anmuth vor meinen Augen, und indem ich für ie Parthei nahm, und mich ſelbſt mit aller Bitterkeit ereizter Eigenliebe verfolgte, ſuchte ich mich über das Gefühl zu täuſchen, das immer deutlicher in mir wurde, ch glaubte eine Ungerechtigkeit gut machen zu müſſen, nd überſchritt in meinen Gedanken alle Gränzen der Gerechtigkeit ſo weit, daß ich auf die übertriebenſte und benteuerlichſte Schadloshaltung verfiel, die ich ihr zu eiſten ſchuldig wäre.

Bei jedem andern hätte ich keinen Augenblick an-eſtanden, dieſe Stimmung, ſobald ſie mir ſichtbar ge-orden wäre, für ein Verliebtſein zu halten, und doch m ich mich noch jetzt nicht entſchließen, meinem da-aligen Gefühl den Namen der Liebe zu geben. Es r die ſonderbarſte Miſchung; alle einzelnen Merkmale Liebe ſchienen vorhanden zu ſein, und nur ihr Weſen lte; der wärmſte Reiz, die zarteſte Innigkeit, die ißheit befriedigter Ruhe, die meiner Sehnſucht nach Gegenwart vorſchwebte, alle erregenden Triebfedern getroffenen Herzens, wirkten und kämpften in mir, doch war das Herz nicht getroffen, das alte, ver-Herz war noch wie ſonſt, es war nur umwogt em glühenden Morgenrötheſchein, den dieſe himm-Anmuth umher verbreitet hatte. Daß ich damals anz aufrichtig mit mir umging, und mich zu täu-

ſchen ſuchte, kam daher, daß ich mein Inneres nicht genau erkannte, und insheim eine neue Liebe fürchtete; hätte ich die feinern Abſchattungen der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gefühlen, die unter dieſem Namen begriffen ſind, ſogleich erfaßt, ſo würde ich mir viele Sorge haben erſparen können!

Die Mißhelligkeit, die ſich zwiſchen uns feſtgeſetzt hatte, wollte lange nicht verſchwinden; ich fand mich eifriger, als je, im Schauſpiel ein, und regelmäßig erſchien auch Eugenie, doch alle Geſpräche, alle Bemühungen blieben lange vergebens, ſelbſt, da ich einige Güte von ihr endlich errungen hatte, kehrte noch oft ein Zug bitterer Unzufriedenheit zurück, der mir und bisweilen auch Andern zu verſtehn gab, wie ſehr ſie der erlittenen Kränkung, wie ſie jene Neckerei nannte, eingedenk ſei, allein ſie litt auch wieder nicht, daß dieſe herbe Erinnerung in mir Wurzel faßte, unmittelbar darauf zog ſie mich in ihr innerſtes Vertrauen, redete leiſe mit mir, fragte mich um Rath, gab mir kleine Aufträge, und behandelte mich in allen Stücken wie einen wohlgeſinnten Freund, deſſen man ganz verſichert iſt. Wie glücklich mir einige Abende auf dieſe Art vergingen, kann ich nicht ausſprechen, mir ſchien alles Nebenſache, was dieſen Stunden vorherging, ich bedurfte für den ganzen Tag keines andern Reizes, als nur die Ausſicht auf den Abend. Daß ſich dieſes glückliche Gefühl nicht verbarg, ſondern auch Andern ſichtbar wurde, erfuhr ich nur allzu deutlich aus den ſcherzenden Fragen der klugen Thereſe, der meine Liebe ein Gegenſtand der fröhlichſten Unterhaltung wurde, in die ich oft kühn genug einging, in-

dem ich ihr zu beweiſen ſuchte, daß ich nur ſie, und niemals Eugenien lieben könne.

Nach einiger Zeit, als ich mich gegen Eugenien beklagte, daß ſie einen Abend weggeblieben ſei, und ich des Glückes ſie zu ſehen habe entbehren müſſen, meinte ſie, ich könne ſie ja beſuchen, und das würde wohl um ſo beſſer ſein, als ſie jetzt des rauhen Wetters wegen wohl öfters zu Hauſe bleiben müſſe. Dieſe Einladung ſetzte mich in Entzücken, ich dankte ihr auf das lebhafteſte, indem ich wiederholt ihre Hand küßte; dennoch ſtand ich am folgenden Abend, als ich ſie lange genug erwartet hatte, in unruhigem Zweifel, ob ich den geliebten Eindruck, den ſie mir bisher gemacht, durch einen Beſuch auf's Spiel ſetzen ſollte. Denn, ſagte ich mir, wenn die abendliche Erregung meines Bluts und die Leichtgläubigkeit meiner Einbildungskraft beim Lichterſchein der Bühne mich täuſchen halfen, warum ſoll ich das ſchöne Bild in der abgeſpannten Häuslichkeit zu verlieren wagen. Die dichteriſchen Marianen und Philinen haben dich ſchon oft zu den Töchtern Thaliens hingezogen, in der ſüßen Hoffnung, das nun mit doppeltem Entzücken lebend vor dir zu ſehen, was du mit unruhigem Vergnügen bisher nur geleſen hatteſt! Und was fand ich? Gott danken konnt' ich noch, daß meine ſchwärmeriſchen Gedanken noch nicht über die Lippen gekommen waren, und ich mich noch zur rechten Zeit ohne Scham und Auslachen zurückziehn konnte! Solche Dinge hielt ich mir vor, um mich in dem Gedanken zu ſtärken, daß es beſſer ſei, nicht hinzugehn.

Ich wurde aber in meinen Selbſtgeſprächen geſtört, durch eine Thüre, die ſich vor mir aufmachte, daß ich

ganz erſchreckt in dem hellen Lichte ſtand, das man mir entgegenhielt. Ich hatte, um jene Gedanken zu verfolgen, das Schauſpiel verlaſſen, war einige Straßen auf- und abgegangen, und fand mich nun zu meinen Schrekken vor Eugeniens Wohnung, wo ich ſchon die Schelle gezogen hatte, ohne meine Gedanken in ihrer Richtung gehemmt zu haben. Ich verlachte im Stillen die ſtolze Anmaßung der Vernunft, war ſehr zufrieden über die tolle Wendung, die nun doch gekommen war, und ging vergnügt die Treppe hinauf. Die Magd öffnete das Vorzimmer. Ich ſah zwei holde Engelskinder vor mir ſpielen, das Mädchen lächelte mich mit muntern Augen an, während der Knabe ſchon ſeine Händchen an meinen Stock gelegt hatte. Mein Herz war gleich beruhigt durch die ſchönen Kinder. Die zweite Thür ging auf, ich hörte die günſtige Antwort durch die Oeffnung, noch ehe mir ſie die Anmelderin wiederholte, und trat nicht ohne geheime Beklommenheit zu Eugenien in's Zimmer.

Sie ſaß ruhig an einem kleinen Tiſch, und nähte, ſie begrüßte mich anmuthig, und hieß mich ihr gegenüber Platz nehmen. Ihre Umgebung war beruhigend, alles athmete eine ſtille Ordnung, das Zimmer war einfach aber mit einfacher Fülle verziert. Nirgends zeigte ſich herumfahrendes Flitterwerk, nirgends vernachläſſigte Bühnengeräthſchaft. Sie beſaß, was nur immer eine anmuthige Frau vergnügen kann; ein Käſtchen mit ausgeſuchten Kleinodien ſtand geöffnet auf dem Tiſche, die ſchönſten Ringe ſchmückten ihre Hände, die feinſten Spitzen lagen ausgebreitet auf dem Sopha, geſchmackvolles Theegeräthe wurde hereingebracht, eine Fülle ausländiſcher Blumen prangte an den Fenſtern, engliſche Kupferſtiche

hingen an der Wand, und der ſchönſte geſchmackvollſte Hausrath enthielt zugleich einen Schrank voll Bücher in den prächtigſten Bänden. In ihrem Anzug war etwas Eigenes von zierlicher Beſcheidenheit, alles ſaß ihr gut und genau wie es ſollte, der ſchönſte Körperbau war ſichtbar und verhüllt, ein hinreißender Anblick! Nach wenigen Worten ſchien unſer Zuſammenſein ſchon eine lange Gewohnheit, ſie war überaus gütig, ja ſo zuvorkommend mit vertraulichen Aeußerungen, daß ich ganz wie ein alter, vieljähriger Bekannter war, nnd mich nicht erinnere, jemals wieder ein ſo zufriedenes Behagen, eine ſo heimiſche Ruhe empfunden zu haben. Die Kinder kamen herein, und durch ihr vergnügtes, ſpielhaftes Anſchmiegen erhielt unſer Geſpräch die munterſte Bewegung, ſchwankend in willkommenen Störungen. Der tiefſte Ernſt wechſelte mit kindiſcher Luſt, und Eugenie und ich befanden uns dabei nicht ſchlimmer, als die Kinder, die außerordentlich zufrieden waren. Mir entfuhr dazwiſchen eine Redensart, die, ſobald man ſie mit Abſicht geſprochen glaubte, einen dreiſten Vorwitz auszudrücken ſchien; mich verdroß es ungemein, den Ausdruck gebraucht zu haben, der mir doch nie entſchlüpft wäre, wenn meine Seele irgend ein Arg dabei gehabt hätte. Allein Eugenie befreite mich auf die liebenswürdigſte Weiſe aus meiner Verlegenheit, indem ſie meine Frage, die den Vater der ſchönen Kinder in Anregung brachte, mit der größten Gutmüthigkeit beantwortete, und durch die natürlichſte Offenherzigkeit in fernere Fragen erweiterte. Sie ſchien vor mir kein Geheimniß haben zu wollen, und ich erfuhr an dieſem Abend einen großen Theil ihrer Lebensgeſchichte, deren Mittheilung in ihrem Munde einen

zauberiſchen Reiz hatte, und eine Gewalt der Wahrheit offenbarte, die nur Natur ſein kann, oder wenn Kunſt, die höchſte und ſeltenſte.

Ich erfuhr, daß ſie von zarter Jugend an für die Bühne und auf derſelben erzogen, und lange von den Launen des Zufalls herumgeworfen worden, ſchon ehe ſich ihr Blüthenalter entwickelt habe. Dann ſei aber mit ſichtlichem Zunehmen ihre Schönheit aufgeblüht, und zu ihrem eignen Erſtaunen ihre körperliche Erſcheinung mit Glanz und Reiz je mehr und mehr überſchüttet worden, ſo daß ſie ſich in die überraſchende Anbetung und Bewerbung kaum habe finden können, wie denn auch der kümmerliche Zuſtand ihrer Eltern von dieſer Zeit gänzlich aufgehört, und ſie plötzlich in ungewohnter Sorgloſigkeit und Fülle ſich nicht zu laſſen gewußt. Ein Jahr ſei ihr auf dieſe Weiſe als die glücklichſte Lebenszeit vergangen, wo ihr jeder Wunſch erfüllt geweſen, wo alle Schmeichelei und aller Beifall ſie nur innerlich zufrieden und nicht eitel gemacht, ſondern die Erhaltung ihres Weſens liebreich befördert habe. Mit den unſchuldigſten, hinreißendſten Worten ſchilderte ſie die frohe Jugend, ſie ſchien ſie noch nicht verloren zu haben, indem ſie mit ſolcher ſanften Wehmuth den Verluſt derſelben beklagte. Eine ſchnell aufgeſchoſſene Leidenſchaft zu einem Schauſpieler habe ihr das erſte Leid gebracht; über die Trennung von ihm, als der beſorgte Vater ihn wegzugehen gezwungen, habe ſie ſich ſchrecklich abgehärmt, doch trockne die Jugend Thränen bald, und ſie ſei nach einiger Zeit einem Grafen geneigt geworden, der leidenſchaftlich verliebt nicht eher geruht habe, als bis er durch die Ehe zu ihrem Beſitz gelangt ſei. Zwei Jahre habe dieſes

Glück in ſtiller Verborgenheit gedauert, da hätte der Vater ihres Mannes das Geheimniß erfahren, ſei in den fürchterlichſten Zorn ausgebrochen, und habe die Ehe durch erſchlichene Urtheile als ungültig getrennt; ſeinem Sohn ſei nur unter der Bedingung die Freiheit wiedergegeben, daß er ſich um ſeine ehemalige Frau und Kinder nie bekümmere, ſondern die Sorge für dieſelben ſeinem Vater überlaſſe. Sie habe, da ihr Gemahl ſich ſo ſchwach gezeigt, dieſe Bedingung einzugehn, in alles gewilligt, aber ihr Vater, der ein entſchloſſener Mann geweſen, habe mit äußerſter Erbitterung gegen den Grafen einen Prozeß geführt, über deſſen endlich doch ſchimpflichen Verluſt er ſich zu Tode gegrämt. Seitdem lebe ſie wieder bei der Bühne, wo ſie der angebotenen Unterſtützung nicht bedürfe, und ihr unglückliches Schickſal durch das Glück, das ſie in ihren Kindern empfinde, täglich mehr vergeſſe. Sie küßte das Mädchen, das auf ihrem Schoße eingeſchlafen war, dann ſah ſie mich mit einem Blicke der ſanftmüthigſten Ergebung an, und lächelte freundlich durch die Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren.

Nicht leicht hat eine Mittheilung mich ſo tief ergriffen, wie dieſe; meine Augen konnten meine Rührung nicht verbergen; die ſchöne Unſchuld, die menſchliche Wahrheit, und die von ſolchen Stürmen doch nicht allzu erſchütterte Ruhe, mit der ſie ſo einfach als anmuthig dieſe Geſchichte erzählt hatte, waren unwiderſtehliche Zauberkräfte, denen jedes fühlende Herz hätte erliegen müſſen. Ich war ihr unausſprechlich gut, niemals hatte ich ſolche Anmuth geſehen; ja in der höchſten Gluth meiner vorigen Leidenſchaft hätte ich Eugeniens Anmuth, wenn ſie mir damals begegnet wäre, meiner Einſicht nach hoch

über die des angebeteten Gegenſtandes ſetzen müſſen, obgleich für mein Herz ohne Wirkung!

Ich wiederholte meine Beſuche nun öfters, und fand mich mehr und mehr angezogen, ſo daß ich in kurzem die ganze Einrichtung meiner Stunden, deren man ſich in einer ſolchen Zeit der Lebensluſt an einem ſolchen Orte ſo leicht durch Zerſtreuung beraubt ſieht, lediglich auf dieſe Abendbeſuche bezog, und auch abweſend alle meine Gedanken mit den Bildern von jenen erfüllte. Bald fand ich Eugenien allein, bald traf ich ſie in Geſellſchaft von andern Perſonen, die mir nicht immer gefielen, ja wohl gar oft beſchwerlich wurden, allein ſie ſchienen meiſt in einer Art von Untergebenheit gegen Eugenien zu ſtehen, und manche, wie beſonders einige ihrer Kunſtgenoſſen, waren, wie ich gewiß wußte, hülfsbedürftig, und fanden bei ihrer edlen Großmuth eine willkommene Zuflucht. Unter dieſen Umſtänden konnte meine beſſere Menſchlichkeit nicht anders als den aufwallenden Unwillen und die böſe Laune, die mir der Anblick ſolcher Umgebung unwillkürlich bereitete, gefliſſentlich unterdrücken wollen, und dies gelang um ſo mehr, als Eugeniens Heiterkeit mir inmitten dieſer Leute ungleich freundlicher und ausdrücklicher entgegenkam, als wenn wir allein waren. Unſre perſönliche Nähe und Vertraulichkeit wuchs ſeltſamerweiſe in eben dem Grade unter dem Zwange fremder Gegenwart, als in der Freiheit des Alleinſeins die geiſtige Mittheilung an innerem Vertrauen und Gehalt zunahm. Dieſes letztere öfter zu genießen, gab bald der güſtnige Umſtand Gelegenheit, daß ich die Erlaubniß, ich weiß nicht, ob mehr erhielt, oder nahm, länger zu verweilen,

als die Uebrigen, ein vielſagendes Vorrecht der Häuslichkeit, das meinem Sinn ungemein ſchmeichelte.

Mein glückliches Verhältniß vereinigte ſolchergeſtalt die bequeme, wohlzufriedene Behaglichkeit, zu der das Leben in ſpätern Jahren immer begehrender hinneigt, mit jenem feurigen Drange der Jugend, die mit raſtloſer Gluth fortarbeitet, und deren ſchönes Bewegen ich mehr noch vor mir ſah, als in mir fühlte. Die heitre junge Frau ſchien mir ſehr wohlgeſinnt zu ſein, und ohne irgend eine leidenſchaftliche Regung an mir ein zärtliches Gefallen zu finden; ich meinerſeits gab mich ohne Rückhalt der angenehmen Erwärmung hin, die in flammende Hitze geſteigert zu ſehen mich nur erſchreckt hätte. Wenn ich gegenwärtig über dieſen Zuſtand nachdenke, ſo muß ich ihn ernſtlich verdammen als eine argliſtige Beſchleichung, die von den edelſten und ſchönſten Gebilden der Menſchheit den untergeſchobenen Wechſelbalg ſchwächlicher und matter Gefühle möchte hegen und pflegen laſſen. Das langſame, müde Herz will mit ſeinen von der erſten tapfern That zerrüttet heimgekehrten Kräften, die dem heißen Kampfe feig entſagen, den Preis und das Glück des Siegs, ohne dieſen, wenn auch nur in Scheinbildern dennoch zu gewinnen ſuchen, und die weichliche Empfindung bequemer Anhänglichkeit, gewohnheitſüßen Umganges, eingebildeter, dem Bedürfniß entſprechender Erfahrungsreife, ſtellt ſich mit ihrem Alltäglichen an den Platz, wo das kräftige Herz mit unverzagter Entſcheidung das Außerordentliche eines höhern Geſchicks in Glück oder Unglück fordert, und ſeine jugendlichen Flammen, mit naturfreudiger Wahrheit an dieſe Forderung ſetzt. Es iſt nichts mit den zärtlichen Freundſchaften, die ſich

alle Wärme der Gedanken und den Reiz des möglichen Gefühls erlauben, und daneben gewiſſe angenommene Uebereinkünfte als urſprüngliche Begränzungen deſſelben ſetzen möchten; das Beſte iſt alsdann, wenn die Natur durch die Sinne ihre Freiheit zurückfordert, und die Vorſätze zerſtört; aber auch dann wird ein unangenehmes Zerfallen des ganzen Verhältniſſes kaum zu vermeiden ſein! Ich liebte Eugenien wahrhaftig nicht, aber ſie gefiel mir, und mit dem, was ich übrigens war, mit meinem ganzen Geiſte, mit allem Reichthum nachahmender Erinnerung ſchmückte ich dieſes Gefallen aus, wir hätten ein Bild gemächlicher, ehelicher Liebe, die ihre Sicherheit mit jedem ſittlichen Schein feſter begründen will, ganz füglich darſtellen können. —

Schon damals wurde ich in manchen Augenblicken aufmerkſam, und mein Benehmen zog ſich alsdann ſtrenger zuſammen, aber die unausſprechliche Anmuth, die unwiderſtehliche Lieblichkeit und die einnehmende Güte der ſchönen Frau riſſen mich immer auf's neue in andere Kreiſe, wo mich bald genug ein Taumel faßte, den ich tief bereuen ſollte. Mein Betragen wurde nach und nach erregter, perſönlicher, in unſcheinbaren, gleichgültigen Handlungen bildete ſich oft ein wärmerer Antrieb ab, als gewöhnliche Empfindung ſolchen Dingen zu geben pflegt, und meine lebhafte Einbildungskraft veranlaßte mich bisweilen zu Aeußerungen, die nur aus höchſt erregtem Herzen ſchienen hervorgehen zu können. Folgende Erinnerungen ſind mir aus einem Geſpräch geblieben, das in dieſer Rückſicht bedeutend mitwirkte.

Es war ſpät am Abend, die Geſellſchaft hatte ſich entfernt, und auch die Kinder ſchliefen längſt, Eugenie

ſaß in ſtillem Nachdenken neben mir, und ſprach endlich von dem Schickſal einer Bekannten, die durch Liebe unglücklich geworden. Es drängte ſich uns die Betrachtung auf, daß im Grunde nur ſo äußerſt wenige Menſchen von der Liebe, im höchſten Sinne, wüßten, und nach einigen näher führenden Wendungen fragte ich zutraulich, ob ſie denn ſo lieben könne, wie eben beſtimmt worden, daß Liebe ſei? — „Ich habe mir es eingebildet", erwiederte ſie lächelnd, „doch ſeitdem ich Kinder habe, ſcheint es mir unmöglich, wenigſtens ſteht eine Liebe als Leidenſchaft außerhalb meines Kreiſes." — Aber es giebt auch neben der Leidenſchaft, entgegnete ich, ſchöne, reiche Liebesverhältniſſe, und ich ſchilderte lebhaft die klare und verſtändige Vereinigung, die man mit heitrer Lebenseinſicht ſchließe, und beſonnen behaupte zu beiderſeitigem Glück. — Sie meinte, es bleibe nur ſchön, und bringe nur Glück, ſo lange es klar ſei, das daure aber ſelten lange. Sie fügte hinzu, ein Mann, der ſie nicht liebe, könne auch nicht ihr Freund ſein; denn das Wohlgefallen ſei das erſte, die Achtung nur das zweite, ſie wolle ſich lieber auf das erſtere verlaſſen, doch ſei das andre auch recht gut. — „So hätte ich ja eben einen recht glücklichen Ausdruck von Ihnen gehört", rief ich aus, „Eugenie! wie ſehr Sie mir gefallen, das haben Sie tauſendmal gehört, aber jetzt laſſen Sie mich noch fragen, ob ich auch Ihnen gefalle?" Ich bog mich zu ihr hinüber, ſie blickte auf, ſah mich eine Weile gelaſſen an, und blickte dann wieder ruhig vor ſich nieder, indem ſie ſagte, ich mißfiele ihr nicht. — Nach einigem Weiterſprechen von beiden Seiten fragte ich ſie ferner, ob ich nicht auch ihre Achtung beſäße? Sie erwiederte, aber diesmal ohne aufzu-

blicken, ſie glaube, ich ſei derſelben werth. — „Und ſo geht mir denn", fuhr ich begeiſtert fort, „keine Eigenſchaft ab, Ihr Freund zu ſein?" — „Vielleicht nicht", erwiederte ſie; ich fragte raſcher: „warum nur vielleicht? warum nicht gewiß?" — „Nun denn, alſo auch gewiß!" gab ſie mir zur Antwort, und ſah mich dabei ſo ſeltſam vergnügt und freundlich an, daß ich beinahe in Verwirrung gerieth. Ich bedeckte ihre Hand mit heißen Küſſen und ſagte mit inniger Bewegung: „Ich bin Ihr Freund, ich bin es auch ohne Ihr theilnehmendes Wollen, doch, wenn mich nicht alles täuſcht, auch bald mit dieſem! Ich weiß es, welch ein Werth der Zeit gebührt, ich verkenne nicht, wie gefährlich es bleibt, ſie zu übereilen: aber ſoll ich denn thun, als ob die Gewißheit, die ich habe, daß Sie jetzt mich anerkennen würden als Freund, wenn ich Sie ſchon vor einem Jahre kennen gelernt hätte, als ob das Bewußtſein, daß es ſo ſein wird nach einem Jahre, nicht vorhanden wäre in mir? darf nicht durch dieſe Einſicht, die mir die ſchönſte Entwickelung unſerer ſchönen Bekanntſchaft verſpricht, die Gegenwart mit Recht der Zukunft vorgreifen?" — Während meiner Rede war Eugenie aufgeſtanden, und nachdem ſie aufmerkſam zugehört und in einem nachdenklichen Schweigen eine kleine Stille abgewartet hatte, ſagte ſie mit nachdrücklichem Ernſt folgende Worte: „Ich überlaſſe es gern Ihrem Gefühl, wie früh oder ſpät Sie ſich meinen Freund nennen wollen, wenn Sie nur eben ſo freies Walten meinem Gefühl erlauben, und nicht vermeinen, ich müſſe eben ſo ſchnell mich für Ihre Freundin erklären; wie Ihnen das Zurückhalten, ſo wäre mir das Vorauseilen unangenehm, und machte dadurch vielleicht unmöglich, was in der ruhigen Ordnung natürlicher

olgen wohl von ſelbſt entſtehen wird. Denn wie könnt' h es läugnen, daß Sie mir vor vielen ausgezeichnet und erth erſcheinen, daß ich ſo mit Ihnen rede, beweiſt es nug!" — Hiemit ſagte ſie mir freundlich gute Nacht, rückte mir die zarte Hand zum Kuß an die Lippen, und erſchwand meinen ſehnſüchtigen Augen, die ihr noch lange it ſtaunender Freude nachſahen. Niemals hatte ich ei- en ſolchen Eindruck von ihr empfangen, wie an dieſem bende, wo ihr ſchönes, in mildem Ernſte ſchwebendes eſicht von einem geiſtigen Hauche erhöht und erfriſcht ar, und ihre letzten Worte die Gränze deſſen, was ich r an lebendiger Einſicht möglich geglaubt, weit über- hritten hatten.

Wenn mein Gefühl beim Nachhauſegehen nicht un- dingte Bewunderung war, ſo lag dies bloß in dem einlichen, tieferen und unwiderſtehlichern Reize, den die chtige Berührung ihrer Fingerſpitzen meinen Nerven itgetheilt hatte. Die Stimme des Verlangens tönte eiſe in meinem Innern herauf, in hundert unwillkürlichen Bildern flogen die perſönlichen Hoffnungen verſtohlen durch eine Seele, die zu gleicher Zeit mit begeiſterter Andacht ich die heiligen Vorſätze und edlen Entſagungen, welche ine höhere Einbildungskraft mit Stolz darbot, gern ge- allen ließ. In dem Taumel erglühter Wellen, die wech- elnd meine Bruſt erfüllten, ging ich noch lange durch ie ſchneebedeckten, nächtlichen Straßen umher, bis mich ie kältere Luft des nahenden Morgens, an den ſchon die Glockenſchläge vom Stephansthurme herab mich ver- gebens gemahnt hatten, endlich nach Hauſe trieb, wo ich unter lieben Bildern einſchlief.

Am andern Tage konnt' ich gleichwohl nicht unterlaſſen, über die geſpannte Stimmung zu lächeln, die mich an Jahren ſchon Gereiften in die Schritte früher Jugend zurückgeführt hatte, wo ich als ein glücklicher Jüngling unter träumeriſchen Bäumen manche Nacht hindurch ſchlaflos herumgewandert war. Ich gebot mir mit allem Ernſte, vernünftig zu ſein, und Verſtand und Klugheit dem unbeſonnenen Uebertreiben entgegen zu ſtellen, dem ich ſo leicht unterworfen war. Allein indem ich mich dergeſtalt auf die ſtrenge Vernunft beſchränkt glaubte, vergönnte ich meinen verworrenen Gefühlen unter dieſer beruhigenden Außenſeite ein nur deſto freieres und gefährlicheres Spiel, nnd gerade das, was ich damit hatte verbannen wollen, verſteckte ſich darin um ſo ſicherer. Eugenie ſtand mir näher ſeit dieſer Zeit, mein Betragen wurde inniger, und meine Freundſchaft beinahe zärtlich; ein warmer Hauch wehte meinem Sinn entgegen, die liebenswürdigſte Anmuth bewegte ſich vor ihm, kein Wunder, daß er davon ergriffen wurde. Aber gleichwohl war es nichts weniger, als Liebe, was ich empfand, ich hatte ſo ungleich Höheres und Mächtigeres empfunden, als daß mir mein jetziges Gefühl dieſes Namens würdig geſchienen hätte, und doch war es eben ſo wenig ein bloßes Aufwallen erregter Sinne, denn es verhielt ſich durchaus in den Kreiſen der Seele, aber vielleicht in denen, die den Sinnen am meiſten entſprechen mögen. Wie dem auch geweſen ſein mag, genug, mein Betragen verrieth immer zu viel Wärme und Zudringen, als daß es nicht den Schein einer Leidenſchaft hätte begründen ſollen. Nur glaubte ich Eugenien vor dieſem Schein hinlänglich bewahrt; meine rückhaltloſen Bekenntniſſe, das zunehmende Vertrauen, mit welchem

jede meiner geheimſten Regungen ſich gegen ſie äußerte, und die überlegte, abrechnende Beſonnenheit, die ſie bei den zarteſten Erörterungen in meinem Geiſte gewahr zu werden bekannte, hätten ihre Anſicht im Klaren erhalten, und ihr Gemüth, das auch ſeinerſeits mit großer Ruhe ſich frei mittheilte, keinen Anſtoß nehmen laſſen ſollen, wenn mein lebhafteres Ergreifen zufälliger Aeußerlichkeiten neben jener innern Beſonnenheit, ohne ſie zu ſtören, herging.

Die gute Meinung, die ich eben ſo überraſcht als bereitwillig von Eugeniens Verſtand gefaßt hatte, konnte freilich nicht in ein ruhiges Geleis kommen, ſondern zeigte ſich abſatzweiſe, indem häufig neben den geiſtigen Aeußerungen, die meine Erwartung im Guten überſtiegen, plötzlich querfeldein ſolche hervorſproßten, die weit unter dem waren, was man von gewöhnlichen Menſchen fordern darf. Ich kann nicht ſagen, welch peinliches Mißbehagen, welche aufgeregte Unruhe mich überfiel, ſo oft meine Bewunderung, die ſich gern unaufhaltſam in dieſer Richtung fortbewegt hätte, an ſolchen Hemmungen ſtockte, und in irrem Zweifel nicht wußte, wohin ſie ſich wenden ſollte. Fand ſich ihr Kopf wieder etwas zurecht, ſo machte ihre Anmuth alles wieder gut, und es war, als ſei nichts geſchehn, aber bisweilen beharrte ſie mit Eigenſinn auf unwürdigen Irrthümern, die mir bei ihren übrigen Eigenſchaften unbegreiflich waren. Denn ſie hatte große Fähigkeit des Auffaſſens, und ein Gedächtniß, das deſto geſchickter das Gute bewahrte, je weniger ihm bisher geboten worden war; ſie war aufmerkſam auf jeden Unterricht, und deſſelben eben ſo werth, als bedürftig.

Mir blieb nicht lange verborgen, daß alles, was von ihr ausging, eigentlich Laune war, die auf und ab wogte, und bald dieſes, bald jenes mit ſich führte, das aber immer anmuthig erſchien, und durch ſeinen nichtigen Gehalt ſchon ſehr auffallen mußte, um die Freude an der lieblichen Form zu zerſtören. So war ſie denn launenhaft geiſtreich, und dabei von einer ſo ſtillen Ruhe, daß man es für einen immerwährenden Zuſtand halten konnte, und auf gleiche Weiſe erſchien ſie aus Laune dumm, ohne es in der That zu ſein. Ich ſah ein, daß dieſes Schwanken und Schweben, Steigen und Fallen, Treffen und Verfehlen, im Grunde ein ſehr oft vorkommender Zuſtand ſei, deſſen ſich die meiſten Menſchen, jedoch vermittelſt einigen empfangenen Unterrichts, der ſondern und verſtecken hilft, mit Glück erwehren, wobei denn aber oft mit dem Schlimmen durch leichte Verwechſelung auch das Gute unterdrückt wird.

Durch dieſe Erklärung beruhigte ich mich zwar für mein eignes Bewußtſein hinlänglich, aber für die Andern, denen Eugenie in meiner Gegenwart bisweilen die unverzeihlichſten Blößen gab, überfiel mich jedesmal das peinlichſte Schauern, die unſeligſte Ungeduld. Am meiſten geſchah dies bei Gelegenheit der Geſpräche, welche die darſtellende Kunſt, Schauſpiele und überhaupt die Bühne betrafen; das verbiſſene Lächeln, welches ich wohl zuweilen bemerkte, wenn ſie bei Dingen, die man nur einfach gehört zu haben braucht, um nicht zu fehlen, die auffallendſten Mißgriffe that und Verwechſelungen vornahm, brachte mich faſt zur Verzweiflung, und es half kein Vorbeugen, kein Ablenken, womit ich ihr zu Hülfe zu kommen ſuchte. Zum Glück verlangten die andern

Leute, meiſt gute Wiener, die ſich in ihrer Behaglichkeit über geiſtige Begriffe wenig Rechenſchaft zu geben pflegen, bei weitem nicht ſo viel, als ich ſelbſt, der ich lebhaftere Geiſtesregſamkeit, die mir als einem Reichsländer, oder, wie man in Wien ſagt, als einem Reicher, zu gute kam, durch mancherlei Arbeiten geſchärft, und ſchon oft ſiegend dargethan hatte, daß ich Reinhold und Fichte gehört, obſchon von ihren Sätzen mir nichts mehr erinnerlich war. Das gerade Gegentheil von Eugenien war in dieſer Rückſicht Thereſe, die eine ſorgfältige Erziehung genoſſen hatte, und in dem Gebiete ihrer Kunſt wie in den verwandten Kreiſen der Dichtkunſt und Muſik ſchöne Einſichten beſaß, denen überall ein geübter Verſtand Anwendung und heitres Leben gab. Sie wußte mit feſten Gedanken die Rollen, welche ſie zu ſpielen hatte, zu durchdringen, und mit bewußter Ueberlegung die Mannigfaltigkeit als Einheit feſtzuhalten, wodurch denn ihr heitres, bewegliches Spiel, das im Einzelnen gern augenblicklichem Gefühl folgte, in ſeiner Natürlichkeit nur deſto ſchöner wurde. Wahr iſt es, Eugenie machte den größten Eindruck auf das Publikum, und wurde mit rauſchendem Beifall aufgenommen, ſo oft ſie auftrat; allein dies geſchah auch dann, wenn ſie die ganze Bedeutung ihrer Rolle offenbar verfehlt, Auftritte falſch genommen, Verſe unrichtig hergeſagt, ergreifende und wichtige Stellen untergeordnet, Zufälliges hervorgehoben, und ſo nicht ſelten ein ſchönes Kunſtwerk verzerrt, ſtatt deſſen aber freilich alle ihre Anmuth und perſönliche Liebenswürdigkeit glücklich vorgetragen hatte, daß die entzückten Zuſchauer eines über dem andern vergaßen: wie müßte erſt ihre Erſcheinung herrlich ſein, dachte ich oft, wenn ihre Kunſtgaben

denen, mit welchen ſie die Natur ſo reichlich ſchmückte, nicht mehr in den Weg träten, ſondern ſie vielmehr erhöhten!

Ich wagte es, mit ihr darüber zu ſprechen, und war eben ſo verwundert als gerührt, ſie von dem Erfolg ihrer Vorſtellungen als von etwas reden zu hören, das ſie verlegen mache und beſchäme; ihre Beſcheidenheit ſtand bereitwillig von dem Anſpruch ab, zu welchem die Stimme des Publikums ſie berechtigen konnte, und ſie kam mit Aufzählung deſſen, was ihr zur guten Schauſpielerin fehle, ſo unumwunden meinen leiſen Bemerkungen entgegen, daß ich ihr nicht anders als mit wahrer Verehrung zuhören konnte, und die Freiheit bewunderte, die ihr ſonſt ſo befangenes Urtheil in einem Gegenſtande behauptete, der gewöhnlich die meiſte Befangenheit erzeugt. Dieſes Benehmen war einzig ſanft und liebenswürdig, ja in Rückſicht der Seltenheit ſolcher freien Geſtändniſſe, im Allgemeinen, und in Betracht der beſonderen Umſtände, die dieſen Fall noch mehr auszeichneten, wohl groß zu nennen, denn welche Kraft gehört nicht dazu, dasjenige, was man als ein Erſtrebtes beſitzt und ſtrebend zu erhalten wünſcht, was niemand anzutaſten wagt, ſich ſelber abzuſprechen? Gleich mußt' ich mir meine ſchwankende Meinung von ihr auf's härteſte verweiſen, indem ich ihr in Gedanken Abbitte that für jedes allzuſchnelle Urtheil, das ich über ihre Seeleneigenſchaften früher gefällt, ich begriff nicht, wo meine Sinne geweſen ſein mochten, als ſie einen ungünſtigen Eindruck von ihr in meine Seele gebracht, und wollte mir durchaus nicht verzeihen, ſolch ein Unrecht begangen zu haben. Ich war im innerſten Herzen gerührt, und fühlte mich

gedrängt, ihr einen Erſatz, den ich als Schuld anſah, dafür zu geben, und ſie durch recht viel Liebes und Gutes für das, was ſie unbewußt erlitten, ſchadlos zu halten.

In dieſem Gefühl ergriff ich jede Erinnerung, die mir von ihrem angenehmen Spiel in der Seele lag, um ihr aus dem Lobe, das ſich mit Wahrheit daran knüpfen ließ, einen Kranz zu winden, der ſie für das Tadelhafte deſto ſchöner tröſten ſollte, als erſteres von mir, dies aber nur von ihr ausgeſprochen war. Die günſtigen Augenblicke ihrer Darſtellungen, die wirklich glücklichen Seiten ihrer Gaben wußt' ich ihr angenehm zuſammen zu ſtellen, mein Gedächtniß verſagte mir diesmal nichts, und meine Beredſamkeit lieferte ein kleines Meiſterſtück von Lobrede, die den erfreulichſten Eindruck hervorbrachte, und doppelt wirkte durch den guten Willen, den ſie, auch wenn es nur ſchmeichleriſche Einbildung geweſen wäre, anzeigen mußte, und durch die Kraft der Wahrheit, die doch, wie nicht zu läugnen war, überall zum Grunde lag. Sie war auf eine liebreiche Art, die ihr ſehr wohl anſtand, dankbar für die gelungene Bemühung, ein von ihr ſelbſt ſo herabgeſetztes Talent wieder zu Ehren zu bringen, und ſie fand leicht und ſchnell tauſend Wege, ihr Wohlwollen empfinden zu laſſen; ich wurde unausſprechlich entzückt von allem Freundlichen, das ſie mir ſagte, von allem Angenehmen, das ſie mir erwies, und eine überſtrömende Fröhlichkeit bemächtigte ſich meines ganzen Weſens.

Das Geſpräch über die Bühne, über jeden fremden Gegenſtand, konnte meiner Innigkeit nicht mehr genügen, und mein Herz drängte ſich zärtlich heran, um mit

ſeinen lebendigen Kräften jene todten Ueberlegungen zu erſetzen, ich mochte nur von dem reden, was zwiſchen uns obwaltete, von der Schönheit unſeres Zuſammenſeins, von der nächſten, uns betreffenden Gegenwart, von dieſem Abend. Und doch war mein Gemüth ſo ſanft und lenkſam, daß es wieder leicht und gern in die verlaſſene Bahn zurückkehrte, als Eugenie die Gegenſtände, denen ſie größere Aufmerkſamkeit ſchenkte, als unſerer Neigung, nicht wollte fahren laſſen. Wie rein und unbefangen ich mich der heitren Lenkung überließ, mag das bezeugen, daß ich arglos über Thereſen meine wahre Geſinnung äußerte, und auf Eugeniens liſtige, ſchon im voraus Schadenfreude verrathende Fragen, in unverhohlenen Lobſtrömen antwortete, die um ſo unſchuldiger waren, als ſie nach Richtungen gingen, die mit dem Eugenien zugetheilten Lobe in keine Berührung kamen. Unglücklicherweiſe war ich zu ſehr von meiner freudigen Empfindung hingeriſſen, als daß ich ſogleich gewahr geworden wäre, wie meine Ergüſſe aufgenommen wurden. Erſt als ich ganz zu Ende geſprochen, und mit ſo vielen Gründen Thereſens Vortrefflichkeit dargethan hatte, daß ich ſelber nichts mehr davon umſtürzen konnte, bemerkte ich die Veränderung, die mit Eugenien vorgegangen war. Sie war blaß geworden, ihre Augen drückten verdrießliche Langeweile aus, der Mund hatte ſich in ſpöttiſchen Widerwillen verzogen, und die behende Geſchäftigkeit ihrer Hände war in ein nachläſſiges Spiel mit einem Hündchen verwandelt, das ſie auf den Schoß genommen hatte; den Kopf ließ ſie matt zurückſinken, und gönnte mir kaum noch einen unfreundlichen Blick. Ums Himmelswillen, Eugenie! rief ich aus, indem ich vom Stuhl

aufſprang, was iſt Ihnen? noch nicht ahndend, daß ich durch mein unvorſichtiges Reden dieſe Veränderung angerichtet; ſie war aber, als ich mich um ſie bemühte und theilnehmend bewies, ſo kalt, ſo herb und kurz in ihren Antworten, und ſo entſchieden in ihrem Ablehnen meiner Theilnahme, daß ſie jeden Gedanken, als ſei ihr nicht wohl, entfernte, und mich durch ein paar hingeworfene bittere Silben doch zu früh über den Grund ihrer heftigen Beeſtimmung zu meinem größten Erſtaunen aufklärte. Mir ſchien unmöglich, daß dieſe Empfindlichkeit über ein gerechtes Lob mit ſolch harter Selbſtverläugnung in Einem Gemüth vereinigt ſein könnte.

Alle Vorſtellungen verwirrten ſich in mir, ich wußte nicht wie mir geſchehen war, und ſtand in ſtaunender Verwunderung verlegen vor ihr, wie vor einem Räthſel, das mit abentheuerlichem Widerſpruch den Geiſt betäubt. Sie ſah mich ſtehen, und kümmerte ſich ſo wenig um mein Erſtaunen, wie vorher um meine Bemühung, und ſtreichelte gleichgültig ihren Hund, der mich wegen des plötzlichen Aufſpringens noch knurrend im Auge hatte. Dieſe äußere und die innere Betrachtung des gewaltigen Abſprunges, den mein Urtheil in ſo kurzer Zeit hatte machen müſſen, führte mich leiſe durch die Lächerlichkeit meines erſchrockenen Zuſtandes zur Beſonnenheit zurück, und indem ich für den Augenblick die Sache leichter nahm, und herzhafter behandelte, als mir ſpäter möglich war, ſuchte ich alle Quellen des Geſprächs zu eröffnen, um der tief Beleidigten verſöhnende Eindrücke zuzuſtrömen, was mir auch endlich in ſo weit gelang, daß ſie, nach einigen heftigen und eiferſüchtigen Ausbrüchen gegen ihre Nebenbuhlerin, meinen Verſtand und mein Urtheil

bitter angriff, und ſich in höhnendem Scherz auf eine Art ausließ, die den Streit wirklich erſchöpfte. Mich traf das alles aber keineswegs tief, und ich begreife nicht, wie ſo mich ihr Zürnen nicht mehr ängſtigte, da mir doch an ihrer Gunſt ſo unendlich gelegen war; aber ſei es nun, daß das Launenhafte zu ſichtbar darin vorwaltete, oder daß die Wahrheit deſſen, was ich geſagt hatte, noch zu lebendig in mir war, genug, die ganze verdrießliche Wendung ertrug ich mit ziemlich munterer Standhaftigkeit, und ließ mir die Zeichen ihrer ungerechten Feindſchaft viel weniger zu Herzen gehen, als nachher in der Erinnerung geſchah. Sie hatte hierüber auf's neue Verdruß, verhehlte nicht den Grund ihres Aergers, warf mir Mangel an Theilnahme und Gefühlloſigkeit in eben dem Maße vor, als ſie vorhin mir Befangenheit des Urtheils und ſchiefe Anſicht Schuld gegeben hatte, klagte über Kopfweh, ſagte ſie fühle ſich ſchläfrig, ſie wiſſe nicht ob ſie mich morgen würde ſehen können, trieb mich zum Weggehen, und hielt mich gleichwohl noch eine geraume Zeit auf. Als ich ſie verließ, ſchien ſie auf dem beſten Wege ſich zu beruhigen, und es kam mir vor, als ſei ſie weniger gegen mich aufgebracht, als überhaupt unzufrieden und verſtimmt.

Ich hatte nun Zeit zu allen möglichen Betrachtungen, zu denen mich die wechſelnden Erſcheinungen eines ſo ſonderbaren Gemüths aufforderten, und mit denen ich einen großen Theil der Nacht beſchäftigt blieb. Bald mußte ich die Kleinheit und Schwäche tadeln, welche in dieſer unverſtändigen Eiferſucht lag. bald wieder zog mich die freie Leidenſchaftlichkeit an, die ſo gewaltſam hervorbrechen ließ, was man ſonſt ſorgfältig zu verſtecken

pflegt; in dem Unverſtande ſelbſt, der ſich anmaßte, mich gebieteriſch zu lenken, wirkte ein geheimer Reiz, der mich tief durchdrang. Mit welchem Rechte, fragte ich, mag Eugenie ſich einbilden, wie käme ſie nur auf die Forderung, daß ich den Geiſteszwang gehäſſiger Laune ertragen würde, könnte ihr das je einfallen, wenn nicht ihr Herz den größten Antheil für mich, in ſeinen Tiefen ſo viel Gutes bewahrt fühlte, daß es ein vorausgenoſſener Erſatz, eine übergroße Vergeltung für jene Ungebühr dünken kann? In der That, was iſt liebenswürdiger, als ein Unwillen, der Anſprüche als beſtimmt vorausſetzt, die man früher eben ſo ſehr wünſchte, als bezweifelte? War ich durch ſolche Gedanken bald in meinem Innern zufrieden geſtellt über das, was mich bei der Sache perſönlich betraf, ſo gewann ich nun auch leicht bei meinem Geiſte, ſein Mißfallen und ſeine Forderungen diesmal nicht ſo genau zu nehmen, ſondern in Gottes Namen alle Thorheiten, die mir ſolche Gunſt brächten, geſchehen zu laſſen! Die ganze Liebesanmuth Eugeniens trat in immer helleres Licht, und durch die ſeltſame Verwickelung der Bilder fand ſich mein Herz durch einen Vorfall, der ſo manche Täuſchung zu haben ſchien, nur mehr und mehr von ihr eingenommen.

Das Schwierigſte jedoch blieb nun noch zu thun übrig, ich mußte ſie verſöhnen, und auch in ihr die Stimmung zurückführen, deren ich mich auf's neue erfreute; dieſes ſchien aber deſto ſchwerer, als die Leichtfertigkeit, mit der ich ihren Vorwürfen zugehört hatte, alles verdorben haben konnte; um ſo eifriger mußt' ich mich jetzt bezeigen, um ſo gerührter und reuiger, und ſo eilt' ich denn, mit dieſen Gefühlen, die mir ernſt genug

wurden, am folgenden Vormittage zu ihr. Sie sei ausgegangen, hieß es, und werde wohl bald wiederkommen. Daß sie also nicht unpäßlich sei, und die gestrige Aufreizung keine nachtheiligen Folgen für sie gehabt, erfuhr ich dadurch wohl zu meiner Beruhigung, aber, so sehr ich mich auch deßhalb geängstigt hatte, jetzt hätte ich ihr lieber ein kleines Kopfweh gewünscht, als sie so zu verfehlen. Das Mädchen, schon gewöhnt mich als einen Hausgenossen zu betrachten, wollte mir das Zimmer öffnen, um die Rückkunft Eugeniens abzuwarten, allein meine Ungeduld ließ mich nicht ruhen, ich rannte fort, und versprach in einer Stunde wiederzukommen. Ich beschloß einen Spazirgang auf der Bastei zu machen, wo die freie Aussicht nach den im Kreise herum aufgethürmten Vorstädten, und die vom Lande frisch heranströmende Luft, meine beklommene Brust erleichtern sollten. Die Sonne schien prächtig auf den hohen Schnee herab, der Himmel war rein, nur die Ferne schwebte in glänzenden Nebeln. Eine große Anzahl Spazirgänger eilte schon durcheinander hin, und nahm mit jedem Augenblicke zu, so daß ich bei der kaiserlichen Burg, wo der Zusammenfluß am größten ist, aus dem Gedränge hinweg und einen einsamern Theil des Walles zu suchen ging.

Kaum war ich eine Strecke fortgeschritten, als ich zwei Frauenzimmer daherkommen sah, und meinen Augen nicht trauen wollte, die Thereſen und Eugenien in ihnen zu erkennen glaubten. Das fremdartigste Erstaunen hemmte meinen Schritt, ich blieb verwundert stehen, und indem ich noch ungewiß überlegte, ob sie es wären, wurden mir alle Zweifel benommen durch die lachende Anrede Euge-

niens, der das überraſchte und verlegene Weſen, womit ich ſie, nachdem ich ſie endlich erkannt, begrüßte, noch lange zur Beluſtigung diente. Thereſe, die von meiner innern Bewegung keinen Grund wußte, lachte mit, und fragte, was denn Außerordentliches an unſerm Begegnen ſei? Eugenie, der in dieſem Augenblick das geſtrige Geſpräch einfallen mochte, ward über und über roth, ein Feuer, das ſich meinem Geſichte ſogleich mittheilte, und Thereſe, die uns beide ſo plötzlich erröthen ſah, wurde gleichfalls roth, ſo daß wir ſeltſam genug alle drei denſelben Zuſtand äußerten und gewahr wurden. Ich mußte nun mit umkehren, und die vielen Menſchen, die uns entgegenkamen und ſtörten, ließen glücklicherweiſe kein Geſpräch zu, in welchem meine Verlegenheit ſich unfehlbar offenbart hätte, denn die Dinge, die ich vorgehen ſah, hörten nicht auf mich zu verwirren. Ich wußte nicht, wie ich Eugeniens Munterkeit, die keinen Groll im Hintergrunde zeigte, zu nehmen habe, denn ich konnte keinen Grund erſinnen, der ſie heute ſo innig verſöhnt mit derjenigen ſpaziren gehen ließ, durch deren bloße Erwähnung ſie noch geſtern ſo feindſelig angeregt wurde. Thereſe machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich ſie ſo lange nicht beſucht, und auch im Schauſpiel faſt gar nicht mehr zu ſehn ſei; ſie habe geglaubt, ich ſei krank, oder vielleicht nicht mehr in Wien, bis ihr heute auf der Probe, von der ſie eben herkämen, Eugenie geſagt, o ich ſei noch gar ſehr hier, denn ich habe ſie geſtern erſt tüchtig geärgert. Das geht doch zu weit, dachte ich, alſo mit gutem Bewußtſein übt ſie dieſe Freundlichkeit, und hat wohl gar des Gegenſtandes erwähnt, über den wir geſprochen? Iſt das angelegte, weitausſehende Verſtellung,

oder unbegreiflicher Leichtſinn? Thereſe fragte darauf näher, wie ſo mir es denn eingefallen wäre, eine ſo ſchöne Frau zu ärgern, und als meine Antworten ſchwankende Wendungen ſuchten und gerade im Gegentheil unwillkürlich die allertrefflichſten fanden, wollte Eugenie gar nicht wieder aufhören zu lachen, und trieb ihre ausgelaſſenen Tollheiten fort, bis wir vor ihrem Hauſe ſtanden, wo wir uns trennen mußten. Ich verbeugte mich gegen Thereſen, und wollte Eugenien hinaufbegleiten, ſehr begierig Aufſchluß über ihr ſonderbar wechſelndes Betragen zu erhalten; allein ſie drängte mich eiligſt zurück, und beſtand darauf, daß ich vorher Thereſen als ein artiger Herr nach Hauſe bringen müſſe, und dann wiederkommen könne, worauf ſie unter vielem Lachen, indem ſie auf allerlei Scherzreden zurückkam, und immer noch etwas Launiges zu ſagen hatte, Abſchied nahm.

Dieſer Wankelmuth, der mit leidenſchaftlichem Streben von einem Aeußerſten zum andern ſprang, fing an mich im Innerſten zu empören, und es gehörte die verſtändige, anregende und ſanfte Unterhaltung Thereſens dazu, um mich nach und nach wieder in eine Stimmung zu verſetzen, die mir möglich machen konnte, zu Eugenien zurückzukehren. Thereſe ſprach von dieſer mit großer Ueberſicht, und obgleich ihr Urtheil nichts weniger als günſtig war, ſondern den Geiſt und das Herz der launenhaften Frau ſehr gering anſchlug, indem ſie ihr die kälteſte Eitelkeit, und unerfreulichſte Gefallſucht Schuld gab, ſo trug ſie dieſes doch mit ſolcher Milde und ſo unabſichtlich vor, daß es mein Gefühl weniger verletzte, als meinen Verſtand zur Unterſuchung zwang. Ich lächelte über eine Beſchuldigung, die mir nur allzuſehr

zeigte, daß Thereſe meine anmuthige Freundin wohl niemals in ſolch glücklichen Augenblicken geſehen habe, als mir zu Theil geworden waren, und für die tiefe Wahrhaftigkeit, das reine Erglühn und die ſtille Frömmigkeit ihrer Seele Bürgſchaft leiſteten, der bisher durch ihr unbegreifliches Betragen wohl widerſprochen worden war, die aber doch nicht aufgehoben werden konnte. Dagegen ſchien Thereſe wieder über die Einfalt meines frommen Glaubens zu lächeln, und ſich über die Verblendung zu verwundern, in welcher mir Dinge als herrlich vorkommen konnten, die ſie mit geſunden Augen anders anſah. Sie lachte, als ich ihr verſicherte, man müſſe Eugenien ganz kennen, und alles von ihr, wie ich, aus ihrem Munde wiſſen, um ihren Werth zu erkennen. „Und was wiſſen Sie denn?“ fragte ſie lebhaft, „doch wohl nur, was Sie wiſſen ſollen? Was gilt die Wette, ich erzähle Ihnen hundert Geſchichten, von denen Ihnen neun und neunzig neu ſind!“ Und nun fing ſie an, mir Begebenheiten und Perſonen flüchtig zu bezeichnen, von denen ich eine nach der andern als mir unbekannt eingeſtehen mußte. Betreten ſtand ich vor ihr, wünſchte aber nur um ſo eifriger etwas Näheres zu erfahren, allein Thereſe war meinen inſtändigen Bemühungen unerbittlich, und verſicherte, zum Verſuche, meine Augen ſehen zu lehren, ſei es genug, ſie wolle mir nicht eine Täuſchung gänzlich verderben, in der ich mich wohl zu befinden ſchiene, denn was ſie bis jetzt geſagt, würde ſich gleich wieder verlieren, wenn ich der Ueberzeugung zu entfliehen Luſt hätte.

Dieſe Aeußerungen hatten mir die Gedanken an Eugenien ſehr verrückt. Ihr Bild war mir gefährdet, jeder ſeiner Züge ungewiß, ſeine hellſten Farben verdunkelt,

und in tiefſtem Unmuth ging ich zu ihr zurück, um an dem Urbilde Wahrheit und Irrthum mit ſchärferer Aufmerkſamkeit zu prüfen! Am nachdenklichſten machte mich die Behauptung, die ich aus den gegebenen Winken deutlich genug entnehmen konnte, daß Eugenie noch gegenwärtig in einem Verhältniſſe ſtehe, das nichts weniger als ſchön genannt werden könne. Ich hatte in der ganzen Zeit, da ich faſt täglich und zu verſchiedenen Stunden ihr Haus beſucht und die vertrauteſten Geſpräche mit ihr gehabt hatte, nicht das Geringſte dieſer Art bemerkt, und es ſchien mir unmöglich, daß ſie, die mir ſo vieles geſagt, gerade dieſes verſchwiegen haben ſollte, da ein ſolches Bekenntniß für mich, der ich ſtets von Freundſchaft ſprach und ausdrückliche Liebe ausſchloß, nichts Kränkendes haben konnte.

Als ich zu ihr kam, bedurfte es all der zuvorkommenden Freundlichkeit, mit der ſie mich empfing, um mein trübes und geſtörtes Gemüth von dem Argwohn, den es wider Willen gefaßt hatte, abzulenken. Sie reizte meine Stimmung, die bereit war der geringſten Heftigkeit heftig zu begegnen, und ſelbſt ihre Munterkeit feindlich zu erwidern, gar nicht auf, ſie war im Gegentheil ſanft und gutmüthig, gelaſſen und nachgiebig. Es ſollte an dieſem Abend die Jungfrau von Orleans gegeben werden, Eugenie hatte die große, ſchwierige Aufgabe, zum erſtenmal die Johanna zu ſpielen, zwar vor einem wohlwollenden, aber diesmal auch mehr als gewöhnlich geſpannten Publikum. Wir ſprachen mancherlei von dem Weſen dieſes Gedichts, von den Eigenheiten der Hauptrolle, von dem Geiſte einzelner Stellen. Ich fand Gelegenheit, manches zu erinnern, auf Bedeutungen auf-

merksam zu machen, vor Mißgriffen zu warnen, und konnte doch mit aller Bemühung nicht dahin gelangen, mich über den Erfolg dieses Abends zu beruhigen, ich wußte zu sehr wie und wo es fehlte, wo keine Aushülfe zu statten kömmt, als daß ich ohne sorgenvollen Unmuth die Zeit hätte abwarten können, wo ich die mir so liebe und werthe Frau etwas vorstellen sehen sollte, dem nach meiner Einsicht ihre Fähigkeiten nicht entsprachen. Inzwischen fand sie sich selber nicht in der geringsten Besorgniß, mit dem glücklichsten Selbstvertrauen freute sie sich der glänzenden Rolle, und glaubte alles gethan zu haben, als ihr verschiedener Anzug, sowohl für die Schäferin, als für die Heldin, endlich in Ordnung war; sie hatte nichts daran gespart, und war in der That allerliebst gekleidet.

Seit langer Zeit ging ich heute wieder zum erstenmal in's Schauspiel, wo die gedrängteste Menge schon erwartungsvoll versammelt war. Schon gleich im Vorspiel erntete Eugenie den rauschendsten Beifall, ihr Glück war für den Abend schon entschieden. Mir aber war keineswegs freudig zu Muthe, die unangenehmste Verstimmung setzte sich immer fester in mir, und ich schämte mich für Eugenien und das Publikum, die an manchen Stellen ordentlich wetteiferten, wer im Unrichtigen den Preis verdiene. Einzig diejenigen Auftritte, wo sie ein weicheres, in den untern Kreisen menschlicher Regungen erzeugtes Gefühl auszudrücken hatte, gelangen ihr vortrefflich, und so stellte sie die gewaltsame Liebesempfindung, welche der Anblick Lionels ihr in das Herz schießt, mit unnachahmlichem Reize dar. Die Zuschauer waren außer sich vor Entzücken, und ihr Beifall stieg am Ende

bis zur Wuth, die meinem Sinne höchſt beſchwerlich fiel. Ich fühlte, ungeachtet meiner Verſtimmung, einen heftigen Drang Eugenien noch zu ſehn, und war vielleicht nur ungeduldig, mich an dem Anblick ihrer anmuthigen Perſönlichkeit für den unbefriedigenden Kunſtgenuß ſchadlos zu halten. Ich ging zu ihr, und wurde gegen mein Erwarten noch angenommen.

Sie war ſchon wieder in ihren gewöhnlichen Kleidern; ermüdet und noch erregt ruhte ſie auf dem Sopha, und ſchien ungemein zufrieden und vergnügt. Dieſe Stimmung ging alsbald auf mich über, man konnte nicht in ihrer Nähe ſein, ohne an ihr Theil zu nehmen, und fühlte ſie irgend ein Behagen, ſo ſollte man dieſes mitgenießen, wie denn auch ihr Verdruß die ganze Umgebung zum Verdruſſe zwang. Ich ſollte fröhlich ſein, es ſollte mir außerordentlich gut gehen, das beabſichtigte und erreichte ſie mit tauſend Liebenswürdigkeiten, mit vertraulichen Scherzen, mit Schmeichelreden und Liebkoſungen. Mir fielen wohl bisweilen Thereſens nur allzudeutliche Winke ein, und alle meine Regungen ſtarrten in plötzlicher Kälte; aber das anhaltende Feuer der freundlichen Augen thaute ſie jedesmal bald wieder auf, und erhitzte nur mehr und mehr durch den erneuerten Sieg die überwiegende Neigung, die mich unbedingt Eugeniens Macht überlieferte.

Wir hatten ein kleines Nachteſſen verzehrt, der Tiſch war hinausgetragen worden, und ich verließ meinen Platz, um mich neben Eugenien zu ſetzen, die ſich bequemer und läſſiger hingelegt hatte, die eine Hand ſtützte ihren Kopf, um welchen die ſchönen, langen Haare, aus ihren Schlingen gelöſt, anmuthig umherfloſſen, die andere

Hand lag ausgeſtreckt zu mir hin, ich durfte liebkoſend damit ſpielen. Je weniger wir ſprachen, deſto bewegter wurden die innern Bilder, die das wallende Blut auf ſeinen beſchleunigten Wogen trug, und wir ſahen uns lange mit Ernſt und Freundlichkeit an. Ein ſolcher Zuſtand nimmt unmerklich zu, wie Tropfen in einem Gefäß anſchwellen, bis ſie den Rand deſſelben überſtrömen. Durch welche Mittelſtufen die Empfindung geht, welche Aeußerungen ihrem vollen Ausbruch vorangehen, bedarf keiner ausführlichen Schilderung. Genug, ich fand mich über die Gränzen meines gewöhnlichen Daſeins hinausgeriſſen, von Urtheilen, Entſchlüſſen und Gewohnheiten, die den Augenblick dem Ganzen untergeordnet hatten, befreit, und einer ſo reizenden als gefährlichen Bewußtloſigkeit hingegeben. Eugenie, welche ſich den hinträumenden Bewegungen, die ſo mannigfaltige Thätigkeit des Geiſtes und des Körpers in dieſes müſſige Ausruhen hinausgedehnt hatte, anfangs gern überlaſſen wollte, wurde mehr, als ſie dachte, von den ſtrömenden Wogen bewältigt und entführt, als daß ſie ſogleich das zurückweichende Ufer hätte faſſen können. Ein ſüßer Taumel ergriff uns, ich küßte ihre Lippen, und drückte ſie innig in meine Arme; ſie ſchien weniger zu erwiedern, als nachzugeben, eine ſeltſame Zweifelhaftigkeit ſchwebte über dieſem Auftritt; doch nicht lange; nach einigen Augenblicken ſchon löſte ſich das zauberiſche Netz, worin ihre Seele gefangen zu liegen ſchien, und ein böſer Ernſt verfinſterte das eben noch ſo weiche, liebliche Geſicht. Sie bezeigte ſich tief beleidigt durch meine Kühnheit, ſie beklagte bitter, daß eine ſo ſchöne Freundſchaft, als ich ihr angeboten, ſolch häßliche Störung erleiden, ſo ihren

beſten Reiz, die ſorgloſe Unbefangenheit verlieren ſ
niemals, verſicherte ſie, könne ſie wieder mit jenem r
gen, heimiſchen Gefühl, das meinen Umgang ihr
werth gemacht, mich bei ſich ſehen.

Ihre Reden machten mich äußerſt beſtürzt, ich ko
dieſe Vorwürfe nicht ungerecht finden, und ſah ein,
die zu große Freiheit auch in mir ein Gefühl, das
als das höchſte und reinſte zu empfinden glaubte,
abſtimme; jedoch ſelbſt ihr abgewandter Ernſt, und
beleidigtes Zürnen übte noch ſolch unwiderſtehlichen
auf meine Augen, daß ich nicht aufhören konnte,
mit Wohlgefallen zu betrachten, und nachdem ich
vergebens bemüht, ſie zu beruhigen und auszuſöh
mit dem heiterſten Eindruck ſie endlich verließ; ſ
meines Unrechts ſchwebte mir ihre Anmuth, ſtatt
bevorſtehenden Kälte die warme Erinnerung vor, und
dieſer glücklichen Miſchung von fürchtender Beſorg
und neigungsvollem Andenken an das Geſchehene
ſtanden folgende Zeilen, die ich mit dem Früheſten
ſchickte:

Dir lieblichſten von allen Frauen,
Die mit der zarten Schönheit ſtiller Macht
Mein Herz in Flammen facht,
Mein Auge feſſelt in glückſel'gem Schauen,
Dir hab' ich mich zum treuen Freund geweihet,
Dir edler Neigung Fülle dargebracht;
In ſchönem Frieden, allen Harms befreiet,
Sollt ich des holden Umgangs blüh'nde Bahn
In ſüßer Pflicht und ernſter Treue wandeln,
In trunkner Sinne Wahn
Die reine Gluth des Herzens nie verwandeln:
Allein du ſelbſt, der Himmelsgöttin eigen

Heut im Triumphe deiner Zauberkunſt,
Erkoren du zum höchſten Handeln,
Beſtimmt, zum Himmel glorreich aufzuſteigen,
Unwiderſtehlich kämpft der Liebe Gunſt
Das ſtolze Herz darnieder?
Gewaltig mußt du ſelber zeigen,
Wie Menſchliches das Göttliche bezwingt,
Dein Arm wirft Lionel zum Tode nieder,
Doch ſeines Blickes Pfeil dein Herz durchdringt.
Und Aller Augen ſind in Thränen,
Und jede Bruſt von Wehmuth ſanft erklingt!
Die Rückkehr nicht zu deinem hohen Sehnen
Ergreifer wie dies Eine!
Weißt du dem Bilde menſchlichholder Schwächen,
Die knospend aus dem ſchönſten Innern brechen,
Solch übergroßen Reiz zu leihen,
Und wollteſt, ungerührt nur du alleine,
Solch liebliches Vergeſſen nicht verzeihen?

Die Art der Frage gefiel, ich erhielt durch ein artiges
elchen Verzeihung, und wurde eingeladen, ſie bald
r abholen zu kommen. Mir ſchmeichelte der gute
lg meiner Reimkünſte, und ich unterdrückte ein miß-
gliches Gefühl, welches doch mit dem Leichtſinn oder
Eitelkeit, die Eugenien von ihrer geſtrigen, wie mir
ſchien, ſo gerechten Strenge zurückkommen ließ,
ganz zufrieden war. Ich ergab mich darum nicht
der lebhaft den Freuden, mit welchen ihre günſtige
e mein Weſen erfüllte. Einige Zurückhaltung, die
n den erſten Tagen zeigte, war nur ein Reiz mehr,
frühere Vertraulichkeit, deren Wirkungen ſich lieblich
g offenbarten, und die ganze ſüße Gewohnheit un-
innigen Umgangs wiederherzuſtellen.
So vergingen einige Tage unter dem heiterſten,

glücklichſten Streben, und es wurde bald offenbar, daß der augenblickliche Einbruch losgelaſſener Leidenſchaft, ſtatt uns zu entfremden, nur näher und ſicherer unſere Gemüther vereinigt hatte. Wir erklärten uns über mancherlei, und nachdem wir uns über unſer gegenſeitiges Verhältniß beſtimmt und ſchön ausgeſprochen, hielten wir keine Gefahr mehr für möglich, und es erfolgten unter dieſem Schutze Vergünſtigungen, die friedlich nun gewährten, was jener Kühnheit, die uns in Streit gebracht, nicht eingefallen war! So kündigt wohl ein Manifeſt den Krieg um ſolcher Urſachen willen an, die durch den Friedensſchluß erſt recht befeſtigt werden!

In dieſen Tagen war es, daß ein Freund, den ich ſehr liebte, aber ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte, durch ſeine unvermuthete Ankunft den Gang dieſes Verhältniſſes etwas unterbrach. Wir hatten in früher Jugend innigſt zuſammengeſtimmt, durch unſre Briefe war unſer Einverſtändniß inmitten aller Trennungen erhalten und ausgebildet worden. Er war auf einer Reiſe nach Italien begriffen, ſeine Gefährten waren nach Trieſt vorausgeeilt, und er dachte ihnen binnen einem Monat nach Venedig zu folgen, ſo lange Zeit wollte er mir zum Abſchied noch ſchenken. Anton, ſo hieß er, war mit den glücklichſten Anlagen, und in der günſtigſten Lage geboren, eine gute Erziehung hatte ihn ſchön entwickelt, und er war mit eben ſo ehrlichen als heitern Anſprüchen in das Getümmel des Lebens getreten. Er fand viele Freunde, die Gunſt der Frauen zeichnete ihn vor Vielen aus, und er behauptete in jedem Umgange eine ſeltene Strenge und Wahrheit. Leider gerieth er in lauter ſolche Liebesverhältniſſe, die er vor ſich ſelber nicht ganz

rechtfertigen konnte. Sein theilnehmendes Gemüth widerſtand nicht dem Unglück einer verheiratheten Frau, die ihn an ſich zog als einen Retter und Helfer. Was er für ſie empfand, wurde ihm bald, weil er es für unrechtlich hielt, zur Qual, und ſein erſtes Unrecht, das er nun behaupten mußte durch anderes, führte ihm das traurige Verhängniß zu, daß er den Gemahl ſeiner Geliebten im Zweikampf erſchoß. Ein anderes Verhältniß, mit einer italiäniſchen Sängerin, der ſein Herz fünf Jahre hindurch treugeblieben war, zerſchlug ſich auf eine häßliche Art; eine ſtandesgemäße, und, wie es ſchien, glückliche Heirath, welche ſeine Verwandten ihm vorbereitet hatten, verhinderte der Tod.

Durch dieſe Unfälle hatte ſich ein trauriger Schleier über ſein Leben hingezogen, er wußte nicht mehr, wie er es angreifen ſollte, denn er war in ſeinen Forderungen irre geworden. Da ſein Verſtand allein Herr des Gebiets blieb, wo ſein Gefühl nur Böſes erfahren hatte, ſo war er gegen ſich ſelbſt ungemein ſtreng, gegen die Welt nachſichtig aber auch verſchloſſen geworden; es bedurfte der herzlichen Liebe, die er zu mir aus jüngern Jahren trug, um gegen mich niemals die kalte Rückhaltung auszuüben, die ihm ſchon zur Gewohnheit geworden war. Mein in dem Genuſſe der alten Freundſchaft erfreutes Gemüth entbehrte jedoch ungern den Reiz des jungen Umgangs mit Eugenien, die ich in den erſten Tagen etwas zu vernachläſſigen gezwungen war. Was ich meinem Freunde von ihr erzählte, nahm er zwar meiner Meinung nach viel zu kalt auf, er ſollte neugieriger ſein, und größern Antheil nehmen, doch war er es wohl zufrieden, als ich ihm den Vorſchlag machte, ſie zu

glücklichsten Streben, und es wurde bald
der augenblickliche Einbruch losgelassener Le
uns zu entfremden, nur näher und sich
müther vereinigt hatte. Wir erklärten
cherlei, und nachdem wir uns über
Verhältniß bestimmt und schön aus
keine Gefahr mehr für möglich,
diesem Schutze Vergünstigungen
währten, was jener Kühnheit,
nicht eingefallen war! So
den Krieg um solcher Urso
Friedensschluß erst recht

In diesen Tagen
sehr liebte, aber seit ... nei
durch seine unverm ... brachten
hältnisses etwas ... genwart, we
gend innigst zu ..., sie im Gegen
unser Einvers ... dem allergrößten Wo
und ausgeb ... ner angenehmen Ueberrasch
Italien b ... gesellschaftlicher Unterhaltung,
vorausge ... lossene Kälte, deren ich früher
nach ... gewichen wäre.
Absch ... kamen nach und nach noch einige
glü ... andern auch Therese, und das
... ster, besonders ließ sich Anton mit T
... angenehme Erörterungen ein, und
... Verstand sehr angezogen. Kaum hat
bemerkt, als sie es sich zum angelegentl
machte, ihre Gespräche zu stören, den Geg
wechseln, andere Beziehungen unterzuschieb
hundert Einfälle und Anregungen aller

die Kraft ihrer Anmuth glänzend offenbarte, die ganze Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich ſelbſt zu verſammeln. Mit einem entſchiedenen Uebergewicht trug ihre reizende Geſchäftigkeit den Sieg davon, der ihr jedoch von Thereſen, die eigentlich keineswegs minder hübſch war, keinen Augenblick beſtritten wurde; vielmehr geſtattete dieſe jener den gewünſchten Vorzug mit ſolch edler, freiwilliger Nachgiebigkeit, daß ſie dadurch meinen Augen ein anderes Uebergewicht offenbarte, nämlich das eines erhabenen Geiſtes, der über das Kleine hinweg iſt, und ſeine würdige Herrſchaft nur in großartiger Ruhe ſucht. Mein Freund wollte jedoch nicht ſogleich der willkürlichen Laune Eugeniens gehorchen, ſondern ſetzte zwiſchen Lachen und Störung aller Art noch eine Weile ſeine Unterhaltung mit Thereſen fort, indem ich nicht ohne einige Verlegenheit ſeinen Trotz zu mäßigen ſuchte. Allein, da Thereſe ſelbſt, indem ſie ſich zurückzog, ihn mehr und mehr Eugenien überlieferte, ſo blieb er endlich in deren Händen zurück, und konnte bei dem Eifer, mit dem ſie es ſich angelegen ſein ließ, ihn zu vergnügen, wohl nicht lange ſein Schickſal beklagenswerth finden.

Ich, der ich jetzt eine Weile ziemlich unbeachtet blieb, näherte mich Thereſen mit unbefangener Anerkennung, und ihre ernſthafte Freundlichkeit, ihre milde Einſicht berührten mich äußerſt wohlthätig, allein im Grunde wollte ich doch etwas anderes, und war doch keineswegs durch mein Urtheil befriedigt, denn dieſe Hochachtung, die ich in mir fühlte, ſollte mich eigentlich nur für die kleine Kränkung, die mir Eugenie durch ihr Unbeachten jetzt zufügte, Erſatz ſchaffen.

Wir gingen spät auseinander. Anton begann sogleich, als wir allein waren, eine schöne Lobrede auf Thereſen. „Nein“, rief er aus, „was dieſe Frau für große Eigenſchaften hat, das glaubt man nicht! welche Fähigkeiten hat die in ihrem Geiſte, welche Eigenthümlichkeit in ihrem Empfinden!“ und ſo fuhr er fort, mir manches Einzelne anzuführen, was ihn aus ihrem Munde überraſcht und in ihrem Betragen erfreut hatte. Mir war das alles ganz recht, ich konnte nicht umhin einzuſtimmen. Doch bracht' ich zuletzt ungeduldig die Rede auf Eugenien; er anwortete nach einigem Beſinnen ziemlich kalt, ſie ſei einnehmend, ja ſehr lieblich, doch müſſe er beklagen, daß er mehr einſehe, wie ſie dies für Andre ſein müſſe, als es ſelbſt unmittelbar zu empfinden vermöge, um ſo mehr, ſetzte er hinzu, als die Unwahrheit ihres ganzen Weſens und ihr ärmliches Heucheln mir niemals die Täuſchung erlauben, als dürfte ich hier Liebe erwarten. Ich erſchrak heftig über die unerwartete, harte Anklage. „Ich muß geſtehen“, äußerte ich mit feindſeliger Gleichgültigkeit, „daß der Grad des Scharfſinns, den du dir zuzutrauen ſcheinſt, mir etwas zu hoch dünkt, als daß ich ihn nicht gegenwärtig ein wenig bezweifeln ſollte; du ſiehſt Eugenien zum erſtenmal, einige wenige Stunden, und ſchon iſt alles ausgemacht, das Verdammungsurtheil fertig, der Stab über ſie gebrochen!“ — „Das Verdammungsurtheil?“ fuhr mein Freund verwundert auf, „das haſt du ja ſelber ſchon gegen mich ausgeſprochen; oder was haſt du mir denn von ihr geſagt, das nicht mein Urtheil vorbereitet hätte?“ — „Ich?“ ſchrie ich auf, indem ich ihn losließ. — „Freilich“, erwiederte er; „oder erinnerſt du dich nicht mehr, wie du meine Nach-

ſicht für ſie im voraus in Anſpruch nahmſt, mir ſagteſt, ſie ſei unverſtändig, launenhaft, wetterwendiſch, die Wahrheit breche ſich an ihrem Eigenſinn, ſie wehre die Ueberzeugung von ſich ab, und dergleichen mehr, deſſen auch heute genug ſichtbar war? Du haſt vielleicht geglaubt, dies alles nur als Zweige ihrer Liebenswürdigkeit vorzuſtellen; allerdings iſt ſie ſehr artig, und von reizender Anmuth, das habe ich ja auch beſtätigt, aber mir ſcheint, du haſt ihre Fehler, und wahrlich große Fehler, in ihre Vollkommenheit flüchten wollen, das geht denn freilich wohl nicht!" — Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ich ſelbſt dieſe ſchreckliche Meinung in ihm erzeugt haben, und, was noch ärger war, unbewußt in meinem eignen Herzen verrätheriſch genährt haben ſollte, und doch konnte mein bewegtes Gemüth ſich der eindringenden Schauder einer verborgenen Wahrheit nicht ganz erwehren.

Meine Neigung zu Eugenien war jedoch ſchon zu gewaltig, als daß ſie nicht am Ende doch alle Schuld auf den Freund gewälzt, und wegen des unſeligen Verdruſſes und der peinlichen Verſtimmung ſich ganz an ihn gehalten, ihn angeklagt hätte. Je mehr ich an Eugenien dachte, je mehr ich ihr Betragen mir zurückrief, ihre Aeußerung überlegte, deſto mehr verſchwand mir die Möglichkeit, den Tadel, den Anton ausgeſprochen hatte, an ihr wahrzunehmen. Ich ſuchte vergebens zu ergründen, was ihn oder mich zu ſolchem Irrthum verleiten könnte, der doch einen von uns nothwendig befangen mußte; doch eigentlich war ich mit großer Selbſtzufriedenheit überzeugt, daß ich gewiß davon frei ſei; darin mußte mich übrigens ſein Nachgeben bald beſtärken, das nach Maßgabe meiner Hartnäckigkeit zunahm, und mir die

Frucht der ſiegenden Berichtigung zu ſein ſchien, da es doch nur aus Ueberdruß und Gleichgültigkeit geſchah, und weil er einſah, wie ſehr es mir darum zu thun war. Wenn ich dir erzählte, dachte ich bei mir ſelbſt, was alles ich von ihr weiß! wenn ich dir es ſagen dürfte, ſagen könnte! aber es wäre ja ein Verrath, wenn ich die ſchönſten Heimlichkeiten ihrer Seele dem Schlechtgeſinnten mittheilte! Nein, ſelbſt um den Preis, dich ganz für ſie zu gewinnen, ſoll es nicht geſchehen! Ich hielt Wort, und ungeachtet Anton, der jeden neuen Menſchen als eine zu löſende Aufgabe betrachtete, mich oft über Eugenien näher befragte, ſo erfuhr er doch nichts mehr durch mich. Eine warme Theilnahme hätte mich zu jedem Vertrauen gebracht, ſeiner kalten Neugier blieb ich verſchloſſen!

Ungeachtet der zalhreichen Zerſtreuungen, welche die große Stadt Anton darbot, und der freundſchaftlichen Anſprüche, die man von allen Seiten an ihn machte, wußte er ſeine Zeit doch meiſtens ſo einzurichten, daß er einen Theil des Abends mit mir bei Eugenien zubrachte, und wenn er anderswo feſtgehalten war, noch ſpät mich wenigſtens abzuholen kam. Sie fuhr fort, ſehr gütig gegen ihn zu ſein, und verhehlte mir nicht, was ſie zuweilen ſogar ihn ſelbſt merken ließ, daß es vorzüglich meinetwegen geſchah; da er eben ſo heiter und vergnügt war, als geſchickt die andern zu vergnügen, wozu ſeine vielen Erfahrungen, Kenntniſſe und Geſichtspunkte, deren Darſtellung immer etwas Neues und Anziehendes hatte, ein unerſchöpflicher Schatz waren, und er überdies in Geſellſchaft ſtets guten Willen hatte, ſo war uns ſeine Gegenwart höchſt willkommen, und wir brachten die

angenehmſten Stunden mit ihm zu. Er fand ſich bald wie zu Hauſe, erzählte und ſcherzte, ſpielte mit den Kindern, überließ ſich dem glücklichſten Wohlbehagen, und alles wurde ihm bei Eugenien ſo bequem, jedes dünkte ihm ſo hübſch und angenehm, daß er nirgends lieber war, hier das Ziel ſeiner unſtäten Wanderungen nahm, und die glückliche Verborgenheit dieſes Schutzortes unaufhörlich pries. Dabei hörte er nicht auf, Thereſen mir bei jeder Gelegenheit zu loben und dagegen Eugenien herabzuſetzen, die er eine liebenswürdige Lügnerin nannte, ein kleines Ungethüm, vor deſſen Tücken man ſich in Acht nehme müſſe. Ich lächelte über die Reden, die mir um ſo geringern Eindruck machten, als ſeine Handlungen ja offenbar das Gegentheil davon zeigten.

Neue Veranlaſſung mich zu quälen gaben ihm jedoch die abwechſelnden Launen, welche Eugenie, vorzüglich gegen mich, von Zeit zu Zeit, annahm, und die ſo ſeltſam Anziehn und Abſtoßen vereinigten, daß ich in den peinlichſten Zuſtand dadurch gerieth, ohne zu wiſſen, woran ich eigentlich ſei. Sie ſchien oft Gunſtbezeigungen von ſehr ausdrücklicher Art nur in der Abſicht an mich zu verſchwenden, um die gleichgültige Kälte, die darauf nachfolgte, deſto merklicher zu machen. Meine heißeſten Verſicherungen einer unbegränzten Verehrung, einer innigen Zuneigung, dienten ihr bald zum Spott, bald zürnte ſie beleidigt, daß ich dieſelben nicht feierlichſt wiederholte. Mein Freund wollte dieſe Mißhandlung nicht zugeben, ich aber ließ ſie mir ſtill gefallen, und fand einen unwiderſtehlichen Reiz, eine ſtets erneuerte Anmuth in dieſen Ausbrüchen unverſtändiger Herrſchſucht, die mir mit dem Wahn ſchmeichelten, ſie liebe mich, und ihre

Ungeduld äußere ſich zürnend auf dieſe Art, daß ich das Wort noch nicht auf ihre Lippen gerufen, ſondern zu hören wie zu ſagen vermieden habe. Es konnte nicht an leidenſchaftlichen Auftritten fehlen, ich ſuchte nicht immer glücklich der Gelegenheit zu entgehn; ihre Vorwürfe über meinen Mißmuth, meine Gleichgültigkeit, meinen Unbeſtand, lauter Dinge, die in mir nur entſtanden aus dem Schmerze ſie in ihrem Betragen gegen mich ſo wandelbar zu ſehen, brachten mich oft zur Verzweiflung, welcher ihre Thränen gewöhnlich durch wehmüthige Rührung und daraus erfolgende Ausſöhnung ein Ende machten.

Die ſchönen Zwiſchenzeiten freudiger Theilnahme und verſtändigen Vertrauens gewannen ihr immer die Macht zehnfach wieder, von welcher mein Herz im Unwillen ſich losgeſagt hatte. Daß ich ihre Verkehrtheit, außerdem, daß ſie an ſich mir in jeder einzelnen Regung noch liebenswürdig erſchien, auch noch für ein günſtiges Zeichen nahm, war um ſo eher zu entſchuldigen, weil ich nur auf mich allein, und niemals gegen Anton, noch ſonſt jemanden, dieſes ſonderbare Weſen gerichtet ſah. Zur beſondern Qual gereichte mir noch, daß mein Freund, den ſie von unſern Zwiſtigkeiten mit großer Entſtellung der Thatſachen unterrichtete, oft von ihr aufgefordert wurde, zwiſchen uns zu entſcheiden, oder uns zu vermitteln, und er dann mit galanter Weisheit vor ihren Augen mir mein Unrecht vorhielt, zu Hauſe aber, oder ſchon auf dem Wege dahin, mich mit Vorwürfen überhäufte über meine Nachgiebigkeit, und hell und klar zu überzeugen trachtete, wie nichtig und unwahr alles in dieſer Frau ſei. Was ſollte ich ihr nun erwiedern, wenn ſie

gegen mich den Beifall Antons triumphirend anführte, und mich mit ſeinem Anſehn beſtritt, das ich in ſeiner Wahrheit, wo es für mich geſprochen hätte, nie darſtellen durfte, ohne ſie auf's äußerſte zu beleidigen? Und er lächelte ſcherzend über meine ängſtlichen Verlegenheiten, ohne jemals weder gegen mich ſein warnendes Abmahnen, noch gegen Eugenien ſein gefälliges Nachgeben einzuſtellen; ihre muntre Lebhaftigkeit und die thätige Laune, mit der ſie immer Neues anregte, gaben ihm ein beſtändiges Schauſpiel, das ihn unterhielt, und das ganze Zuſammenſein, die Art der Geſpräche, die Einrichtung, der Ort, alles war ihm ganz zuſagend und bequem.

Thereſen, deren nähere Bekanntſchaft er eifrig geſucht hatte, vernachläſſigte er mehr und mehr, obgleich er, ſo oft nur ihr Name genannt wurde, ernſthaft und feierlich mit immer zartern Ausdrücken ihre Vortrefflichkeit pries, und verſicherte, daß er nie aufhören könne, ſie mit tiefſter Hochachtung zu verehren, weil er ſelten ihres Gleichen gefunden. Hätte ich doch auf gleiche Weiſe mit beſonnener Kraft die Wahrheit im Innern feſtgehalten, und der Täuſchung mich äußerlich hingeben können! Anton ließ ſein Urtheil durch keine Annehmlichkeit irre machen, aber eben ſo wenig brauchte er einer reizenden Hinneigung zu entſagen, weil ſie nur das, und nichts Tieferes war. „Einzeln werden die Güter des Lebens dargeboten", ſagte er oft, „einzeln wollen ſie genommen ſein, wer ſie verſchmäht, um ſie als ein Ganzes abzuwarten, der wird alles verſäumen; nimm doch jedes noch ſo geringe Gut dankbar an, kein Augenblick geht verloren, als den man verſchmäht; ſieh nur, ich richte mich nach der Zeit, mir iſt eine außerordentliche Anmuth

erſchienen, eine überglückliche Behaglichkeit, und ich will mich ihr mit Freuden überlaſſen, ohne daß ich nöthig hätte, die durch Täuſchung und Wahn höher zu ſtellen, als es iſt und ſein ſoll!" —

Sonderbar jedoch, ich konnte ungeachtet dieſer deutlichen Erklärung ſein Betragen nicht einſehen; die Widerſprüche ſeines Urtheils und Gefallens waren zu auffallend, als daß ich nicht andere Erklärungen derſelben geſucht hätte, als die er ſelbſt angab. Es konnte mir wohl manchmal vorkommen, als bewerbe er ſich aus derſelben Abſicht um die Gunſt der ſchönen Frau, aus welcher er mich von ihr zu entfernen trachtete. Ich wurde eiferſüchtig, und litt in den neuen Qualen, die ich mir bereitete, um ſo mehr, als es mir nicht immer gelang, die Störungen, die ich in meinem Innern fühlte, zu verbergen. Dadurch wurde mancher Verdruß, mancher Zwiſt, manche geſpannte Entfremdung veranlaßt, und durch die glücklichſten Augenblicke, ſelbſt durch ausdrückliche Verſöhnung, ſelten vollkommen ausgeglichen.

Eines Tages jedoch, da ich dieſen ungewiſſen Zuſtand nicht länger ertragen mochte, und Eugenien glücklicherweiſe allein fand, eröffnete ich ihr mein ganzes Herz, meine Wünſche, wie meine Zweifel, ja ich erklärte mich bereit, ihr meine Hand anzubieten, falls ich hoffen dürfe, ſie dadurch glücklich zu ſehen. Es erfolgte ein langer, heftiger Auftritt. Sie machte mir herbe Vorwürfe über meine Eiferſucht, über den beleidigenden Verdacht einer Falſchheit, die ihr die abſcheulichſte von der Welt dünke. „Ich liebe Sie zu ſehr", rief ſie aus, „um es Ihnen jetzt, wie ich vielleicht ſollte, zu läugnen, daß ich Sie liebe! Was Ihre Frage betrifft, ob frühere Verhältniſſe mich

vielleicht noch binden, oder ſonſt ein läſtiger Zwang meine Freiheit beſchränke, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, daß die höchſten Betheuerungen und Schwüre Sie nicht beſſer überzeugen ſollten, als Ihre eigne Erfahrung, Ihre offenen Augen, denen ja nichts entgehen kann, was mich betrifft und in meine Nähe kommt." — Ihr ſchönes Geſicht glühte von edler Röthe, ihr Auge ſprach zürnende Liebe, ihr ganzes Weſen war bewegt, es war ein himmliſcher Anblick! Doch hielt ich noch mein ungeduldiges Gefühl, das mich zu ihren Füßen niederwerfen wollte, zurück, und fragte nochmals: „Eugenie, dieſer Augenblick iſt entſcheidend, es muß auch das Letzte noch heraus, das in mir nagt und wühlt, noch dieſe Frage erlaube mir: Biſt du wirklich in keiner Verbindung, die du mir verhehlſt? Beſinne dich wohl, ehe du dich zur Lüge entſchließeſt! Bedenke, ob du mir nicht alles ſagen kannſt, ob ich nicht nicht dein Freund bin mehr noch als dein Geliebter! Sei aufrichtig, und meiner Theilnahme, meiner Hülfe in jedem Fall verſichert, mir kannſt du alles ſagen!"— Sie ſah mich erſtaunt an, dann ließ ſie einiges Mißvergnügen blicken, und betheuerte wiederholt die reine Unſchuld ihres Herzens; „die Stille und Eingezogenheit", ſagte ſie, „in der ich lebe, das Offenbare aller meiner Stunden, meines Umgangs, Ihre eigne Anſchauung ſelbſt kann mich alſo auch nicht bei Ihnen gegen ſolche Verläumdungen ſchützen? O gewiß, wenn Sie noch zweifeln, ſo giebt es keine Sonnenklarheit für Sie, und alle Mittel, Sie zu überzeugen, ſind vergebens!" — „Es braucht deren auch nicht mehr", rief ich aus, „ich glaube an dich mit unerſchütterlicher Feſtigkeit

beſuchen. Meine ſchriftliche Anfrage bei ihr erhielt die artigſte Antwort.

Dieſer erſte Beſuch mit Anton machte mich ganz glücklich; ich hatte Eugenien eine Zeitlang nicht geſehen, ihr Bild, glaubte ich, ſei der glühendſten Einbildungskraft lebendig eingedrückt, allein wie ſehr beſchämte ſie es! Sie dünkte mir ſchöner, edler, anmuthiger geworden, und ich machte ſeitdem oft die Erfahrung, daß die Abweſenheit mich ſie jedesmal etwas vergeſſen machte, und das Wiederſehen immer aufzufriſchen fand. Sie war äußerſt gütig und zuvorkommend gegen Anton, ſie ſchien ihm gern einzugeſtehen, daß ſie um meinetwillen ihn gleich als einen von ihren Freunden aufnehme, und ſie bezeigte mir ſo viele Aufmerkſamkeit, Zuneigung und Vertrauen, daß ich mir zu dem mitgebrachten Zeugen Glück wünſchte, der durch ſeine Gegenwart, weit entfernt jene Aeußerungen zu hemmen, ſie im Gegentheil beförderte. Anton befand ſich in dem allergrößten Wohlbehagen, und entfaltete zu meiner angenehmen Ueberraſchuug die ſchönſten Gaben geſellſchaftlicher Unterhaltung, ohne daß jedoch die verſchloſſene Kälte, deren ich früher erwähnt habe, von ihm gewichen wäre.

Es kamen nach und nach noch einige andre Perſonen, unter andern auch Thereſe, und das Geſpräch wurde lebhafter, beſonders ließ ſich Anton mit Thereſen in mancherlei angenehme Erörterungen ein, und ſchien durch ihren Verſtand ſehr angezogen. Kaum hatte Eugenie das bemerkt, als ſie es ſich zum angelegentlichſten Geſchäft machte, ihre Geſpräche zu ſtören, den Gegenſtand zu verwechſeln, andere Beziehungen unterzuſchieben, und durch hundert Einfälle und Anregungen aller Art, wobei ſich

ie Kraft ihrer Anmuth glänzend offenbarte, die ganze
ufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich ſelbſt zu verſam-
eln. Mit einem entſchiedenen Uebergewicht trug ihre
izende Geſchäftigkeit den Sieg davon, der ihr jedoch
on Thereſen, die eigentlich keineswegs minder hübſch
ar, keinen Augenblick beſtritten wurde; vielmehr geſtat-
te dieſe jener den gewünſchten Vorzug mit ſolch edler,
eitwilliger Nachgiebigkeit, daß ſie dadurch meinen Augen
n anderes Uebergewicht offenbarte, nämlich das eines
chabenen Geiſtes, der über das Kleine hinweg iſt, und
ine würdige Herrſchaft nur in großartiger Ruhe ſucht.
Rein Freund wollte jedoch nicht ſogleich der willkürli-
jen Laune Eugeniens gehorchen, ſondern ſetzte zwiſchen
achen und Störung aller Art noch eine Weile ſeine
nterhaltung mit Thereſen fort, indem ich nicht ohne ei-
ige Verlegenheit ſeinen Trotz zu mäßigen ſuchte. Allein,
a Thereſe ſelbſt, indem ſie ſich zurückzog, ihn mehr und
ehr Eugenien überlieferte, ſo blieb er endlich in deren
Händen zurück, und konnte bei dem Eifer, mit dem ſie
s ſich angelegen ſein ließ, ihn zu vergnügen, wohl nicht
ange ſein Schickſal beklagenswerth finden.

Ich, der ich jetzt eine Weile ziemlich unbeachtet
lieb, näherte mich Thereſen mit unbefangener Anerken-
ung, und ihre ernſthafte Freundlichkeit, ihre milde Ein-
icht berührten mich äußerſt wohlthätig, allein im Grunde
ollte ich doch etwas anderes, und war doch keineswegs
urch mein Urtheil befriedigt, denn dieſe Hochachtung,
ie ich in mir fühlte, ſollte mich eigentlich nur für die
leine Kränkung, die mir Eugenie durch ihr Unbeachten
et zufügte, Erſatz ſchaffen.

Wir gingen ſpät auseinander. Anton begann ſogleich, als wir allein waren, eine ſchöne Lobrede auf Thereſen. „Nein", rief er aus, „was dieſe Frau für große Eigenſchaften hat, das glaubt man nicht! welche Fähigkeiten hat die in ihrem Geiſte, welche Eigenthümlichkeit in ihrem Empfinden!" und ſo fuhr er fort, mir manches Einzelne anzuführen, was ihn aus ihrem Munde überraſcht und in ihrem Betragen erfreut hatte. Mir war das alles ganz recht, ich konnte nicht umhin einzuſtimmen. Doch bracht' ich zuletzt ungeduldig die Rede auf Eugenien; er antwortete nach einigem Beſinnen ziemlich kalt, ſie ſei einnehmend, ja ſehr lieblich, doch müſſe er beklagen, daß er mehr einſehe, wie ſie dies für Andre ſein müſſe, als es ſelbſt unmittelbar zu empfinden vermöge, um ſo mehr, ſetzte er hinzu, als die Unwahrheit ihres ganzen Weſens und ihr ärmliches Heucheln mir niemals die Täuſchung erlauben, als dürfte ich hier Liebe erwarten. Ich erſchrak heftig über die unerwartete, harte Anklage. „Ich muß geſtehen", äußerte ich mit feindſeliger Gleichgültigkeit, „daß der Grad des Scharfſinns, den du dir zuzutrauen ſcheinſt, mir etwas zu hoch dünkt, als daß ich ihn nicht gegenwärtig ein wenig bezweifeln ſollte; du ſiehſt Eugenien zum erſtenmal, einige wenige Stunden, und ſchon iſt alles ausgemacht, das Verdammungsurtheil fertig, der Stab über ſie gebrochen!" — „Das Verdammungsurtheil?" fuhr mein Freund verwundert auf, „das haſt du ja ſelber ſchon gegen mich ausgeſprochen; oder was haſt du mir denn von ihr geſagt, das nicht mein Urtheil vorbereitet hätte?" — „Ich?" ſchrie ich auf, indem ich ihn losließ. — „Freilich", erwiederte er; „oder erinnerſt du dich nicht mehr, wie du meine Nach-

ſicht für ſie im voraus in Anſpruch nahmſt, mir ſagteſt, ſie ſei unverſtändig, launenhaft, wetterwendiſch, die Wahrheit breche ſich an ihrem Eigenſinn, ſie wehre die Ueberzeugung von ſich ab, und dergleichen mehr, deſſen auch heute genug ſichtbar war? Du haſt vielleicht geglaubt, dies alles nur als Zweige ihrer Liebenswürdigkeit vorzuſtellen; allerdings iſt ſie ſehr artig, und von reizender Anmuth, das habe ich ja auch beſtätigt, aber mir ſcheint, du haſt ihre Fehler, und wahrlich große Fehler, in ihre Vollkommenheit flüchten wollen, das geht denn freilich wohl nicht!" — Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ich ſelbſt dieſe ſchreckliche Meinung in ihm erzeugt haben, und, was noch ärger war, unbewußt in meinem eignen Herzen verrätheriſch genährt haben ſollte, und doch konnte mein bewegtes Gemüth ſich der eindringenden Schauder einer verborgenen Wahrheit nicht ganz erwehren.

Meine Neigung zu Eugenien war jedoch ſchon zu gewaltig, als daß ſie nicht am Ende doch alle Schuld auf den Freund gewälzt, und wegen des unſeligen Verdruſſes und der peinlichen Verſtimmung ſich ganz an ihn gehalten, ihn angeklagt hätte. Je mehr ich an Eugenien dachte, je mehr ich ihr Betragen mir zurückrief, ihre Aeußerung überlegte, deſto mehr verſchwand mir die Möglichkeit, den Tadel, den Anton ausgeſprochen hatte, an ihr wahrzunehmen. Ich ſuchte vergebens zu ergründen, was ihn oder mich zu ſolchem Irrthum verleiten könnte, der doch einen von uns nothwendig befangen mußte; doch eigentlich war ich mit großer Selbſtzufriedenheit überzeugt, daß ich gewiß davon frei ſei; darin mußte mich übrigens ſein Nachgeben bald beſtärken, das nach Maßgabe meiner Hartnäckigkeit zunahm, und mir die

jetzigen Lichtſtrahlen der Wahrheit, ſuchte mich zu tröſten, und ſchlug den beſten Weg dazu ein, indem er mir alles mittheilte, was auch er über Eugenien Mißfälliges gehört hatte. Mit der Einſicht in die Lüge, welche ſie geſpielt, war mir all ihr Reiz verſchwunden; nun ihr Inneres mir keine Wahrheit mehr bot, erſchien mir ihre äußere Anmuth, ihre ſchöne Geſtalt, ihr liebliches Geſicht, alles erlogen, wie man Blätter von einem Zweige rein abſtreift, ſo war jedes Wohlgefallen von ihrem Andenken herabgeriſſen; die Lüge hatte allein ſie liebenswerth machen können, von dieſer befreit ſah mein Auge nun fürder nichts, als ein beſchränktes, gewöhnliches Weib, das noch obenein zu ungeſchickt im Lügen war, um den ſo erworbenen Fang zu behaupten. Ich begriff nicht, wie ich ihre verrückten Launen, ihre lächerlichen Widerſprüche ſo lange hatte ertragen, als etwas Bedeutendes zum Gegenſtande eines ſorgfältigen Nachdenkens hatte wählen können. Ich erneuerte unaufhörlich die Ueberlegung, wie es möglich geweſen war, mich ſelbſt ſo lange, bis zu dieſem Grade, zu täuſchen. Mich ſchmerzte ſchon nicht mehr ihr Verluſt, mich ſchmerzte nur noch die Beſchämung, die ich erfahren hatte, und die noch ſo ernſte Folgen nach ſich ziehen ſollte. Ich wollte gar nichts mehr mit ihr zu thun haben und wies den Vorſchlag weit von mir weg, den mir Anton machte, noch dieſen Abend ſie zu beſuchen, ſie alle ihre Verſicherungen wiederholen zu laſſen, und dann auf friſcher That zu entlarven. Ich wollte keine Rache, keine Beſchämung, mir lag nichts daran, ſie vor mir in Verwirrung zu ſehen, es ſollte rein aus mit uns ſein, und mir gleich ſein, ob und wie ſie meine veränderte Geſinnung erführe und auslegte.

Da Anton mich ſo entſchloſſen ſah, wünſchte er mir freudig Glück, meinen Geiſt ſo klar, mein Herz ſo frei zu ſehen; die Beſinnung, meinte er, ſei verſäumte Beſonnenheit, und mache oft leicht wieder gut, was man aus Mangel an jener gefehlt. „Freue dich denn dieſes Guts", fuhr er fort, „das den Leichtſinnigen aus manchem Ungemach, welches er zu meiden nicht vermochte, am Ende noch herauszieht! Ich aber bin geſonnen, und habe nichts zu befürchten, wo ich klar ſehe; ſei daher nicht befremdet, daß ich den Umgang mit Eugenien fortſetzen, und ſie auch heute Abend beſuchen will, mich hat ſie nicht betrogen, denn gerade ſo, wie ſie ſich nachher zeigen kann, habe ich ſie vorher ſchon geſehen, und ich kann ihr perſönlich keinen Vorwurf machen; ſie gefällt mir, und es gefällt einem ſo wenig auf der Welt, daß man dies Wenige nicht fahren laſſen darf." — Ich konnte den Gründen meines Freundes nichts entgegenſetzen, wie er die Sache nahm, hatte er durchaus Recht, und wenn ſein Betragen ſeltſam ſcheinen mußte, ſo lag dies in der Seltenheit einer ſolch unbefangenen, geraden und jeder unnöthigen Ziererei fremden Handlungsweiſe.

Wir trennten uns, und ſahen uns von nun an ſelten Abends, denn dieſe Zeit widmete er ganz Eugenien, mit welcher er ſehr zufrieden war, obgleich ſie auch ihn, wie ich ſpäterhin erfuhr, auf alle Weiſe hinterging, er wußte es aber immer ſogleich, und ſah, ſeiner Meinung nach, bloß einem Luſtſpiele zu, das man zu ſeinem Vergnügen aufführte. Er verſöhnte mich noch zuletzt mit dem Uhlanenoffizier, indem er uns Beiden vorſtellte, daß ein Wahn, nachdem er eingeſehen worden und in aller Beziehung aufhöre, nicht in der einen Beziehung noch

abgeſondert wirkſam bleiben dürfe, und wie ſchön auch ein Kampf über die Tugend einer Frau ſein möge, ſo werde er doch höchſt lächerlich, ſobald beide Kämpfer von ihrer Untugend überzeugt wären.

Die Zeit des Faſchings war ziemlich verſtrichen; für mich hatten alle Luſtbarkeiten deſſelben ohnehin wenig Reiz, und jetzt, da ich ihrer, um einer unſeligen Täuſchung willen, gänzlich vergeſſen hatte, blieb für meinen Aufenthalt in Wien nichts übrig, was mich nur hätte anziehen, geſchweige denn für die erlittene Trennung von einer Geliebten, und zum Theil auch von einem Freunde, hätte entſchädigen können. Meine Gedanken richteten ſich jetzt einzig auf die großen Weltbegebenheiten, deren Vorbereitung immer ernſthafter wurde, und den letzten Tagen der Freude einen ſchauerlichen Reiz dadurch gab, daß mancher, der jetzt fröhlich Theil nahm, einem Verhängniß entgegen ging, das in der gewöhnlichen Ordnung der Natur ihn noch nicht ereilt haben würde. Der bevorſtehende große Kampf, in welchem Oeſterreichs Geſchick ernſter als je auf viele Jahre ſollte entſchieden werden, rief jedes treue Herz zu den Waffen, und eine hohe Begeiſterung beſeelte die tapfern Schaaren des geprüften Heeres, wie den jungen Muth der neuen Landwehr; jeder Bewohner des glücklichen Landes wollte auch ein Vertheidiger deſſelben ſein; ſchon ſtrömten Deutſche aus allen Kreiſen herzu, um unter den glorreichen Fahnen des Fürſten, der einſt ihr Kaiſer geweſen, die allgemeine Freiheit zu verfechten! Eine höhere Anſtellung rief mich von meinem Regimente nach Prag, wohin ich eiligſt abreiſen mußte.

Alle meine Einrichtungen waren getroffen, den an-

dern Morgen ſollte ich nicht mehr in Wien ſein, ich hatte ſchon früh herzlichen Abſchied von Anton genommen, und da dieſer bei Eugenien verſagt, und ich dadurch für den Abend allein war, ſo beſchloß ich die Zeit im Schauſpiel zuzubringen, wo ich noch Thereſen zu finden hoffte, welche meine letzten wiederholten Beſuche nicht angenommen hatte. Sie war in der Loge ganz allein; als ich ihr meine morgende Abreiſe ankündigte, konnte ſie einige Beſtürzung nicht ganz verbergen, und beſtimmt von ihrer Theilnahme erzählte ich ihr den Ausgang des Verhältniſſes mit Eugenien. Ihre Aufmerkſamkeit war höchſt geſpannt, der wunderbare Zufall, daß ich gerade an jenem Abend den unglücklichen Kutſcher wiederfinden mußte, durch den ich ſchon im erſten Augenblick hätte alles erfahren können, machte ſie nachdenklich, und endlich fragte ſie, ob es mir denn lieb geweſen wäre, gleich anfangs alles zu erfahren, oder ob ich nicht doch die glückliche Täuſchung, die dann unmöglich geworden wäre, vorzöge? Ich aber verſicherte, daß die Wahrheit mir um keinen Preis zu theuer ſei, und ich den Verluſt meines Wahnes ſchon gar nicht mehr auf die wirkliche Eugenie, die mich nie glücklich gemacht, beziehn könne. — Wir ſprachen noch mancherlei über die plötzliche Auflöſung der Geſchichte, über das ſeltſame Betragen Antons, und den eben ſo lügenhaften als verführeriſchen Reiz Eugeniens. „Ach, wie hätte die glücklich ſein können!“ rief Thereſe mit einmal vor ſich hin, ohne gerade zu wollen, daß ich es hörte. — „Wie ſo?“ fragte ich, „Sie haben doch nicht Urſache, dies zu finden? Sind Sie denn nicht ganz glücklich? Dafür hielt ich Sie ganz! Solche Worte können nur von jemand her-

kommen, der ſich zu beklagen hat; Sie ſind ja liebenswürdig genug!"— „Das ſagen Sie?" verſetzte ſie ernſthaft, „ich ſage Ihnen, ich bin nicht liebenswürdig genug, gerade nicht liebenswürdig genug." Ich ſah ſie fragend an, als ſollte ſie weiter reden, allein heftig rief ſie aus: „Nicht ein Wort mehr! nicht eine Frage mehr!" und das mit einer Bewegung, die mich wirklich hinderte weiter zu fragen. Wir ſahen Beide vor uns hin, nach einer Weile nahm ich wieder das Wort: „Aber Vorwürfe habe ich Ihnen zu machen, warum haben Sie mir nicht alles geſagt, da Sie's doch wußten? Sie mußten doch unterrichtet ſein, warum haben Sie mir es nicht geſagt wie es mit ihr ſteht, und in welchen Verbindungen ſie lebt, die Ihnen kein Geheimniß ſein konnten! Sie mußten es mir ſagen!" — „Was ich Ihnen ſagte", erwiederte Thereſe mit Ruhe, „war genug, um Sie aufmerkſam zu machen, mehr konnte ich Ihnen nicht ſagen, ich nicht!"— „Und warum nicht", verſetzte ich, „ſolche Urſachen kann es nicht geben; reden Sie, ich bitte Sie, reden Sie!" —

Thereſe weigerte ſich lange, ich ſah ſie nach ängſtlichen Ausflüchten ſuchen, und wurde nur deſto dringender, ich bat inſtändigſt, mich nicht abreiſen zu laſſen, ohne mich über ein Geheimniß, das hier zu walten ſchiene, und das meine Gedanken unaufhörlich quälen würde, zu beruhigen. — „Nun ſo hören Sie!" ſagte ſie endlich, und ſah mich lange an, indem mein Auge mit geſpannter Erwartung an dem ihrigen hing, ſie ſchien zu ſtocken, doch nicht zweifelnd, und nach einer großen Stille fuhr ſie fort: „Auch ich war ſchwach genug, mich dieſer Zartheit ſchuldig zu machen, aber es war nicht Zartheit, es war Unmöglichkeit; Neigung, tiefe Neigung hielt mich zurück.—

Sie liebten Eugenien, ſie gefiel Ihnen, ſie quälte Sie; mehr liebt' ich Sie, mehr quält' ich mich! Nun, da Ihr Glück unmöglich iſt, da Ihr Auge mich morgen nicht mehr treffen kann, habe ich auch den unglücklichen Muth, Ihnen zu ſagen, wie es mit mir iſt und war. Scham, Unglück, das Glück, Sie zu ſehen, alles iſt verloren. Ich ſchone mich nicht mehr; jetzt iſt es zu ſpät: Sie kennen die Verwirrung der Welt noch nicht, ſie iſt größer, als ſie denken. Damit Sie mich jetzt nicht für beſſer halten, als ich bin, ſo wiſſen Sie denn, auch ich wurde inzwiſchen heftig geliebt, und — bin jetzt gebunden nach meinem innerſten Gewiſſen. So iſt es mit mir, denken Sie davon, was Sie können, und wie Sie wollen!" —

Erſchüttert von einem ſolchen, unerwarteten Bekenntniß, bedurfte ich einiger Zeit, um mich zu faſſen und den ganzen Zuſammenhang ſo trauriger Mißverhältniſſe zu überſchauen; alles Lob, das Anton jemals über Thereſe ausgeſprochen, das ich ſelbſt mit unbefangenem Herzen ihr gezollt, trat mir jetzt auf's neue entgegen, und hielt mir nur herrlicher die glückliche Möglichkeit vor, die ungenützt an meinem geblendeten Sinne vergebens vorbeigegangen war. Doch war es mehr eine Verwunderung, was ich fühlte, als ein Schmerz, denn was ich nie beſeſſen, noch zu beſitzen geſucht, konnte ich nicht für verloren halten; das Geſtändniß Thereſens hatte auch ſie über jedes Gefühl der Wehmuth erhoben, und nur der ſchwere Ernſt einer demüthigenden Betrachtung ſchwebte über uns, daß der Menſch einer fremden Schickung gehorche, die höchſtens einzuſehen, aber nie zu lenken, ſeinem Verſtande gelingen mag. Das Schauſpiel war zu Ende, ich

faßte Thereſens Hand, und wir verließen die Loge
ſollten unſre Rollen tauſchen", ſagte ſie im Heraus
„ſo verlangten Sie einſt an dieſer Stelle: es iſt
in einem andern Sinne, als Sie es damals
doch ſehen Sie nun ſelbſt, wie nichts damit gebe
daß jede etwas anderes ſpielte, als ſie war!"
brachte Thereſen bis zur Thür ihrer Wohnung,
meine Hand zugleich drückte, und mich zurückſtie
mir ein ewiges Lebewohl ſagte. —

1812.

Die Sylphide.

dem Ruſſiſchen des Fürſten Wladimir Odo-jeffskii.

---

r Verfaſſer dieſer Erzählung iſt unter den lebenden Schrift-Rußlands als einer der vorzüglichſten geſchätzt, der gei-Gehalt und elegante Darſtellung auf's glücklichſte ver-Die hier mitgetheilte „Sylphide" gehört eigentlich einer von Erzählungen an, welche unter dem Namen „das aus" künftig ein Ganzes bilden werden, und bei denen chter neben dem poetiſchen auch ein pſychologiſches Inter-rfolgt. Abgeſehen von dem letztern, das erſt in jenem n Zuſammenhange vollſtändig hervortreten kann, darf uch die bloße Mährchenausſtattung als liebliches Spiel nbildungskraft hier ihren Reiz und Werth behaupten.)

Wir wollen den Dichter mit Blumen bekränzen, und ihn aus der Stadt führen.
Platon.

Drei Säulen hat das Reich: Dichter, Schwert und Geſetz.
Ueberlieferung nordiſcher Barden.

Die Dichter werden gebraucht nur zu beſtimmten Tagen, um die Hymnen zu dichten für die geſellſchaftliche Verfaſſung.
Einer aus der Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts.

! ? ! ?
Neunzehntes Jahrhundert.

Erſter Brief.

Endlich bin ich auf dem Gute des ſeligen Oheims; ich ſchreibe dir im weiten Großvaterſtuhl ſitzend, am Fenſter; wahrlich, die Ausſicht, die ich vor Augen habe, iſt nicht ſehr herrlich: der Küchengarten, zwei, drei Apfelbäume, der viereckige Teich, das kahle Feld, und weiter nichts; augenſcheinlich war der Oheim kein guter Wirth; es wäre intereſſant zu wiſſen, was er während funfzig Jahren, die er hier ununterbrochen lebte, wohl getrieben hat. Mag er wohl, wie einer meiner Nachbarn, frühmorgens um fünf Uhr aufgeſtanden ſein, Thee getrunken und grand-patience aufgelegt haben bis zum Mittageſſen, dann gegeſſen, dann ſich zum Ausruhen niedergelegt und darauf wieder zur grand-patience gewendet haben bis zur Nacht? — ſo vergehen 365 Tage. Ich verſtehe es nicht. Fragte ich ſeine Leute, womit ſich der Oheim beſchäftigte, ſo antworteten ſie mir: „Nun, ſo, ſo.“ Mir gefällt dieſe Antwort über die Maßen. Solch ein Leben hat etwas Poetiſches und ich hoffe bald dem Beiſpiele des Oheims nachzufolgen; wahrlich der Selige war ein geſcheidter Mann.

In der That bin ich hier wenigſtens kälteren Blutes als in der Stadt, und die Aerzte thaten ſehr recht mich hieher zu ſchicken; wahrſcheinlich thaten ſie es deßhalb, damit ſie mich los wären; aber es ſcheint ich werde ſie betrügen: mein Spleen, du wirſt erſtaunen, iſt beinah vergangen; vergebens meinen ſie, daß das zerſtreute Leben die mir angebornen Uebel heilen könne; keineswegs: das Weltleben macht ſchlecht, eben ſo die Bücher; ich

aber hier — ſtelle dir mein Glück vor, — ſehe beinahe niemanden, und habe kein einziges Buch bei mir! Dies Glück iſt gar nicht zu beſchreiben, — man muß es erfahren. Wenn ein Buch auf dem Tiſche liegt, ſo greift man darnach unwillkürlich, ſchlägt es auf, lieſt, der Anfang reizt, verſpricht goldene Berge, — man lieſt weiter, und ſieht lauter Seifenblaſen, und hat das ſchreckliche Gefühl, welches alle Gelehrten empfunden haben vom Anfange der Jahrhunderte bis zum jetzigen Jahr einſchließlich: Suchen und nicht finden! Dieſes Gefühl quälte mich von der Zeit an, da ich anfing meiner bewußt zu werden und ihm ſchreibe ich dieſe Augenblicke von Spleen zu, welche den Aerzten beliebt der Galle zuzuſchreiben.

Denke jedoch nicht, daß ich völlig als Einſiedler lebe; nach altem Herkommen habe ich als neuer Gutsherr allen meinen Nachbarn, deren zum Glück nicht viele ſind, Beſuche gemacht, mit ihnen von der Jagd geſprochen, die ich nicht leiden kann, vom Ackerbau, von dem ich nichts verſtehe, und von ihren Verwandten, von denen ich in meinem Leben nichts gehört. Aber alle dieſe Herren ſind ſo zuvorkommend, ſo gaſtfreundlich, ſo aufrichtig, daß ich ſie von Herzen liebgewonnen; du kannſt dir nicht vorſtellen, welchen Reiz für mich ihre völlige, ſorgloſe Unwiſſenheit hat über alles, was über ihren Sprengel hinausgeht; mit welchem Ergötzen ich ihre unglaublichen Urtheile anhöre über das einzige Exemplar der Moskau'ſchen Zeitung, das in dem ganzen Bezirk gehalten wird; in dieſem, aus Fürſorge in Packpapier eingeſchlagenen Exemplar leſen ſie der Reihe nach alles, von den Pferdeverkaufs-Anzeigen bis einſchließlich zu den gelehrten

Nachrichten; die erſtern, verſteht ſich, leſen ſie mit Intereſſe, und die letztern zum Spaß, — den ich mit ihnen von ganzem Herzen theile, wiewohl aus andrer Urſache, — und damit gewinn' ich mir die allgemeine Achtung. Vorher ſcheuten ſie mich und dachten, daß ich als ein Ankömmling aus der Reſidenz ihnen Vorleſungen über Chemie oder Fruchtwechſel-Wirthſchaft halten würde; aber nachdem ich ihnen geäußert, daß es nach meiner Meinung beſſer ſei nichts zu wiſſen, als nur ſo viel zu wiſſen wie unſre Gelehrten, daß nichts dem Glücke des Menſchen ſo entgegen ſei, als viel zu wiſſen, und daß die Unwiſſenheit noch niemals die Verdauung geſtört, da ſahen ſie es klar ein, daß ich ein guter Kerl und prächtiger Menſch, und fingen an, ihre mannigfachen Spöttereien über jene Klüglinge auszulaſſen, welche mit ſchlechtem Verſtand auf ihren Gütern die Kartoffeln eingeführt, Dreſchmaſchinen, Grützmühlen und mancherlei andre wunderliche Neuerungen: es iſt zum Todtlachen! — und jenen Klüglingen geſchieht Recht — warum geben ſie ſich all' die Mühe? Die dreiſteren unter meinen neuen Freunden wagen ſich auch an die Politik; mehr als alles beunruhigt ſie der türkiſche Sultan von alter Erinnerung her, und der Streit von Tipil-Buſi mit Hafis-Buſi beſchäftigt ſie ungemein, auch können ſie es nicht herausbringen, weßhalb man Karl den Zehnten jetzt Don Karlos nennt, — glückliche Leute! Wir retten uns vor dem Ekel, den der Seele die Politik erregt, auf künſtliche Weiſe, d. h. wir verſagen uns die Zeitungen zu leſen, aber jene auf die natürlichſte, d. h. ſie leſen ſie und verſtehen ſie nicht.

Gewiß, wenn ich dieſe Leute betrachte, ſo überzeuge ich mich mehr und mehr, daß das wahre Glück nur damit beſtehen kann, entweder alles zu wiſſen oder nichts zu wiſſen, und da das Erſtere bis jetzt dem Menſchen unmöglich iſt, ſo müſſen wir das Letztere wählen. Dieſen Gedanken predige ich meinen Nachbarn auf mannigfache Weiſe, — er iſt ſehr nach ihrem Sinne, mich aber vergnügt die Rührung, mit der ſie mir zuhören; eines nur verſtehen ſie nicht in mir: daß ich, ſonſt ein ſo prächtiger Menſch, weder Punſch trinke, noch Jagdhunde halte; aber ich hoffe, daß ſie ſich daran gewöhnen, und daß es mir gelingen wird doch wenigſtens in unſerm Bezirk dieſe nichtswürdige Aufklärung zu vertilgen, die den Menſchen nur außer Geduld ſetzt, und ſeinem innerſten natürlichen Trieb entgegenſtrebt, dem Triebe, mit untergeſchlagenen Armen dazuſitzen, . . . aber zum Teufel die Philoſophie! Sie verſteht es, ſich in die Gedanken ſogar des thieriſchen Menſchen einzumiſchen. Apropos von Thieren: einige meiner Nachbarn haben allerliebſte Töchter, welche man zwar eben nicht mit Blumen vergleichen kann, aber doch mit Küchengarten-Kräutern; ſie ſind ſtark und voll, geſund — und kein Wort aus ihnen herauszubringen. Einer meiner nächſten Nachbarn, ein ſehr reicher Mann, hat eine Tochter, die — mich dünkt — Katinka heißt, und die man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten könnte, hätte ſie nur nicht die Gewohnheit: das Züngchen zwiſchen die Zähne zu drücken, und bei jedem Wort, das man ihr ſagt, zu erröthen. Ich gab mir Mühe mit ihr ungefähr eine halbe Stuude, und bis jetzt kann ich nicht entſcheiden, ob unter dieſer ſchönen Hülle Verſtand iſt, dieſe Hülle aber, in der That, iſt

ſchön. In dieſen halbſchlummernden Aeuglein, in dieſem aufgeworfenen Näschen, iſt etwas ſo Liebliches, ſo Kindliches, daß man unwillkürlich die Luſt zum Küſſen empfindet. Mir wäre ſehr wünſchbar, — wie man hier ſagt — dieſes Püppchen etwas zum Reden zu bringen, und ich will beim nächſten Wiederſehen ein Geſpräch anknüpfen, wenn auch nur mit den Worten des unvergleichlichen Iwan Fedorowitſch Sponka*): „Sommers, meine Gnädigſte, giebt es ſehr viel Fliegen“, und ich will ſehen, ob aus dieſem Geſpräch nicht etwas Fortgeſetzteres hervorgehen wird, als Iwans Fedorowitſch Unterhaltung mit ſeiner Braut.

Leb wohl. — Schreibe mir öfters, aber von mir erwarte nur ſeltne Briefe; mir iſt es ſehr erfreulich, deine Briefe zu leſen, aber doch gar nicht eben ſo erfreulich, ſie zu beantworten.

Zweiter Brief.

(Zwei Monate nach dem erſten.)

Sprich jetzt noch von der Beſtändigkeit der menſchlichen Seele! Unlängſt noch freute ich mich, daß bei mir auch nicht ein einziges Buch zu finden ſei; aber der Monat verging nicht, ſo ſehnt' ich mich nach Büchern. Der Anfang war, daß mich meine Nachbarn zum Tode langweilten; du ſchriebſt mir ganz richtig, daß ich ihnen meine ironiſchen Bemerkungen über die Gelehrten vergebens mittheilte, und daß meine Worte nur ihren dummen Eigendünkel erhöben und ihren Sinn noch mehr

*) Komiſche Figur aus einem ruſſiſchen Roman von Gogol.

verwirrten. Ja! ich habe mich überzeugt, mein Freund: Unwiſſenheit iſt kein Heil. Ich fand hier alsbald dieſelben Leidenſchaften, welche mich von den ſogenannten gebildeten Leuten abgewendet, denſelben Ehrgeiz, dieſelbe Eitelkeit, denſelben Neid, denſelben Eigennutz, dieſelbe Bosheit, dieſelbe Schmeichelei, dieſelbe Niedrigkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß alle dieſe Leidenſchaften hier ſtärker, offner und feiger ſind, — dabei die Gegenſtände geringer! Ich ſage noch mehr: den gebildeten Menſchen zerſtreut ſeine Bildung, und ſeine Seele findet ſich wenigſtens nicht jede Minute ihres Daſeins in voller Erniedrigung; Muſik, Gemälde, Erfindungen des Luxus, alles dies nimmt einige Zeit, die der Niedrigkeit verloren geht, — aber meine Freunde näher zu kennen iſt ſchrecklich; der Egoismus durchdringt, ſo zu ſagen, ihr ganzes Weſen; im Kauf betrügen, einen ungerechten Prozeß gewinnen, Beſtechungen annehmen — gilt nicht insgeheim, ſondern geradezu und öffentlich, als Handlung eines klugen Mannes; jemanden zu ſchmeicheln, von dem großer Vortheil zu erlangen ſteht, wird als Schuldigkeit eines wohlgezogenen Mannes angeſehen; langjährige Bosheit und Rachſucht — als ganz natürliche Sache; Trunkenheit, Kartenſpiel, und eine Ausſchweifung, wie ſie in den Kopf eines gebildeten Menſchen niemals eingeht, — als unſchuldige, erlaubte Erholung. Und dabei ſind ſie unglücklich, beklagen ſich und verwünſchen ihr Leben. — Wie könnt' es auch anders ſein! All dieſe Unſittlichkeit, all dieſe gänzliche Vergeſſenheit menſchlicher Würde geht vom Großvater auf den Vater über, von dem Vater auf den Sohn, durch väterliche Unterweiſung und Beiſpiel, und ſteckt ſo ganze Geſchlechter an. Ich begriff, indem

ich dieſe Herren näher beobachtete, warum die Unſittlichkeit ſo enge mit der Unwiſſenheit verbunden iſt, die Unwiſſenheit hinwieder mit dem Unglück: das Chriſtenthum ruft nicht umſonſt den Menſchen zum Vergeſſen des hieſigen Lebens auf; jemehr der Menſch die Aufmerkſamkeit auf ſeine materiellen (ſinnlichen) Bedürfniſſe wendet, je höher alle häuslichen Angelegenheiten ihm gelten, die häuslichen Verdrüſſe die Reden der Leute, ihr Benehmen gegen ihn, die kleinlichen Vergnügungen, mit Einem Worte, alle Kleinlichkeit des Lebens, — deſto unglücklicher iſt er. Dieſe Kleinigkeiten werden für ihn das Ziel des Daſeins, für ſie bemüht er ſich, ereifert er ſich, verwendet er jede Minute des Tages, opfert er alles Heilige der Seele, und wie dieſe Kleinigkeiten unzählig ſind, ſo unterwirft er ſich ſeiner Seele unzähligen Aufreizungen: der Karakter verſchlechtert ſich; alle höheren, abſtrakten, beruhigenden Vorſtellungen werden vergeſſen; Duldung, dieſe höchſte der Tugenden, verſchwindet; — und ohne ſeinen Willen wird der Menſch böſe, jähzornig, grollend, ungeduldig; das Innere ſeiner Seele wird zur Hölle. Beiſpiele hievon ſehen wir jeden Tag: der Menſch, der immer beunruhigt iſt, ob man nicht im Verhältniß zu ihm die Hochachtung oder die Höflichkeit verletzt, die Wirthin vom Hauſe, die ganz in die Aufſicht ihrer Wirthſchaft vertieft iſt, der Wucherer, der nur auf Mehrung ſeiner Prozente ſinnt, der Beamte, der in dem pedantiſchen Kanzleiweſen die wahre Beſtimmung des Dienſtes außer Acht läßt, der Menſch, der in niedern Berechnungen ſeiner Würde vergißt, — ſehet nur dieſe Leute in ihrem häuslichen Kreiſe, im Verhältniß zu Untergebenen — ſie ſind ſchauderhaft; ihr Leben iſt eine

ununterbrochene Sorge, die niemals ihr Ziel erreicht, denn ſie haben ſo viel mit den Mitteln zum Leben zu thun, daß ſie nicht zum Leben ſelbſt gelangen! — In Folge dieſer traurigen Beobachtungen über meine ländlichen Freunde ſchloß ich mich ein, und befahl, keinen von ihnen zu mir zu laſſen. Wie ich nun allein war, durchſchritt ich das Zimmer, blickte einigemal nach meinem viereckigen Teich, verſuchte, ob ich ihn wohl zeichnen könnte, aber du weißt, daß der Bleiſtift nie recht meine Sache war, ich gab mir Mühe und Mühe: eine Sudelei kam zu Stande! Ich legte mich auf Dichten, — es erhob ſich der gewohnte Streit zwiſchen Gedanken, Füßen und Reimen; ich fing ſogar das Singen an, wiewohl ich niemals auch nur di tanti palpiti herauszubringen vermochte, — und zuletzt ach! rief ich den alten Verwalter meines ſeligen Oheims herbei, und unwillkürlich fragt' ich ihn: „Hat denn der Oheim niemals eine Bibliothek gehabt?" Der gute Alte verbeugte ſich tief und antwortete: — „Nein, lieber Herr, dergleichen haben wir nie gehabt." — „Was iſt aber da", fragt' ich, „in dieſen verſiegelten Schränken, die ich im Oberzimmer ſah?" — „Dort, lieber Herr, liegen Bücher; beim Tode Ihres Oheims hat die Tante dieſe Schränke verſiegeln laſſen, und befohlen, daß niemand je ſie anrühren ſollte." — „Oeffne ſie."

Wir gingen in das Oberzimmer, der Verwalter riß die kaum noch haltenden Wachsſiegel ab — die Schränke gingen auf, und was erblickt' ich? Der Oheim — was ich bis dahin nie vermuthete — war ein großer Myſtiker. Die Schränke waren mit Schriften angefüllt, von Paracelſus, dem Grafen Gabalis, Arnold Villanova, Raymund Lullus, und andern Alchemiſten und Kabaliſten.

Ich bemerkte ſogar in dem Schranke einige Reſte chemiſchen Geräths. Wahrhaftig, der ſelige Alte ſuchte den Stein der Weiſen — der Schäker! und wie er das geheim zu halten verſtand!

Da ich ohne Beſchäftigung war, ſo warf ich mich auf die Bücher, die ſich fanden, und jetzt, ſtelle dir mich vor, einen Menſchen im neunzehnten Jahrhundert über großen Folianten ſitzend und mit ganzer Seele eine Abhandlung leſend: von der erſten Materie, von der allgemeinen Elektrizität, von dem Sonnengeiſte, von der nördlichen Feuchtigkeit, von den Sternengeiſtern, und andern dergleichen. Lächerlich und langweilig und intereſſant. Bei dieſen Beeiferungen vergaß ich beinah meiner Nachbarin, obgleich ihr Vater (der einzige ordentliche, wiewohl auch langweilige Menſch im ganzen Sprengel) mich öfters beſucht und ſehr zuvorkommend für mich iſt; aber was ich von ihr höre, alles zeigt, daß ſie, nach dem alten Ausdruck, ein ſehr würdiges Mädchen iſt, d. h. eine große Mitgift hat; nebenher vernehme ich, daß ſie viel Gutes thut, z. B. armen Mädchen zum Heirathen verhilft, ihnen Geld giebt für die Hochzeitskoſten, und oft den Zorn ihres Vaters, eines ſehr hitzigen Mannes, zu beſänftigen weiß; alle Bewohner der Umgegend nennen ſie einen Engel. Das alles iſt nicht hieſiger Art; übrigens haben dieſe Mädchen immer große Neigung zum Verheirathen, wenn nicht ſich ſelber, doch andre. Weßhalb wohl das? —

Dritter Brief.

(Zwei Monate ſpäter.)

Vermuthlich denkſt du, daß ich mich nicht nur verliebt, ſondern ſogar verheirathet habe, — aber du irreſt. Ganz mit andern Dingen bin ich beſchäftigt, ich trinke — und weißt du wohl was? Was erſinnt nicht der Müſſiggang! Ich trinke Waſſer, lache nicht — höre erſt; welcherlei Waſſer. Wie ich in der Bibliothek meines Oheims herumwühle, finde ich ein handſchriftliches Buch, worin verſchiedene Rezepte zum Geiſterzitiren enthalten ſind. Viele darunter ſind äußerſt lächerlich; dort wird eine Leber von einer weißen Krähe erfordert, hier Glasſalz, da Diamantenbaum, und meiſtentheils ſind alle Subſtanzen von der Art, daß du ſie in keiner einzigen Apotheke finden magſt. Unter andern Rezepten fand ich folgendes: „Die Elementargeiſter", ſagt der Autor „lieben die Menſchen ſehr, und von Seiten dieſer bedarf es nur der kleinſten Bemühung, um mit jenen in Verkehr zu treten, ſo z. B. iſt es hinreichend, um die in der Luft ſchwebenden Geiſter zu ſehen, daß man die Sonnenſtrahlen in ein Glas Waſſer ſammelt, und dieſes jeden Tag trinkt. Durch dieſes geheimnißvolle Mittel wird der Sonnengeiſt allmählig in den Menſchen eingehen, und deſſen Augen werden ſich für eine neue Welt eröffnen. Wer es unternimmt, ſich mit ihnen vermittelſt eines der edlen Metalle zu vermählen, der wird ſelbſt die Sprache der Elementargeiſter verſtehen, die Art ihres Lebens erkennen, und ſein Daſein wird ſich mit dem Daſein des von ihm auserwählten Geiſtes vereinigen, — der ihm Kenntniß von ſolchen Geheimniſſen der Natur geben wird, . . . aber mehr dürfen wir nicht

ſagen . . . Sapienti sat. . . hier iſt auch ohnedies viel, ſchon viel geſagt für die Erleuchtung deines Verſtandes, geliebter Leſer, u. ſ. w.“ Dieſes Mittel ſchien mir ſo einfach, daß ich es zu verſuchen beſchloß, wenn auch nur deßhalb, mich in Wahrheit rühmen zu können, daß ich an mir ein kabaliſtiſches Geheimniß verſucht habe. Ich gedachte jener Undine, die mich in der Kindheit ſo erfreute, — aber da ich nicht wünſchte mit ihrem Oheim in Händel zu kommen, ſo begehrte ich eine Sylphide zu ſehen; mit dieſem Gedanken — was thut nicht der Müſſiggang? — warf ich einen Türkisring in ein mit Waſſer gefülltes Kryſtallgefäß, ſtellte dies Waſſer in die Sonne, und ſo trink' ich es Abends vor dem Schlafengehen, und finde bis jetzt, daß dies wenigſtens ſehr geſund iſt; irgend eine Elementarkraft davon ſpüre ich noch nicht, aber wohl iſt mein Schlaf ſeitdem ruhiger.

Weißt du, daß ich nicht aufhöre meine Kabaliſten und Alchemiſten zu leſen, und weißt du was ich dir noch ſage: dieſe Bücher ziehen mich ſehr an. Wie freundlich, wie aufrichtig ſind ihre Verfaſſer. „Unſer Werk“ — ſagen ſie — „iſt ſehr einfach: eine Frau kann, ohne ihren Spinnrocken zu verlaſſen, daſſelbe vollbringen, — wiſſe nur uns zu verſtehen.“ — „Vor meinen Augen“ — ſagt einer — „geſchah es, daß Paracelſus eilf Pfund Blei in Gold verwandelte.“ — „Ich ſelbſt“ — ſagt ein andrer — „ich ſelbſt verſtehe den Urſtoff aus der Natur hervorzuziehen, und kann vermittelſt derſelben leicht alle Metalle eines in das andere nach Belieben umwandeln.“ — „Im vergangnen Jahr“ — ſagt ein dritter — „machte ich aus Thon einen ſehr ſchönen Hyazinth“, u. ſ. w. Bei jedem dieſer Schriftſteller folgt nach ſolchem naiven Ge-

ſtändniß ein kurzes, aber lebenerfülltes Gebet. — Mich bewegt außerordentlich dieſer Anblick: ein Menſch ſpricht mit Verachtung von dem, was ſie die Gelehrſamkeit der Profanen nennen, d. h. unſere; mit ſtolzer Selbſtgewißheit bringt oder glaubt er zu bringen bis zu den letzten Gränzen der menſchlichen Kraft, — und auf dieſem hohen Standpunkte demüthigt er ſich, indem er ſich mit dankbarem, einfältigem Gebet zu dem Allerhöchſten wendet. Unwillkürlich glaubt man dem Wiſſen eines ſolchen Menſchen; nur der Unwiſſende kann ein Atheiſt ſein, wie nur der Atheiſt ein Unwiſſender. Wir ſtolze Betriebſame des neunzehnten Jahrhunderts, wir vernachläſſigen mit Unrecht dieſe Bücher, und wollen gar nichts von ihnen wiſſen. Unter mannigfacher Thorheit, worin ſich die Kindheit der Phyſik zu erkennen giebt, fand ich viele tiefe Gedanken; viele dieſer Gedanken konnten im achtzehnten Jahrhundert irrig ſcheinen, aber jetzt wird ein großer Theil derſelben durch neue Entdeckungen beſtätigt: es ging mit ihnen wie mit dem Drachen, den man vor dreißig Jahren für ein fabelhaftes Weſen hielt, und den man jetzt unter den vorweltlichen Thieren ſichtlich aufgefunden hat. Sage, ſollen wir jetzt an der Möglichkeit zweifeln, Blei in Gold zu verwandeln, in dieſer Zeit, wo wir das Mittel gefunden haben, Waſſer zu machen, das ſo lange Zeit für ein uranfängliches Element galt? Welcher Chemiker verſagt ſich den Verſuch, den Diamant zu zerſtören und ihn auf's neue in ſeine erſte Geſtalt wiederherzuſtellen? Aber wodurch iſt der Gedanke, Gold zu machen, lächerlicher als der Gedanke, Diamanten zu machen? Mit Einem Worte, lache über mich wie du willſt, aber ich verſichere dir, daß dieſe vergeſſenen Leute unſrer Aufmerk-

ſamkeit würdig ſind; wenn es nicht möglich iſt, ihnen in allem zu glauben, ſo iſt es doch andrerſeits auch nicht möglich zu bezweifeln, daß ihre Schriften auf ſolche Kenntniſſe hindeuten, die ſich jetzt verloren haben, und die es gar nicht übel wäre auf's neue zu finden; hievon wirſt du dich überzeugen, wenn ich dir einen Auszug aus der Bibliothek meines Oheims ſchicken werde.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe vergaß ich dir gerade das zu ſchreiben, weßwegen ich ihn angefangen hatte. Die Sache iſt dieſe, daß ich, mein Freund, mich in ſeltſamer Verlegenheit befinde und dich um Rath bitte: ich ſchrieb dir ſchon mehrmals von Katinka, der Tochter meines Nachbars; es gelang mir endlich, ſie zum Reden zu bringen, und ich erkannte, daß ſie nicht nur natürlichen Verſtand und ein reines Herz hat, ſondern auch noch eine völlig unvermuthete Eigenſchaft: nämlich, daß ſie ganz und gar verliebt in mich iſt. Geſtern beſuchte mich ihr Vater und trug mir eine Sache vor, von der ich bisher, weil ich alle Geſchäfte meinem Verwalter übergeben, nur flüchtig gehört hatte; zwiſchen uns iſt ein Prozeß anhängig über einige tauſend Deſätinen Wald, welche das Haupteinkommen meiner Bauern ausmachen; dieſer Prozeß zieht ſich ſchon über dreißig Jahre hin, und wenn er nicht zu meinen Gunſten endet, ſo ſind meine Bauern völlig zu Grunde gerichtet. Du ſiehſt, die Sache iſt ſehr wichtig. Mein Nachbar trug ſie mir mit der höchſten Umſtändlichkeit vor, und endigte mit dem Vorſchlag, uns friedlich zu vergleichen; damit aber dieſer Frieden feſter

würde, ſo gab er mir durch ſeine Anſpielungen zu verſtehen, daß er ſehr wünſchte mich zum Schwiegerſohn zu haben. Das war völlig eine Vaudeville-Scene, aber ſie machte mich doch nachdenklich. In der That, wie ſteht es mit mir? Meine Jugend iſt ſchon vorüber, ein großer Mann werd' ich nicht mehr, alles iſt mir zum Ueberdruß; Käthchen iſt ein ſehr liebes, folgſames, ſtilles Mädchen; wenn ich ſie heirathe, ſo beendige ich einen dummen Prozeß und verübe vielleicht das einzige gute Werk im Leben: ich ſichere den Wohlſtand meiner Bauern; mit Einem Worte, ich bin ſehr geneigt, Käthchen zu heirathen, ein Leben als geſetzter Gutsherr anzufangen, der Frau die Verwaltung aller Geſchäfte zu übertragen, und ſelber den ganzen Tag ſtill zu ſein und Taback zu rauchen. Das wäre doch ein Paradies, nicht wahr?... Dies alles dient nur zur Einleitung, dir zu ſagen, daß ich ſchon zur Heirath entſchloſſen bin, aber dem Vater Kata's noch nichts davon geſagt habe, noch ſagen werde, bis ich nicht deine Antwort auf dieſe Frage abgewartet: wie meinſt du, ſchick' ich mich wohl zu einem Ehemann? wird mich vom Spleen eine Frau retten, welche, vergiß das nicht, die Gewohnheit hat, ganze Tage kein Wort zu reden, und folglich gar kein Mittel beſitzt mich zu langweilen? mit Einem Worte, ſoll ich noch warten, bis irgend etwas Neues, Unverhofftes, Eigenthümliches aus mir hervorgeht, oder hab' ich ganz einfach meine Laufbahn, wie man zu ſagen pflegt, ſchon beendigt, und bleibt mir nur übrig, dafür zu ſorgen, daß aus meiner Perſon möge ſo viel als möglich Spermaceti gemacht werden können? Ich erwarte deine Antwort mit Ungeduld.

Fünfter Brief.

Ich danke dir, mein Freund, für deine Entſchloſſenheit, deinen Rath, und für den Segen! Kaum hatte ich deinen Brief empfangen, ſo ritt ich zum Vater meiner Kata, und machte förmlich meinen Antrag. Hätteſt du doch nur geſehen, wie Kata ſich freute, erröthete! Sie ſagte mir ſogar folgende Phraſe, in welche ſich ganz ihre reine und unſchuldige Seele ergoß: „Ich weiß nicht", ſagte ſie zu mir, „ob es mir gelingen wird, aber ich werde mich bemühen, Euch ſo glücklich zu machen, wie ich ſelber glücklich ſein werde." Dieſe Worte ſind ſehr einfach, aber wenn du gehört hätteſt, mit welchem Ausdruck ſie geſprochen wurden! Du weißt, daß oft in Einem Worte mehr Gefühl liegt, als in einer langen Rede; ich ſah eine ganze Welt von Gedanken in Käthchens Worten: ſie müſſen ihr ſchwer angekommen ſein, und ich weiß es ganz zu würdigen, welche Kraft ihr die Liebe gab, um die jungfräuliche Schüchternheit ſo zu überwinden. Die Handlungen des Menſchen ſind bedeutend im Verhältniß der Kräfte, die er beſitzt, und ich glaubte bisher, die Schüchternheit zu überwinden ſei für Kata über ihre Kräfte... Nach dieſem kannſt du dir vorſtellen, daß wir uns umarmten, küßten, der Alte weinte, und nach Beendigung der Faſten geht es in fröhlichem Schmauſen auf die Hochzeit los. Daß du nur unfehlbar kommeſt! wirf alle deine Geſchäfte beiſeit, — ich will, daß du ein Zeuge meines, wie man zu ſagen pflegt, Glückes ſeiſt; komm wenigſtens um der Merkwürdigkeit willen, dir einen Bräutigam mit ſeiner Braut anzuſehen, wie du deren

gewiß noch niemals erblickt haſt: ſie ſitzen einander gegenüber, ſehen einander mit beiden Augen an, beide ſchweigen, und beide ſind ſehr zufrieden.

Sechster Brief.

(Eine Woche ſpäter.)

Ich weiß nicht, wie meinen Brief anfangen; du wirſt mich für verrückt halten; du wirſt lachen, mich ſcheelten; alles erlaub' ich dir, erlaube dir ſogar, mir nicht zu glauben; aber ich vermag nicht an dem zu zweifeln, was ich mit eignen Augen geſehen, und noch täglich ſehe. Nein! in den Rezepten meines Oheims iſt nicht alles aberwitzig. Wirklich iſt dies ein Ueberbleibſel alter Geheimniſſe, welche bis jetzt in der Natur vorhanden ſind, und wir wiſſen vieles noch nicht, vieles haben wir vergeſſen, und viel Wahres halten wir für Unſinn. Hier iſt, was ſich mir ereignet hat, lies und erſtaune: meine Unterhaltungen mit Kata, wie du dir leicht vorſtellen kannſt, ließen mich meines Gefäßes mit Sonnenwaſſer nicht vergeſſen; du weißt, Wißbegierde, oder, um aufrichtiger zu reden, Neugierde, iſt mein eigentliches Element, das ſich allen meinen Angelegenheiten beimiſcht, ſie bedingt, und mich zu leben hindert; ich komme niemals davon los; immer reizt etwas, immer harrt irgend was in der Ferne, die Seele ſehnt ſich, leidet, — und was wird daraus . . . Aber kehren wir zur Sache zurück. Geſtern Abend ging ich zu dem Gefäß hinan, und bemerkte in meinem Ringe eine Art von Bewegung. Anfangs dachte ich, dies ſei eine optiſche Täuſchung, und um mich zu überzeugen nahm ich das Gefäß in die Hände; aber kaum machte ich die kleinſte Bewegung, als

mein Ring ſich in kleine blaue und goldne Funken zertheilte, ſie zogen auf dem Waſſer feine Fäden und bald verſchwanden ſie völlig, dagegen wurde das Waſſer ganz golden mit blauem Schillern. Ich ſetzte das Gefäß an ſeine frühere Stelle, und auf dem Boden deſſelben war mein Ring gleich wieder zuſammengefloſſen. Ich geſtehe dir, daß mir unwillkürlich ein Schauder durch den ganzen Körper lief; ich rief den Diener herbei, und fragte ihn, ob er etwas in meinem Gefäß bemerkte; er ſagte nein. Da erkannte ich, daß dieſe ſeltſame Erſcheinung nur für mich allein ſichtbar ſei. Um dem Diener keinen Anlaß zu geben meiner zu ſpotten, ſchickte ich ihn weg mit dem Bemerken, das Waſſer ſchiene mir nicht rein. Als ich allein geblieben war, wiederholte ich meinen Verſuch lange Zeit, und dachte über dieſe wundervolle Erſcheinung nach. — Ich goß mehrmals das Waſſer aus einem Gefäß in das andere über, jedesmal wiederholte ſich dieſe Erſcheinung mit erſtaunenswürdiger Genauigkeit, und doch iſt ſie durch keinerlei phyſiſche Geſetze zu erklären. Iſt es denn in der That wirklich ſo? Bin ich dazu erkoren, dieſes wunderbare Geheimniß zu ſehen? Mich dünkt es ſo wichtig, daß ich entſchloſſen bin, daſſelbe bis zum Schluſſe zu verfolgen. Schon vorher war ich eifrig über meine Bücher, und jetzt, da dieſer Verſuch vor meinen Augen ſich bewerkſtelligt hat, macht alles mehr und mehr deutlich, daß der Menſch mit einer andern, uns entrückten Welt in Verbindung ſteht. Was wird noch ferner ſein! . .

Siebenter Brief.

Nein, mein Freund, du haſt dich geirrt und ich ebenfalls. Ich bin vorherbeſtimmt, Zeuge eines großen Geheimniſſes der Natur zu ſein und daſſelbe den Menſchen zu verkündigen, ſie an die wunderbare Kraft zu erinnern, die ſich in ihrer Macht befindet und deren ſie vergeſſen haben; ſie zu erinnern, daß wir von andern bis jetzt ihnen unbekannten Welten umgeben ſind Und wie einfach ſind alle Handlungen der Natur! Welch einfache Hülfsmittel wendet ſie zur Hervorbringung ſolcher Dinge an, welche den Menſchen verwirren und erſchrecken! Höre und erſtaune:

Geſtern, vertieft in Betrachtung meines wunderbaren Ringes, bemerkte ich auf's neue eine Art von Bewegung darin: ich ſchaue — auf dem Waſſer erheben ſich laue Wellen; und in ihnen brechen ſich regenbogenfarbige, opalartige Strahlen; der Türkis verwandelte ſich in einen Opal, und von ihm ſtieg im Waſſer wie eine Art Sonnenſchein aufwärts, alles Waſſer gerieth in Wallung, goldne Quellen ſprangen empor und zerſtreuten ſich in laue Funken. Nun entſtand eine Vereinigung aller möglichen Farben, welche bald in undeutlichen Schattirungen zuſammenfloſſen, bald hell auseinander traten. Endlich verſchwand der Regenbogenglanz, und an ſeine Stelle trat eine blaſſe, grünliche Farbe; über den grünlichen Wellen zogen ſich roſige Fäden, verflochten ſich untereinander und floſſen auf dem Boden des Gefäßes in eine ſchöne, volle Roſe zuſammen — und alles wurde ſtill: das Waſſer klärte ſich, nur die Blumenblätter der üppigen Blume

ſchwankten leiſe. So vergingen wieder einige Tage; ſeitdem ſtehe ich jeden Tag frühmorgens auf, trete zu meiner geheimnißvollen Roſe hinan und erwarte ein neues Wunder; allein vergebens — die Roſe blüht ſtill weiter, und ich bemerke ſonſt nichts, als daß ſie mein ganzes Zimmer mit unausſprechlichem Wohlgeruch erfüllt. — Ich gedenke unwillkürlich deſſen, was ich in einem meiner kabaliſtiſchen Bücher geleſen habe, daß die Elementargeiſter alle Reiche der Natur durchwandeln, bevor ſie ihre wirkliche Geſtalt erlangen. Wunderbar! Wunderbar!

(Einige Tage nachher.)

Heute ſah ich nach meiner Roſe, und gewahrte in ihrer Mitte etwas Neues... damit ich ſie beſſer betrachten könnte, erhob ich das Gefäß und wollte die Flüſſigkeit in ein anderes übergießen, aber kaum hatte ich es in Bewegung gebracht, als wieder grüne und roſige Fäden ſich von der Roſe her aufzogen und mit geſtreifter Strömung in das Waſſer übergingen, und dann auf's neue zeigte ſich mir auf dem Boden des Gefäßes die ſchöne Blume: alles beruhigte ſich, nur ſchimmerte etwas in ihrer Mitte: die Blätter öffneten ſich allmählig, und — ich traute meinen Augen nicht! — zwiſchen orangefarbenen Staubfäden ruhte — wirſt du mir glauben? ruhte ein wunderbares, nie geſehenes, unglaubliches Weſen — mit Einem Worte, eine Frauengeſtalt, den Augen kaum erkennbar! Wie ſoll ich dir das Gemiſch von Entzücken und Schauder beſchreiben, das ich in dieſem Augenblick empfand! — Die Frauengeſtalt war nicht ein Kind; ſtelle dir das Miniaturbild eines Frauenzimmers in der vollen Blüthe der Jahre vor, und du wirſt einen ſchwachen Begriff des

Wunders erlangen, das vor meinen Augen war; nachläſſig ruhte ſie in ihrem weichen Lager und ihre bräunlichen Locken ſchwankten von dem Zittern des Waſſers, bald enthüllten ſie, bald verbargen ſie wieder meinen Augen die Fülle jungfräulicher Reize. Sie war, ſo ſchien es, in tiefen Schlaf verſunken, und ich, begierig die Augen auf ſie heftend, hielt den Athem an, damit ich ihre ſüße Ruhe nicht unterbräche.

O, jetzt glaub' ich den Kabaliſten; ich wundre mich nur, wie ich früher mit lächelndem Unglauben auf ſie blickte; nein! wenn Wahrheit auf dieſer Welt iſt, ſo iſt ſie einzig nur in jenen Werken! Ich bemerkte jetzt erſt, daß ſie hierin unſern gewöhnlichen Gelehrten ungleich, nicht mit einander ſtreiten, nicht einer dem andern widerſprechen; alle ſprechen von einem und demſelben Geheimniß; nur ihr Ausdruck iſt verſchieden, verſtändlich aber ſind ſie für denjenigen, der in ihre geheimen Gedanken eindrang! Leb wohl! Entſchloſſen wie ich bin, dieſes Geheimniß der Natur bis zu Ende zu verfolgen, habe ich den Verkehr mit den Menſchen abgebrochen; eine andre, neue, geheimnißvolle Welt erſchließt ſich mir; nur der Nachwelt will ich die Geſchichte meiner Entdeckung überliefern. — Ja, mein Freund, ich bin zu Großem auserwählt in dieſem Leben!

Brief des Gabriel Sophronowitſch Reſhenskii an den Herausgeber.

Geehrteſter Herr,

Obwohl ich nicht die Ehre habe perſönlich Sie zu kennen, hoffe ich doch bei Ihnen entſchuldigt zu ſein, wenn ich in Kenntniß Ihrer engen Freundſchaft mit Michael

Platonowitſch den Entſchluß faſſe, Sie mit meinem Schreiben zu beläſtigen. Ihnen iſt es gewiß nicht unbekannt, daß ich mit ſeinem ſeligen Oheim, in deſſen Erbſchaft er geſetzlich eingetreten, einen Prozeß über eine bedeutende Nutzung von Bau- und Brennholz hatte. Da Ihr Freund eine Neigung für meine älteſte Tochter Katharina Gabrilowna empfand, ſo trug er ſich mir zum Schwiegerſohn an, wozu ich, wie Ihnen bekannt, meine Zuſtimmung äußerte; demzufolge ſtellte ich, in Hoffnung beiderſeitigen Vortheils, den Prozeß ein; aber nun finde ich mich in äußerſter Verlegenheit. Bald nach der Verlobung, als auch bereits allen Bekannten die Anzeige davon gemacht und die Ausſteuer meiner Tochter völlig bereitet war, ſo wie alle erfoderlichen Schriften ausgefertigt, brach Michael Platonowitſch plötzlich ſeine Beſuche bei mir ab. Ich hielt ein ihm zugeſtoßenes Unwohlſein für die Urſache, und ſchickte einen Diener zu ihm, und endlich meine Altersſchwäche nicht beachtend, machte ich mich ſelbſt auf den Weg; es hätte mir ungeziemend und beleidigend geſchienen, ihn daran zu erinnern, daß er ſeiner Braut vergäße, aber er entſchuldigte ſich nicht einmal; er ſprach mir nur von einem unternommenen, wichtigen Geſchäft, das er vor der Hochzeit beendigen müſſe, und das während einiger Zeit ſeine ununterbrochene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt erfordere. Ich vermuthete, daß er eine Pottaſchfabrik zu errichten vorhabe, wovon er früher gegen mich bisweilen Erwähnung gethan; ich meinte, er könne mich überraſchen und für mich ein Hochzeitsgeſchenk bereiten wollen, um augenſcheinlich darzuthun, daß er ſich mit etwas Nützlichem zu beſchäftigen wiſſe, indem ich ihn öfters wegen ſeiner Unthätigkeit getadelt hatte;

aber für ſolche Fabrik bemerkte ich keinerlei Vorbereitungen, noch ſehe ich deren jetzt. Ich dachte nun einige Zeit zu warten, und zu ſehen was ferner geſchehen würde, als ich geſtern zu meinem höchſten Erſtaunen erfuhr, daß er ſich eingeſchloſſen hat und niemanden zu ſich läßt, ja daß man ſogar das Eſſen ihm durch das Fenſter reicht. Da kam mir, geehrteſter Herr, ein ſeltſamer Gedanke in den Kopf. Der ſelige Oheim lebte in demſelben Hauſe und galt in unſerm Bezirk für einen Schwarzkünſtler; ich, mein Herr, habe auch vormals auf der Univerſität ſtudirt, und bin zwar etwas zurückgeblieben, aber an die Schwarzkunſt glaub ich nicht; jedoch was kann dem Menſchen nicht begegnen, beſonders einem ſolchen Philoſophen, wie Ihr Freund einer iſt! Was mich aber noch mehr überzeugt, daß dem Michael Platonowitſch etwas nicht Gutes zugeſtoßen, iſt das Gerücht, das an mich gelangt iſt, er ſäße ganze Tage und blicke auf ein Gefäß mit Waſſer. Unter ſolchen Umſtänden, geehrteſter Herr, wende ich mich an Sie mit der unterthänigſten Bitte, Ihre Hieherkunft unverzüglich zu beeilen, um Ihren Freund, gemäß Ihrer ihm gewidmeten Theilnahme, beſtens zu berathen, und damit auch ich erfahren möge, wie ich mich zu verhalten habe; ob ich auf's neue den Prozeß anfangen oder die beſtimmte Sache zu Ende führen ſoll; denn ich ſelbſt, nach der von Ihrem Freunde mir zugefügten Beleidigung, kann nicht mehr zu ihm in's Haus gehen, obgleich mein Käthchen mit bittern Thränen darum bittet. In der Hoffnung, Sie baldigſt zu ſehen, habe ich die Ehre u. ſ. w.

Erzählung.

Nach Empfang dieſes Briefes glaubt' ich vor allem mich an einen mir bekannten Arzt wenden zu müſſen, einen ſehr erfahrnen und gelehrten Mann. — Ich zeigte ihm die Briefe meines Freundes, erzählte ihm den ganzen Hergang, und fragte ihn, ob er aus allem dieſen ſich irgend vernehmen könne? ... „Alles dies", antwortete mir der Doktor, „iſt ſehr klar, und gar nicht neu für den Arzt ... Ihr Freund hat ganz einfach den Verſtand verloren." — „Aber leſen Sie doch ſeine Briefe, — verſetzte ich, — iſt darin das kleinſte Merkmal von Wahnſinn? Den ſeltſamen Gegenſtand derſelben bei Seite geſetzt, werden Sie darin nur die beſonnene Beſchreibung einer phyſiſchen Erſcheinung ſehen...." —

„Alles dies iſt uns klar,..." wiederholte der Arzt... „Sie wiſſen, wir unterſcheiden mehrere Gattungen des Wahnſinns — vesaniae. Zur erſten Gattung gehören alle Arten der Wuth — hieher iſt der Fall Ihres Freundes nicht zu rechnen; die zweite Gattung begreift in ſich, erſtens die Neigung zu Viſionen — hallucinationes, zweitens den Glauben an die Gemeinſchaft mit Geiſtern — daemonomania. Es iſt ganz begreiflich, daß Ihr Freund, von Natur zur Hypochondrie geneigt, auf dem Lande einſam, ohne irgend eine Zerſtreuung, ſich in das Leſen ſolchen Unſinns vertiefte, dieſes Leſen wirkte auf ſeine Gehirnnerven, die Nerven..."

Noch lange erklärte mir der Doktor, welchergeſtalt ein Menſch bei vollem Verſtande und doch toll ſein könne, zu ſehen glaube, was er nicht ſieht, zu hören, was er nicht

hört; zu meinem höchſten Bedauern kann ich dem Leſer dieſe Erklärungen nicht mittheilen, denn ich verſtand nichts davon, aber, durch die Beweisführungen des Doktors überzeugt, unterließ ich nicht ihn einzuladen, mich auf das Gut meines Freundes zu begleiten.

Michael Platonowitſch lag auf dem Bette, mager, blaß; während mehrerer Tage hatte er gar keine Nahrung zu ſich genommen — als wir zu ihm traten, kannte er uns nicht, wiewohl ſeine Augen offen ſtanden; in ihnen brannte eine Art wilden Feuers; auf alle unſre Anreden erwiederte er kein Wort.... Auf dem Tiſche lagen beſchriebene Blätter Papier — ich konnte nur wenige Zeilen davon herausbringen, hier ſind ſie:

Bruchſtücke aus dem Tagebuche des Michael Platonowitſch.

„Wer biſt du?"

— Ich habe keinen Namen — ich bedarf deſſen nicht....

„Woher kommſt du?"

— Ich bin dein — das iſt alles was ich weiß — dir gehör' ich an, und keinem Andern, — aber warum biſt du hier? wo es ſo ſchwül und kalt iſt; bei uns wohnt die Sonne, klingen die Blumen, — duften die Klänge — zu mir — zu mir.... Wie ſchwer iſt deine Kleidung — wirf ſie ab, wirf ſie ab.... Nein, noch kannſt du nicht in unſere Welt gelangen.... Aber ich laſſe dich nicht! — Wie alles todt iſt in deiner Wohnung... Alles Lebendige iſt bedeckt mit kalter Hülle — zerreiße, zerreiße ſie!

„Das hier iſt eure Wiſſenſchaft?... Das eure Kunſt?... Ihr ſondert Zeit von Zeit und Raum von Raum, und ſterbet nicht aus Langerweile — zu mir, zu mir — ſchnell, ſchnell....

„Du biſt dieſes ſtolze Rom, die Hauptſtadt der Jahrhunderte und der Völker? Wie hat ſich das Epheu über deine Trümmer hingebreitet.... Aber die Trümmer bewegen ſich, aus dem grünen Boden erheben ſich mannigfach geſtaltete Säulen, ſie ſtellen ſich in harmoniſcher Ordnung auf, — kühn biegt ſich das Gewölbe über ſie hin, den Staub der Jahrhunderte abſchüttelnd belegt ſich der Fußboden mit ſpielender Moſaik, — auf dem Fußboden drängen ſich lebendige Menſchen, ſtarke Klänge der alten Sprache verfließen mit dem Geräuſch der Wogen — der Redner im weißen Gewand mit dem Kranz auf dem Haupte erhebt die Hand... und alles iſt verſchwunden — prächtige Gebäude ſinken zur Erde,— die Säulen biegen ſich, die Wölbungen graben ſich in die Erde, das Epheu windet ſich auf's neue über die Trümmer hin — alles iſt ſtill geworden, — die Glocke ladet zum Gebet ein, der Tempel iſt eröffnet, man hört Klänge der Orgel — tauſend harmoniſche Uebergänge ſchweben unter meinen Fingern, Gedanke ſtürzt ſich auf Gedanke, ſie jagen einander wie Traumgeſichte — wär' es möglich, ſie zu ergreifen, ſie feſtzuhalten? — und die gehorſame Orgel auf's neue wiederholt, als getreues Echo, alle augenblicklichen, unwiederbringlichen Bewegungen der Seele.... Der Tempel verödet, der Mondſchein fällt auf zahlloſe Statuen — ſie verlaſſen ihre Plätze, ſchreiten voller Leben an mir vorüber, ihre Reden ſind alt und neu, ihr Lächeln und ihr Blick

bedeutungsvoll — und auf's neue lehnen ſie ſich auf ihre Fußgeſtelle, und auf's neue fällt der Mondſchein auf die Statuen.... Schon ſpät iſt es... unſer harrt das muntre ſtille Gemach, vor den Fenſtern ſchimmert der Tiber, über ihm das Kapitol der ewigen Stadt... Bezauberndes Bild — es fließt zuſammen in dem engen Rahmen unſres Gemachs, ha! dort iſt ein andres Rom, ein andrer Tiber, ein andres Kapitol — wie munter praſſelt das Feuer.... umarme mich, reizendes Mädchen.... In dem Perlenpokal wallt das funkelnde Naß... trinke... trinke... Dort wirbelt in Flocken der Schnee und verwiſcht die Spur des Weges — hier erwärmen mich deine Umarmungen....

Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee, wirbelt empor zur Säule den eiſigen Staub, in jedem Stäubchen glänzet die Sonne — Roſen erblühen auf dem Antlitz der Geliebten — ſie ſchmiegte mit duftigen Lippen ſich mir an — wo fandeſt du dieſe Kunſt des Küſſens? Alles brennt in dir und heiße Feuchtigkeit umwallt jede Faſer meines Leibes.... Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee.... Was? Geſchrei des Kampfes? Iſt neue Feindſchaft zwiſchen dem Himmel und der Erde.... Nein, ein Bruder verrieth den Bruder, ein unſchuldiges Mädchen in der Gewalt des Verbrechens.... und die Sonne ſcheint und die Luft kühlt? Nein! die Erde erbebte, die Sonne verfinſterte ſich, ein Sturm ſenkte ſich herab vom Himmel — rettete das Opfer und reinigte den Verbrecher, — und auf's neue ſcheint die Sonne, und die Luft iſt ſtill und kühl, der Bruder umarmt den Bruder, und die Stärke beugt ſich vor der Unſchuld....

Folge mir, folge mir.. — es giebt eine andre Welt, eine neue Welt.... Siehe, der Kryſtall hat ſich aufgelöſt — dort innen iſt eine neue Sonne.... Dort vollendet ſich das große Geheimniß der Kryſtalle, laß uns den Vorhang aufheben.... Schaaren von Bewohnern der durchſichtigen Welt feiern ihr Leben mit bunten Blumen, hier iſt Luft — Sonne, Leben — ewiges Licht, ſie ſchöpfen in der Pflanzenwelt wohlduftende Harze, ſie faſſen ſie in glänzende Prismen ein, und befeſtigen ſie mit dem Elemente des Feuers.... Folge mir, folge mir! Wir ſind noch auf der erſten Stufe.... Aus unzähligen Wölbungen fließen Bäche — ſie ſprudeln raſch empor, und raſch fallen ſie zur Erde herab; über ihnen bricht ein lebendiges Prisma die Strahlen der Sonne, die Strahlen der Sonne winden ſich durch die Adern, und ein Springbrunnen führt ihre regenbogenfarbigen Funken in die Luft, bald fallen ſie in die Kelche der Blumen, bald in langem Bande winden ſie ſich zu netzartigen Gebilden; Lebensgeiſter, angeſchmiedet an ewigkochenden Gefäßen, verwandeln die lebendige Feuchtigkeit in duftenden Dampf, er verbreitet ſich in Wolken über den Wölbungen und fällt in großem Regen in das geheimnißvolle Gefäß des Pflanzenlebens.... Hier, im Heiligthume ſelbſt, kämpft der Keim des Lebens mit dem Keim des Todes, die lebendigen Säfte verſteinern und erſtarren in Metalladern, todte Elemente verwandeln ſich in den Uranfang der Seele.... Folge mir! folge mir!... Auf den hohen Thron ſetzte ſich der Gedanke des Menſchen, aus aller Welt zogen ſich zu ihm goldne Bande,— die Geiſter der Natur beugten ſich in den Staub vor ihm, — im Oſten brach das Licht der Bewegung an,—

im Weſten in den Strahlen der Abendröthe drängten ſich die Träume, und, nach Belieben der Gedanken — bald verſchmolzen ſie in Eine harmoniſche Form, bald zerſtreuten ſie ſich in fliegende Wolken.... Am Fuße des Thrones hielt ich mich in ihren Umarmungen feſtgedrückt.... Wir gingen an der Erde vorüber!...

Siehe — dort im uferloſen Abgrunde ſchwebt euer Stäubchen; dort die Verwünſchungen des Menſchen, dort das Schluchzen der Mutter, dort das Geſchwätz der Lebensnothdurft, dort der Hohn der Böſen, dort das Leiden des Dichters — hier verſchmilzt alles in ſüße Harmonie, hier iſt keine Leidenswelt, ſondern eine Welt des Wohllauts, und harmoniſche Klänge durchbeben leiſe die Wogen des Aethers.

Laſſe die irdiſche poetiſche Welt! Auch ihr auf Erden habt Poeſie! den zerpflückten Kranz eurer Seligkeit! Arme Menſchen! Seltſame Menſchen! In eurer dumpfen Tiefe fandet ihr, daß ſogar Leiden Glück ſei! Ihr verleihet dem Leiden poetiſchen Abglanz! Ihr ſeid ſtolz auf eure Leiden, ihr möchtet, daß die Bewohner der andern Welt euer Leben beneideten! In unſrer Welt ſind keine Leiden — dies iſt nur der unvollkommenen Welt zugetheilt, — ein Geſchöpf des unvollkommenen Daſeins! — Dem Menſchen ſteht es frei, vor ihnen ſich zu beugen, und ihm ſteht frei, ſie abzuwerfen wie ein zerlumptes Gewand von den Schultern des Beduinen.....

Meinſt du vielleicht, daß ich dich nicht kannte? Von früher Kindheit an war ich bei dir im Hauche des Lüftchens, in den Strahlen der Frühlingsſonne, in den Tropfen des duftigen Thaues, in den überirdiſchen Gebilden des Dichters! Wann in dem Menſchen der Stolz

ſeiner Stärke ſich wiedergebährt, wann ſtrenge Verachtung fällt aus ſeinen Augen auf die armſeligen Gebilde der ſublunariſchen Welt, wann ſeine Seele den Staub abwerfend ſterblicher Pein niedertritt mit Hohn die vor ihm zitternde Natur, — dann ſchweben wir über euch, dann harren wir des Augenblicks, euch aus den rauhen Feſſeln der Materie emporzuführen, dann ſeid ihr würdig unſres Anblicks! — Dieſe! Iſt irgend Leid in meinem Kuſſe — iſt irgend Zeit in ihm — er verlängert ſich in Ewigkeit und jeder Augenblick iſt für uns — neuer Genuß!... O bleibe mir treu! bleibe dir treu! Bewahre dich vor den Aergerniſſen deiner groben verſchmähten Natur!

Siehe — dort, in der Ferne, auf eurer Erde beugt ſich der Dichter vor einem Haufen Steine, überwachſen von empfindungsloſen Gebilden der Pflanzenkraft. „Natur!“ ruft er mit Begeiſterung aus, „erhabene Natur, was iſt größer als du in dieſer Welt? Was iſt gegen dich der Gedanke des Menſchen.“ Und die blinde, lebloſe Natur ſpottet ſeiner, und in dem Augenblicke des vollen Frohlockens des menſchlichen Gedankens, wälzt ſie eine Eislawine herab und vernichtet den Menſchen und den Gedanken des Menſchen! Nur in der Seele der Seele ſind hohe Gipfel! nur in der Seele der Seele tiefe Abgründe! In ihre Tiefe wagt ſich nicht die todte Natur; in ihrer Tiefe iſt die unabhängige, feſte Welt des Menſchen; ſiehe hier das Leben des Dichters — ein Heiligthum! hier iſt die Poeſie — eine Wahrheit! hier wird alles ausgeſprochen, was der Dichter noch nicht ſagen gekonnt; hier verwandelt ſich deſſen irdiſches Leiden in eine unermeßliche Reihe von Genüſſen! .....

O liebe mich! Ich welke nie dahin! Ewig jugendlich wird meine jungfräuliche Bruſt an deiner Bruſt ſchlagen! Ewiger Genuß wird für dich neu und in Fülle ſein — und in meinen Umarmungen wird der unmögliche Wunſch immer zum möglichen Gedanken werden!

. . . . . .

Dieſer Säugling — dies unſer Kind! Es harret nicht der Pflege des Vaters, es erweckt nicht falſche Zweifel, es erfüllte im voraus deine Hoffnungen; es iſt Jüngling und ſchon Mann zugleich, es lächelt und ſchluchzet nicht — ihm ſind keine Leiden möglich, wenn du nur nicht dein grobes, verſchmähtes Erdentheil zurückrufſt. — Nein, du wirſt uns nicht tödten durch bloßen Wunſch!

Aber weiter, weiter — es giebt noch eine andre, höhere Welt, dort fließt der Gedanke ſelber mit dem Wunſche zuſammen — folge mir, folge mir! . . ."

Mehr herauszubringen war faſt nicht möglich; es waren unzuſammenhängende, verſchiedenartige Worte: Liebe ... Vegetation ... Elektrizität ... Menſch ... Geiſt ... Am Schluſſe waren die letzten Zeilen mit gewiſſen ſeltſamen mir unbekannten Buchſtaben geſchrieben, und brachen auf jeder Seite ab.

Nachdem wir alle dieſe Tollheiten ſorgſam auf die Seite geſchafft, gingen wir an's Werk, und fingen damit an, daß wir unſern Schwärmer in ein ſtärkendes Bad ſetzten; der Kranke erzitterte am ganzen Leibe; „gutes Zeichen"; rief der Doktor aus. In den Augen des Kranken drückte ſich eine ganz beſondere Empfindung aus,

wie etwa Reue, Bitte, Pein der Trennung, ſeine Thränen floſſen in großen Tropfen... Ich machte den Doktor auf dieſen Ausdruck des Geſichts aufmerkſam.... Der Doktor antwortete: facies hippocratica!

Nach einer Stunde wieder ein ſtärkendes Bad — und ein Löffel Mixtur; darüber kämpften wir ordentlich, der Kranke ſträubte und wehrte ſich lange, aber endlich ſchluckte er es hinunter. „Der Sieg iſt unſer!“ rief der Doktor aus.

Der Doktor verſicherte, wir müßten aus allen Kräften uns bemühen, unſern Kranken aus ſeiner Erſtarrung herauszubringen und ſeine Empfindung aufzureizen. So thaten wir auch — zuerſt ein Bad, dann ein Löffel Mixtur die Eßluſt zu wecken, dann ein Löffel Fleiſchbrühe, und Dank unſrer verſtändigen Sorgfalt, fing der Kranke ſichtlich an, ſich zu beſſern; zuletzt zeigte ſich auch Eßluſt — er begann ſchon zu eſſen ohne unſre Beihülfe.

Ich ſuchte nun meinem Freunde die Erinnerung der vorigen Sachen abzuwenden, und ſeinen Sinn auf gründliche und nützliche Dinge zu lenken, als zum Beiſpiel auf den Zuſtand ſeines Beſitzthums, auf den Vortheil, eine Pottaſchfabrik hier zu errichten, und die Abgaben der Bauern auf andern Fuß zu ſetzen,... aber mein Freund hörte mich an wie im Schlaf, er widerſprach mir in nichts, folgte mir in allem gutwillig, trank, aß, was man ihm darreichte, wiewohl er darauf keinerlei Achtung hatte.

Was alle Mixturen des Doktors nicht bewirken konnten, das brachten meine Geſpräche zuwege von unſrer luſtigen Jugend, und inſonderheit einige Flaſchen

auserleſenen Laffittes, welche ich mitzubringen bedacht geweſen; dieſes Mittel, verbunden mit vortrefflichem Roſtbeef, brachte meinen Freund vollkommen wieder auf die Beine, ſo, daß ich ſogar wagte, die Rede auf ſeine Braut zu bringen; er hörte mich aufmerkſam an, und ſtimmte mir in allem bei; ich, als ein praktiſcher Mann, ſäumte nicht, ſeine gute Gemüthslage zu benutzen, ritt zu dem künftigen Schwiegervater, machte alles ab, legte den ſtreitigen Handel bei, ſchrieb den Heirathsvertrag nieder, ließ meinen Sonderling ſeine alte Uniform anziehen, verheirathete ihn — wünſchte ihm Glück, und reiſte zu mir nach Hauſe zurück, wo ein gerichtliches Geſchäft mich erwartete, und ich geſtehe, daß ich ſehr zufrieden mit mir und meinem Erfolg abreiſte. In Moskau, wie ſich von ſelbſt verſteht, überſchütteten mich alle Verwandten mit Freundlichkeiten und Dankſagungen.

Einige Monate ſpäter, nachdem ich meine Geſchäfte beſorgt, hielt ich doch für gut, die Neuvermählten zu beſuchen, um ſo mehr, als ich von dem jungen Ehemann gar keine Nachricht empfing.

Ich kam frühmorgens bei ihm an: er ſaß im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife im Munde, ſeine Frau ſchenkte Thee ein, durch das Fenſter fiel heller Sonnenſchein, und eine große reife Birne bog ſich an ihrem Zweige herein; mein Freund ſchien ſich meiner zu freuen, war aber im Ganzen ſchweigſam.

Ich wählte den Augenblick, da ſeine Frau ſich aus dem Zimmer entfernte, und ſagte mit Kopfſchütteln zu ihm:

„Nun, Brüderchen, biſt du denn nicht glücklich?“

Was glauben Sie? Ließ er ſich in's Geſpräch ein? O ja! Aber was für Zeug brachte er vor!

„Glücklich!“ wiederholte er mit Lächeln, „weißt du, was du mit dieſem Worte ſagſt? Innerlich lobeſt du dich und denkſt: Was bin ich doch für ein kluger Kerl, ich habe dieſen Verrückten wiederhergeſtellt, ihn verheirathet, und nun iſt er durch meine Fürſorge glücklich... Glücklich!... Dir liegen alle Lobpreiſungen meiner Tanten, Oheime, aller dieſer ſogenannten vernünftigen Leute, im Sinn, — und deine Eigenliebe iſt ſtolz und rühmt ſich — nicht wahr?“

— Und wenn es auch ſo wäre, verſetzte ich. „So begnüge dich mit dieſen Lobpreiſungen und Dankſagungen, aber die meinigen erwarte nicht; ja! Kätchen liebt mich, unſer Beſitzthum iſt in guter Ordnung, die Einkünfte gehen richtig ein, — mit Einem Worte, du haſt mir Glück verliehen, aber nicht meines; du haſt dich in der Nummer geirrt. Ihr vernünftigen Herren ſeid jenem Tiſchler ähnlich, der einen Kaſten für werthvolle phyſikaliſche Inſtrumente machen ſollte: er hatte das Maß nicht recht genommen, die Inſtrumente gingen nicht hinein, was war zu thun? Der Kaſten war fertig und ſchön polirt. Der Handwerker machte die Inſtrumente kürzer, bog ſie hier zurecht, machte ſie dort gerade, — nun gingen ſie in den Kaſten, und fügten ſich bequem, es war ganz hübſch anzuſehen, nur Eines dabei war ſchlimm: die Inſtrumente waren verdorben. — Meine Herren! nicht die Inſtrumente für den Kaſten, ſondern den Kaſten für die Inſtrumente. Macht den Kaſten nach den Inſtrumenten, aber nicht die Inſtrumente nach dem Kaſten.“

— Was willſt du damit ſagen? —

„Du biſt ſehr erfreut, daß du mich, wie du ſagſt, wiederhergeſtellt, das heißt meine Gefühle vergröbert, ſie

mit irgend einer undurchdringlichen Hülle überdeckt, ſie unerreichbar gemacht haſt für jede andere Welt, außer für deinen Kaſten... Schön! das Inſtrument hat ſich gefügt, iſt aber verdorben; es war zu einer andern Beſtimmung angefertigt... Jetzt, inmitten meines alltäglichen Lebens, wenn ich fühle, daß mein Unterleib von Tag zu Tag zunimmt, und mein Kopf in thieriſchen Schlaf verſinkt, ſo gedenk' ich mit Verzweiflung der Zeit, wo ich nach deiner Meinung in Wahnſinn war, wo ein reizendes Weſen aus der unſichtbaren Welt zu mir herniederflog, das mir Geheimniſſe enthüllte, welche ich jetzt nicht mehr ausdrücken kann, aber damals verſtand — wo iſt dies Glück? — Gieb es mir wieder!" — Du biſt ein Bruder Poet und weiter nichts — ſagte ich mit Verdruß — ſchreib Verſe... —

„Schreib Verſe" — erwiederte der Kranke, „ſchreib Verſe; — eure Verſe ſind auch wieder jener Kaſten; ihr habt auch die Poeſie in Theile zerlegt, hier haſt du Proſa, hier Verſe, hier Muſik, hier Malerei — wie beliebt es? Vielleicht aber bin ich Künſtler einer ſolchen Kunſt, die noch nicht vorhanden iſt, weder Poeſie, noch Muſik, noch Malerei iſt — einer Kunſt, die ich beſtimmt war zu entdecken, und welche jetzt vielleicht auf Tauſende von Jahren dahin iſt; finde mir ſie! vielleicht tröſtet ſie mich für den Verluſt meiner früheren Welt!"

Er beugte das Haupt, ſeine Augen bekamen einen ſeltſamen Ausdruck, er ſprach für ſich: „Es iſt vorbei— kehrt nicht wieder — ſie ſtarb — ſie ertrug es nicht — falle, falle!" und anderes dergleichen.

Uebrigens war dies ſein letzter Anfall. In der Folge, wie ich erfahren, zeigte ſich mein Freund als ein vollkommen

ordentlicher Mann, ſchaffte ſich Jagdhunde an, errichtete eine Pottaſchfabrik, führte in ſeiner Landwirthſchaft den Fruchtwechſel ein, gewann meiſterlich einige Prozeſſe über Grundſtücke — (die Felder verſchiedner Beſitzer liegen dort gemiſcht unter einander), ſeine Geſundheit iſt vortrefflich, er hat rothe Backen und einen ſtattlichen Bauch. (NB. Er gebraucht noch jetzt ſtärkende Bäder — ſie thun ihm ſehr gut.) Eines nur iſt ſchlimm: man ſagt, er trinke etwas ſtark mit ſeinen Nachbarn, und ſogar ohne Nachbarn; auch ſagt man, daß er kein Stubenmädchen unangefochten vorüber läßt, — aber wer hat nicht ſeine kleine Sünde in dieſer Welt? Wenigſtens iſt er jetzt ein Menſch wie alle andere.

So erzählte mir, indem er mir die Briefe des Michael Platonowtiſch zu leſen gab, einer meiner Bekannten, ein ſehr vernünftiger Mann; ich bekenne, daß ich von dieſer Geſchichte nichts verſtehe; werden etwa die Leſer glücklicher ſein?

Reval, 1836.

Frſt W. Odojeffskii.

Der Winterabend.

Aus dem Ruſſiſchen des Nikolai Melgunoff.

(Ich verhehle mir nicht, indem ich abermals eine Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen darbringe, daß ich unter meinen Leſern auch auf ſolche treffen werde, die anſpruchsvoller ſind, als ich es bin. Es giebt deren, welche jeder Neuigkeit gleichſam auflauern, und meinen, ſie müſſe ihnen das Unerhörteſte, Ueberſchwänglichſte, Epochemachendſte bieten, und die ſehr unwillig thun, und als hätte man ſie in ihrer Gebühr verletzt, wenn ſie dergleichen nicht empfangen. Solche Leute werden denn wohl auch nicht ermangeln, das kleine Genrebild, das ich hier mittheile, ein ihnen zu gewöhnliches Gericht zu nennen. Fragen wir aber nur ja nicht, welche Koſt ſie ſonſt im Stillen ſich genügen laſſen, oder was ſie ſogar, im öffentlichen Prunk, ihren Gäſten auftragen, und dieſen wie ſich ſelber zumuthen! — Ich meinerſeits bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem guten Boden edler, von humaner Güte und Einſicht durchdrungener Bildung, ein ſo ſchöner Verein ſinniger Lebensauffaſſung, äſthetiſcher und ſittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar ſehr erfreut und befriedigt bin, und auch die Freunde getroſt einlade zu einem ſolchen Genuſſe, den man ſich ohne Zweifel auch anderweitig verſchaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens ſpähet! —)

„Großväterchen", so sprachen
Die Mädchen mal zu mir,
„Weißt Du keine Mährchen,
Oder alte Geschichten?"
Ei gewiß! . . . .

W. Delwig.

I.

Einleitung.

Der lange russische Winter ist dem russischen Herzen theuer. „In allem mag Italien schön sein, doch — kein Winter!" pflegten die Soldaten Suworoff's zu sagen. Und wahrlich, was ist eure venetianische Sommernacht gegen helle Frosttage, wo man unwillkürlich tanzt vor Kälte? „Und kostet keinen Groschen", fügte wohl Suworoff's Soldat hinzu.

Der Rutschberg oder die Eisbahn, das muntre Dreigespann vor dem breiten Schlitten, sogar Schneegestöber und Windwehe, alles ist dem Russen lieb. Und wenn der zwölfstündige Abend kommt, — welch ein Genuß! Beim Lichte des mächtigen Kienspahns beginnt der lustige Erzähler sein weitausgesponnenes Mährchen, rings um ihn sitzen Alle mit aufgesperrtem Munde, — horchen, horchen, und schlafen auch wohl unter seinem Reden ein. Aber hier in der Ecke beim Spinnrocken sitzt ein schönes Mädchen, und ihr Lächeln, gleich einer Blume, ist dem Erzähler Lohn genug.

Im Winter, eben so wie im Alter, lebt der Mensch vom Vergangnen: von den Früchten des Herbstes, den Erinnerungen des Gewesenen. Im Winter, eben so wie im Alter, ist er gastfrei und redselig, — aus müssiger Behaglichkeit.

Wer im Winter je auf dem Lande gelebt, fern von dem Lärm der Stadt, der kennt aus Erfahrung die Gaſtfreiheit und Geſprächigkeit des Landbewohners, der auf die Seite hingeſtreckt von den Mühen des Sommers ausruht, und ſich für die kurze Arbeitſamkeit mit langdauernder Muße belohnt.

Im vergangnen Winter traf es ſich, daß ich bei einem Freunde war, der ſich mit einem reichen und ſchönen Mädchen verheirathet hatte und mit ihr auf dem Lande lebte. Der Kreis ſeiner nächſten Nachbarn war nicht groß, aber ausgezeichnet: er beſtand aus gebildeten Leuten, die mit Ehren im Heer oder in der Gemeindeverwaltung gedient hatten, jedes Jahr einmal Moskau beſuchten, und von dort jedesmal einen vollen Vorrath von Neuigkeiten und Geſchichten zurückbrachten.

Die meiſten hatten Familie; ihre Söhne und Töchter, in der Hauptſtadt erzogen, theilten auf einige Zeit mit ihnen die ländliche Einſamkeit. Sie brachten dahin alles mit, was uns in dem großſtädtiſchen Leben reizt: freundliches Benehmen, gebildeten Geſchmack, Anmuth, Geſelligkeit, und ließen auf der Schwelle das zurück, was man den Schatten der großen Welt nennen darf, — Gezwungenheit, Klatſcherei und Pflichtbeſuche. Dieſer nicht große Kreis erfreute ſich ſolchergeſtalt aller Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, ohne deſſen Gift, ohne deſſen kleinliche Obliegenheiten und nichtige Anſprüche. Mit Einem Wort, Alle lebten verbunden durch Herz und Seele; die Zeit eilte im Fluge dahin; und jeder, wenn man ſich zum Schlafengehen trennte, gedachte vergnügt des heutigen Tages, und beim Einſchlafen noch vergnügter des morgenden.

Vor Weihnachten kam zu meinem Freunde noch ſein Schwiegervater mit ſeiner Frau und ſeinen jungen Töchtern zum Beſuch. Dies gab für das ganze Haus neue Feſttage, neue Anläſſe zur Fröhlichkeit. Die Nachbarn wurden auf die ganze Weihnachtszeit eingeladen, und des Tanzens, der Schlittenfahrten, der Spiele jeder Art war kein Ende. Auch die Alten nahmen Theil daran, und ermunterten durch ihr Beiſpiel die Jüngern. Der Tag verlief meiſt in dieſer Weiſe: Morgens, nach dem Thee, mochte jeder vor uns, entweder auf ſeinem Zimmer oder im gemeinſamen Saale, nach Belieben ſich beſchäftigen, bis die Stimme des Hausbedienten zu dem nahrhaften Frühſtücke rief. Dann verfügten ſich Alle in das Gaſtzimmer, wo auf der großen, mit buntem gewirkten Tiſchtuch gedeckten Tafel der Feind des Mittageſſens prangte. Auf dem Lande, unter dem Einfluſſe der reinen Luft, der Gemüthsruhe und ſtarken Leibesbewegung, meldet ſich die Eßluſt von ſelbſt früher an, als in dem dunſtigen, geſchäftvollen, ſitzenden Stadtleben. Nach beendigtem Frühſtück, ſetzten ſich die Alten zum Leſen der Zeitungen hin, oder verhandelten Angelegenheiten des Tages und der Landwirthſchaft; die jungen Leute aber eilten zum Saale, wo ſie alsbald nach dem klangvollen Tiſchner'ſchen Fortepiano ſich im Walzer luſtig drehten. Doch nach einiger Zeit macht jemand, zum Fenſter tretend, die Bemerkung: „Wie herrliches Wetter iſt heute!" Dieſer Ausruf wird von den Damen wiederholt, und iſt das Zeichen zur Spazirfahrt. Zweiſpännige Schlitten mit ausgebreiteten Schneedecken ſind an der Freitreppe vorgefahren, die Pferde ſtampfen ungeduldig mit den Hufen den Schnee; doch auf dem

Lande dauert die Damentoilette nicht lange: bald ſind Alle in fröhlichem Gedränge verſammelt, ſetzen ſich ein, ſtellen ſich hinten auf, jeder in wetteifernder Eile, und die Pferde ſtürmen wie im Windeshauche fort. Ein guter Traber iſt in die Gabel geſpannt; aber das Beipferd, ſich im Bogen windend, wirft den Staub ſäulenhoch empor, und zerbeißt den Schnee unter den Füßen. Die furchtſamen Mädchen, ihre Schleier fallen laſſend, wenden erſchrocken das Geſicht ab, aber die kräftige Hand des Kavaliers hält die Zügel und mäßigt die Pferde; der Galopp verwandelt ſich in leichten Trab; die Schleier der wiederberuhigten Damen werden aufgenommen, und auf ihren Wangen erblühen winterliche Roſen. Bald beginnt Reif ihre Hüte zu überziehen: es iſt Zeit nach Hauſe zurückzukehren. Die Pferde ſind müde geworden, ſie gehen im Schritt; am Himmel erſcheint der Mond; leiſeres Geſpräch knüpft ſich zwiſchen Jüngling und Mädchen an: aber plötzlich ſpitzen die Pferde die Ohren, offenbar wittern ſie den nahen Wolf; wie Pfeile ſchießen die Schlitten dahin, ſchon haben ſie die Hoftreppe erreicht; die verſchüchterten Damen, noch zitternd, treten in die Zimmer ein, — Lärm, Erzählungen, Bemerkungen. . . . Aber bald iſt alles vergeſſen; fröhlich ſetzt man ſich zum hellerleuchteten Tiſche; die Spazirfahrt hat neuen Appetit erweckt, und als ob kein Frühſtück geweſen wäre! Ueberſeeiſche Weine wechſeln mit Fruchtweinen und mit Fruchtwäſſern, dem Lieblingsgetränke der Landmädchen. Sie koſten mit ihren Roſenlippen den hauserzeugten Nektar, die Zungen löſen ſich; der Hausherr flüſtert dem Diener etwas zu, es erſcheint der ſchäumende Aï und — das Ende krönt das Werk.

Ein Hauptanordner unſrer Vergnügungen war gewöhnlich ein guter Alter, von großer Lebensluſt und Munterkeit. Abends, wenn Alle um den Kamin oder den Theetiſch verſammelt waren, rückte er ſeinen Stuhl näher zu den Damen, und, — indem Ein Wort ſich an das andre reiht, — man merkt nicht wie der Abend vergeht!

Einesmals, am zweiten oder dritten Weihnachtstage, nachdem unſer Alter allen Vorrath der Spiele, Scherze und Einfälle erſchöpft hatte, ſetzte er ſich plötzlich hin und wurde nachdenklich.

„Genug", ſagte er endlich, „genug des Rennens; ſetzen wir uns ordentlich, und ſprechen wir von irgend was."

Aber von was denn?

„Wir wollen Mährchen erzählen."

Schön; mit der Bedingung, daß Sie anfangen.

„Recht gern; jedoch, was wünſchet Ihr zu hören: Gefühlvolles, Luſtiges oder Schreckliches?"

Schreckliches; das iſt in der Mode jetzt.

„Nun denn, ſo beſorgt vorher ein Fläſchchen Weingeiſt."

Die Damen rückten näher eine zu der andern, und im voraus von Furcht erfüllt, bereiteten ſie ſich zum Hören.

Der Alte begann.

II.

Erzählung.

Als Ihr noch gar nicht auf der Welt wart, und ich noch ſehr jung, fügte es ſich, daß ich wegen amtlicher

Obliegenheiten ungefähr ein Jahr lang in Volhynien lebte. Die Geſchäfte erforderten häufige Reiſen; und ich, um nicht von Ort zu Ort unaufhörlich umzuziehen, miethete mir eine Wohnung in Shitomir, wo ich meine Sachen niederlegte und meiner guten Wirthin zur Verwahrung übergab. Ihr kleines Haus theilte ſich in zwei Hälften, von denen ich die eine, die andre aber ein junger Graf einnahm, der nicht lange vorher aus fremden Ländern zurückgekehrt war, wo er, wie die Wirthin ſagte, ſeine Frau verloren hatte. Weil ich ſehr beſchäftigt und oft abweſend war, ſo gelang es mir nicht ihn zu ſehen, zumal er einſam lebte und ſich nirgends zeigte. Nachdem ich den mir ertheilten Auftrag völlig ausgeführt, war ich ſchon im Begriff, nach St. Petersburg zurückzugehen, als plötzlich eine Krankheit mich zurückhielt. Neun Tage hindurch lag ich in heftigem Fieber; und wäre nicht die Sorge der Wirthin geweſen, welche den Doktor herbeirief und mich wie einen Sohn wartete, ſo möchte ich Euch dies Geſchichtchen wohl nicht erzählen. Endlich bekam ich das Bewußtſein wieder, und der Erſte, den ich bei mir am Bette wahrnahm, war der Graf, welcher, wie ich erfuhr, mich mehrmals am Tage zu beſuchen pflegte. Solche Theilnahme rührte mich tief; ich wollte reden, und konnte doch nur ihm die Hand drücken. Aber nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein zog mich zu dem Unbekannten; ſeine hohe Wohlgeſtalt, ſein ſchönes offenes Geſicht, dem ein ſchwermüthiger Ausdruck beſondern Reiz gab, nahmen mich auf den erſten Blick ein. Meine langſame Geneſung gab uns Gelegenheit genauer mit einander bekannt zu werden. Aber ſeine Seele, die ſichtlich eben ſo ſchön war, wie ſein

Aeußeres, blieb durch eine Wolke des Kummers verhüllt, und war mir noch nicht völlig aufgeſchloſſen.

Wir ſaßen öfters am Fenſter, wo wir die Straße von Radziwiloff ſehen konnten, und jedesmal blickte er dorthin mit einer Art von unruhiger Erwartung. Wenn ein Wagen kam, ſo richtete er ſogleich ſein Fernglas darauf, und trat dann mißvergnügt vom Fenſter weg, indem er das Geſpräch auf etwas Gleichgültiges lenkte. Einmal verrieth ihn ſeine Lebhaftigkeit. Ein Wiener Reiſewagen mit überhangendem Schirmdach fuhr raſch an unſern Fenſtern vorüber und hielt vor dem nahen Wirthshauſe: „Das iſt ſie, das iſt ſie!“ rief er aus, ganz außer ſich vor Freude, und eilte auf die Straße. Ich hielt meine Begleitung für überflüſſig, und blieb zurück. Bald kam er wieder, aber aus ſeinem langſamen Gange, aus einer gewiſſen verſchämten Schüchternheit in ſeinem Geſicht, konnte ich ſchließen, daß er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht habe.

In das Zimmer tretend ſagte er: „Mein Benehmen, gewiß, wundert Sie; das Verbergen wäre jetzt nicht am Orte: ich muß mich Ihnen offenbaren. — Sie muthmaßen ohne Zweifel die Urſache meines Trübſinns, und haben längſt gemerkt, daß ich Jemanden erwarte. O, wenn Sie wüßten .... Aber, bei meiner Ehre, Sie ſollen alles wiſſen: es iſt Zeit, daß ich meine Seele enthülle, es iſt Zeit, daß ich den Kummer meines ganzen Lebens zu erleichtern ſuche! Ich irre ſchon lange in der Welt umher; bittere Umſtände haben mich den Freunden entrückt: ſei Du mein Freund ... Ja?“

Hierbei drückte der Graf mir feſt die Hand, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Mein Herz

ahndete, was ich hören würde. Ich anwortete ihm mit ſtummem Händedruck, der aber beredter was als Worte: wir verſtanden einander. Nach kurzem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Dir brauch' ich nicht zu ſagen, daß die Natur mich mit einer liebevollen Seele begabt hat, die fähig iſt tief zu fühlen, aber nicht, die Gefühle zu beherrſchen. Die Einbildungskraft entführte mich zu täuſchenden Luftgebilden, die ich thörigt für Wirchlichkeit nahm. Aber auch dann, wie ich dieſe zu finden dachte, und ihr die liebſten Bilder opferte, auch dann erlaubte ein böſes Geſchick mir nicht, des Sieges über mich lange zu genießen, und verſuchte meinen ſchwachen Willen durch neue Täuſchungen."

„Was ſoll ich alle Umſtände eines Lebens aufzählen, das reich an Empfindungen, aber arm an Ereigniſſen iſt? Ich werde der wichtigſten erwähnen, mit denen alle übrigen verknüpft ſind. Mein Vater hatte eine ferne Verwandte; wir hatten einander lange nicht geſehen. Ich war dreizehn Jahr alt, und ſollte jetzt zu den Pagen abgehen, unter die ich eingeſchrieben war, während ich noch zu Hauſe Unterricht genoß. Unſer Weg führte uns auch zu dieſer Verwandten. Sie war von einer zahlreichen Familie umgeben. Hier, zum erſtenmale, ſah ich die Welt, allerdings im Kleinen, aber ſcharf entgegengeſetzt meiner früheren Einſamkeit; hier, zum erſtenmale, ſtellte ſich mir die bunte Verſchiedenheit der Charaktere vor Augen, und ich verlor mich in dieſem kleinen Chaos widerſprechender Neigungen, Leidenſchaften und Gewohnheiten. In der Menge der Kinder wußte ich nicht, wen ich mir zum Gefährten wählen ſollte; keines von ihnen ſprach mir an's Herz; aber das Bedürfniß der

Freundschaft enthüllt sich früh im Menschen, besonders wenn er aus stiller Einsamkeit plötzlich in einen geräuschvollen Kreis geräth, und es dem Herzen unerläßlich wird, auf irgend wen sein zerstreutes, gegenstandloses Gefühl zu befestigen. Die Absonderung macht diesen Durst der Seele nur noch empfindlicher, Bald aber gelangte ich zu der Quelle, wo ich ihn stillen konnte."

„Eines Abends, nachdem mehrere Tage feuchtes Wetter gewesen, machten alle Kinder sich auf, in dem englischen Garten zu spielen, der hinter dem Hause lag, und ich mit ihnen. Frei athmete ich in der reinen, durch Regengüsse erfrischten Luft. Da ich so lange nicht aus dem Hause gekommen war, so fühlte ich mich wie im Weiten, in aller Fülle des Lebens: ich fühlte, wie mein Herz sich ausdehnte, wie rasch das Blut in mir strömte. Fünfzehn Jahre stürmischen Lebens haben in mir den Eindruck dieses Tages nicht verlöscht. Ich war fröhlich, sprang vor Lustigkeit; aber diese Fröhlichkeit war schon nicht kindisch mehr: in ihr verbarg sich der Keim eines nicht knabenhaften Gefühls. Von dieser Minute begann ich die Tage zu rechnen, begann ich zu leben; von dieser Zeit an war ich herangewachsen. O, wie begierig war ich, Alle in Einer großen, festen Umarmung an mich zu schließen! Aber meine Gefährten verstanden mich nicht, und liefen auf dem feuchten Rasen umher. Sie waren mir bemitleidenswürdig; ich erkannte welch ein Abstand sie — Kinder, von mir — dem Jüngling trennte, — diese Bezeichnung kam mir zum erstenmal in den Sinn! — Vorher hatte ich mich aus einem gewissen schüchternen Mißtrauen in mich selbst, von ihnen entfernt gehalten, jetzt entfernte ich mich von ihnen aus

Stolz. Auf ſolche Weiſe fand ich mich unvermerkt allein in einer dunklen Allee. Die Sonne war im Untergehen; ihre ſchrägen Strahlen drangen durch die Blätter der dichten und wohlduftenden Linden. Ich ging und ſann, ich weiß nicht ſelbſt worüber, als plötzlich etwas Weißes in der benachbarten Allee ſchimmerte. Ich dorthin; mir entgegen ein Mädchen, von gleichem Alter mit mir, wunderſchön, reizend, ein Vergißmeinnicht, wie es ſich auf ſeinem zarten Stiele ſchaukelt! Dies war, wie ich ſpäter erfuhr, eine von meinen Baſen; ſie ging ihre Großmutter beſuchen, die in der Nähe wohnte. Hand in Hand mit ihr ging eine bejahrte Dame, ihre Hofmeiſterin. Da wir uns in früher Kindheit nicht geſehen hatten, ſo kannten wir einander nicht, und ſie ging ſchweigend weiter. In mir ſchlug das Herz wie ein Fiſchchen im Netze. Ich nahm meinen Reiſehut, und ging auch ſchweigend vorüber. Ich weiß nicht, was ſie in dieſem Augenblicke fühlte; aber ich! . . O! ich athmete kaum: ſo beklommen war mir die Bruſt. Unbegreifliches ging in mir vor. Ich folgte dem Mädchen mit den Augen, und ſah mit quälendem Neide, wie ſie, freundlich zur Schulter ihrer Gefährtin den Kopf neigend, kaum die Erde berührend, wie ein luftiges Gebilde, bald verſchwand, bald wieder erſchien, je nach den Biegungen der Allee. Noch Einmal, zweimal, ſchimmerte zwiſchen den Bäumen ihr weißes Gewand, und — ich ſah ſie nicht wieder. Dieſe einfache Erſcheinung erfüllte mich mit unausſprechlichem Leid; dieſes weiße Kleid, das ſich vor mir verbarg, bedeutete mir die letzte ſchwindende Hoffnung nach augenblicklichem Glück und vor endloſem Weh. — O, meine Sylphide, mein Traum-

geſicht, meine paradieſiſche Blume, — dachte ich: wer biſt du? woher? Werde ich dich noch wiederſehen?"

„Ich ſah ſie noch an demſelben Abend; ich war wie neu geboren. Man führte mich zu der Baſe. Wie wir einander anſahen, erröthete wir; ich ſchwieg, ſie ebenſo. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte, ob ſie ſich meiner erinnerte? — „Nein", antwortete die Baſe, „ich erinnere mich nicht." — Aber ich wohl erinnere mich Ihrer! — Und indem ich dies ſagte, wurde ich bis über die Ohren roth: es war mir, als hätte ich mit dieſen Worten meine ganze Seele ausgeſprochen."

„Unſre gegenſeitige Schüchternheit verging bald. Die ganze Zeit, die ich noch bei der Verwandten zubrachte, blieben wir unzertrennlich. Das Gefühl, welches uns einander näherte, war nicht Freundſchaft, nicht Liebe, ſondern erhaben über beide, ein Gefühl ohne Namen, nur dem unſchuldigen Alter bekannt, der erſten Jugend. Jede Minute in ihrer Gegenwart dünkte mich ein Feſt; ohne ſie aber war mir ganz, als fehlte der Welt die Sonne."

„Die Erinnerung an die Zeit der erſten Liebe iſt ſo ſchmerzlich ſüß, daß Du mir einige Umſtändlichkeit wohl erlaubſt. Nach alter Sitte, die jetzt nur ſelten unter Verwandten noch Statt findet, küßte ich die liebliche Wiera jeden Morgen und jeden Abend auf den Mund. Anfangs wußte ich den Werth dieſes Gebrauchs nicht zu ſchätzen; aber nachdem ausgeſprochen worden, daß wir uns nach acht Tagen zur Weiterreiſe anſchicken würden, da — wirſt Du es glauben? — begann ich jeden Tag zu überrechnen, wie oft mir noch vergönnt bliebe die Baſe zu küſſen. Mit jedem Tage dünkte mich

ihr reiner Kuß ſüßer, der Gedanke der Trennung unerträglicher. Denke Dir hierzu unſre ſtillen Unterhaltungen, Erzählungen, Phantaſieen, das unſchuldige Stammeln des unſchuldigen, nie wiederkehrenden Jugendalters! Wie alles unſre Verknüpfung nur ſtärker befeſtigte! Warum mußte dieſes heitre Ergötzen ſich ſo bald verdunkeln? Warum dieſe uneigennützigen Freuden und Qualen ſo bald durch Berechnung und Geſellſchaftsſitte erſtickt werden?"

„Mehr als fünf Jahre waren vergangen ſeit dieſem erſten Sehen. Ich verließ die Pagen, trat in den Kriegsdienſt. Ich gehe auf Urlaub; mein erſtes Anliegen iſt, die Unvergeßliche aufzuſuchen: die Zeit und das zerſtreute Leben hatten ihr Bild in meinem Andenken nicht vertilgt. Aber, barmherziger Gott, was fand ich! Eine aufgeſchoſſene achtzehnjährige Schönheit, von geziertem, abſchreckendem Weſen, die mich kaum eines Blickes würdigte. Es war nutzlos, ſie an das Vergangene zu erinnern: ein kalter Strom des Vergeſſens war in ihr Herz gedrungen. Die tödtliche Schule der Welt hatte dieſe, für die Liebe geſchaffene, Seele ausgetrocknet; und das himmliſche Geſchöpf war in eine Puppe verwandelt, mit keinem andern Sinne mehr, als für Putz und die eitlen Erforderniſſe der Mode!"

„Getäuſcht in den heiligſten Hoffnungen, eilte ich den Ort meiner erſten Liebe zu verlaſſen, das Paradies meiner Jugend, jetzt verwelkt und verwüſtet! Ich ging fort, ohne Abſchied, und mit keinem Blicke ſogar mochte ich ſie an unſre frühere Freundſchaft erinnern. Stolz und Rache gaben mir das ein."

„In kurzem hörte ich, daß ſie verſprochen ſei. Auf

dieſe Nachricht begab ich mich nach Moskau, wo die Hochzeit ſein ſollte. Ich bot mich ihr zum Brautführer an, und mit mörderiſcher, ja! mit mörderiſcher Kaltblütigkeit geleitete ich ſie zum Altar. Mit boshafter Freude ſah ich, wie ſie mit ihrem vornehmen Bräutigam, einem aufgeblaſenen Geſchöpf, getraut wurde. Ich ergötzte mich zur Gnüge, indem ich dieſes theure Paar betrachtete!"

„Die erzürnte Eigenliebe bezwang in mir alle andern Gefühle. Die Treuloſe zu verachten war mir zu wenig; ich wollte den Triumph des Willens über die Leidenſchaft vollenden: aus Verzweiflung, oder aus was Du willſt, ich — verheirathete mich . . . ."

„Wundere Dich nicht, Freund; wenn Du die Liebe nicht erfahren haſt, ſo weißt Du nicht, was alles für Launen ſie hat. Meiner Baſe zum Trotz verheirathete ich mich, heirathete eine bekannte Schönheit, indem ich mich verliebt anſtellte, ſpielte die Rolle eines leidenſchaftlichen Gemahles durch, und um meine geweſene Geſpielin zu kränken, hörte ich nicht auf, vor ihr den Verſtand, die Schönheit meiner Frau zu preiſen. Sie rühmte mir dagegen ihren Mann! Diesmal verſtanden wir einander, und entzweiten uns völlig. Nach einiger Zeit ging ſie mit dem Manne nach St. Petersburg, und ich verlor ſie aus dem Geſicht."

„Inzwiſchen ſtarben meine Eltern; ich blieb allein mit meiner Frau . . . Ich werde den Staub der Verſtorbenen nicht aufſtören; aber hart iſt die Erinnerung des erlebten Geſchicks. Ich will es mit zwei Worten ſagen: ich trug das Kreuz, mein Freund! Alles, was Launen, Eigenſinn und endlich Eiferſucht, die keine

Gränzen kannte (denn zum Unglück liebte die Verstorbene mich), erzeugen konnten, alles das erfuhr ich in den Jahren meiner Ehe. Als sie an einer hitzigen Schwindsucht auszuzehren anfing, reiste ich mit ihr in das Ausland, — aber es war zu spät. Die Luft Italiens und des südlichen Frankreichs konnte ihren Tod nur verzögern. Ihre letzten Worte waren: „Bleibe mir getreu; sonst werd' ich an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen."

„Kaum ist es zu glauben, aber diese Worte klingen mir seitdem stets in den Ohren wieder. Ich kann ihrer nicht ohne Schrecken gedenken, wennschon ich weiß, daß nur ohnmächtige Eifersucht allein ihr solch seltsame Drohung eingeben konnte! Gott! ob sie wohl sich erfüllen wird?"

Nach diesen Worten schwieg der Graf. Er litt sichtlich: etwas Schweres drückte ihm die Seele; und der unerwartete Ausruf: „Das ist sie!" bestätigte meine Vermuthung, daß sein erschrecktes Gewissen nicht ohne Grund die Rache von jener Welt her fürchtete. Endlich glaubt' ich ihn aus seiner Schwermuth herausführen zu müssen, und fragte ihn: wen er hier erwarte?

Er erschrak, als würde er plötzlich aus dem Schlaf erweckt.

„Wen?" wiederholte er, und sein Gesicht erheiterte sich plötzlich vor Freude. „O, ich habe meine wunderbare Geschichte noch nicht auserzählt! Wen? fragst Du; — unglaublich! kaum daß ich selbst an mein Glück glaube. . . ."

„Meine Frau starb — aber, sieh, das weißt Du ja . . . freilich, hab' es Dir doch erzählt! — Hierauf

ſtreifte ich über ein Jahr in Europa umher; endlich, um mich wieder nach Rußland zu wenden, ging ich zurück nach Wien. Ich muß Dir ſagen, daß ich leidenſchaftlich Muſik liebe; — und Wien iſt die wahre Hauptſtadt der Harmonie: hier wollte ich meine Reiſe beenden, hier der Kunſt Lebewohl ſagen."

„Bald nach meiner Ankunft wurde von Muſikliebhabern die Aufführung der Vier Jahreszeiten des ſiebenzigjährigen Haydn veranſtaltet, und ich aufgefordert im Chor mitzuſingen, ich beſuchte daher alle Proben. Es kam der Abend des Konzerts; das Publikum war zahlreich. . . Meine Seele, erfüllt von der wunderbaren Harmonie des jugendlichen Greiſes, eröffnete ſich unwillkürlich der Liebe; unwillkürlich gedachte ich der unvergeßlichen Geſtalt, welche, wie ein Sinnbild alles Heiligen, mir in den Augenblicken der Begeiſterung unaufhörlich vorſchwebte. Plötzlich . . . nicht trau' ich meinen Augen . . . ſteht ſie vor mir, und ſingt im allgemeinen Chor die Hymne des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Mit zitternder Stimme ſang ich das erhabene Oratorium zu Ende, welches grabähnlich ſchließt mit dreimaligen: Amen. Hat nicht auch meine Liebe ſo geendet? dachte ich, und richtete den Blick auf die Erſcheinung. Der Frühling meiner Liebe iſt vorüber; auch der heiße Sommer ging dahin; jetzt kommt der düſtre Herbſt, und kein fröhlicher Geſang, ſondern eine Grabesmelodie erwartet mich."

„Das Konzert war geendet, ich trete näher zu der jungen Sängerin . . . Gott, es iſt Wiera! . . . ich vergaß alles, vergaß, daß wir inmitten des Publikums, vergaß, daß Wiera verheirathet, vergaß ſogar ihre

Erkaltung gegen mich, unſern erzwungenen Zwiſt ... ich lag in ihren Armen. . ."

„Mit kurzen Worten, — dies war meine frühere Wiera, ſanft, gut, liebevoll. Eine bittere Schule hatte ſie wieder zu ſich ſelber gebracht; ſie war wie eine Blume, dahingewelkt durch Trockenheit, aber wieder aufgeblüht durch Gewitterfriſche. Ihr Mann, ein kalter, ſeelenloſer Egoiſt, hatte in ihr allmählich Langeweile, Kummer, Bedauern der Vergangenheit und Reue erweckt, — und ſie, ſelber dies nicht bemerkend, wandte die Gedanken zu mir zurück, verglich ihr jetziges Leben mit jenen unvergeßlichen Augenblicken, welche wir in der Kindheit gehabt hatten: ſie war ſchon mein, als ſie den Mann durch den Tod verlor. Und ich wußte nichts davon; und ich, anſtatt ihrer wiederaufgelebten Liebe entgegen zu fliegen, führte ein mühſames Leben ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit dem Einen zertrümmerten Gedanken, mit dem Einen fruchtloſen Wunſche!"

„Wiera hatte in Wien einen Bruder; ſie war zu ihm gereiſt, in der Hoffnung, mit mir zuſammenzutreffen. Du erräthſt das Uebrige ... ja, wir verlobten uns; ihre entfernte Verwandtſchaft mit mir konnte kein Hinderniß abgeben. Ich harre ihrer von Stunde zu Stunde; ſie war in Wien bei dem Bruder geblieben, und ich vorausgeeilt, um alle Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Hier, hab' ich verabredet, auf ſie zu warten, hier wird auch unſre Hochzeit ſein."

Und inzwiſchen biſt Du bekümmert und ſchwermüthig? ſagte ich ihm als Vorwurf. — Grillenfänger! Was haſt Du jetzt noch zu fürchten?

„Den Schatten meiner Frau", antwortete der Graf

düſter. „Soll ich es ſagen?“ ſetzte er flüſternd hinzu, und ſah ſich nach allen Seiten um, „ſoll ich es Dir ſagen? ich habe ſie geſehen!“

Stellt euch mein Erſtaunen vor: ich ſprang zurück von ihm.

Biſt Du bei Sinnen?

„Ich habe ſie heutnacht geſehen“, fuhr der Graf mit gezwungener Faſſung fort, „ich habe ſie geſtern geſehen, habe ſie vorgeſtern geſehen.“

Im Traum?

„Ich weiß nicht; vielleicht . . . vielleicht aber auch wachend.“

Was ſagte ſie?

„Sie ſchwieg.“

Und weiter nichts?

„Nein: ſie zeigte auf eine andre Erſcheinung hin, und dies war — meine Wiera!... Starb ſie etwa?... Gott! Neulich ſchien mir, daß in dem Wagen ſie vorbeiführe; aber es war ein Mönch in der Kapuzinerkutte, mit der Muttergottes. Sage, was ſoll ich beginnen?“

Ich bemühte mich, den armen Grafen zu beruhigen; aber die Einbildung hatte ihn zu ſehr bewältigt. Ueberdies konnte ich nicht lange mehr bei ihm bleiben: der Dienſt rief mich nach St. Petersburg. Mit gepreßtem Herzen mußte ich von ihm Abſchied nehmen und ihn in qualvollſter Verfaſſung allein laſſen.

Nach St. Petersburg zurückgekehrt, richtete ich mehrere Briefe an ihn; aber, da ich keine Antwort bekam, ſo ſchwieg ich zuletzt.

Lange nachher, als ich wieder durch Shitomir kam, ging ich zu meinem alten Wirthe, in der Abſicht mich

ach dem Grafen zu erkundigen. Hier in der Kürze as Ende ſeines Berichts:

Bald nach meiner Abreiſe kam Wiera wirklich an. Der Graf ſchien ruhiger. Der Tag der Hochzeit war eſtimmt.

Allein an dem Vorabende gerieth das Haus, wo Biera abgeſtiegen war, in Brand. Der Schrecken, die uchte Nachtluft, erzeugten in ihr eine Krankheit, die ufangs unbedeutend war. Wie es auch ſein mochte, ie Hochzeit wurde aufgeſchoben.

Die Zeichen der Krankheit verkündeten keinerlei Ge- ihr. Es vergingen einige Tage, und Wiera befand ſich eſſer; aber plötzlich erſchien der Kapuziner, in welchem er Graf den Mönch erkannte, der damals unter unſern enſtern vorbeigekommen war. Der Mönch war auf Ballfahrt, die heiligen Oerter zu verehren, und kehrte ben zurück. Da er von der Kranken hörte, ſo beeiferte : ſich, ſeine geiſtlichen Heilmittel hier anzubieten.

Der Graf dankt dem guten Kapuziner, und bittet n, die Kranke zu beſuchen. Aber des Mönchs Gebete ringen bei ihr nicht die gewünſchte Beſſerung hervor, nd der fromme Vater iſt genöthigt, dem Grafen zu er- ffnen, daß ſeine Braut ohne Hoffnung ſei.

Die Vorherſagung erfüllt ſich: die Krankheit Wiera's ird ſtärker. Der Graf verſammelt alle Aerzte, die ſich i Shitomir finden laſſen. Sie treten zuſammen, ſpre- en lateiniſch, zucken die Achſeln, und — gehen fort.

Es vergingen noch drei Tage: die Kranke ſchlief ſtill in. Auf's neue verſammeln ſich die Aerzte, fühlen den uls, das Herz, bringen einen Spiegel vor den Mund; uch kein Zeichen des Lebens mehr! Sie erklären,

daß Wiera geſtorben, empfangen ihr Honorar, und — gehen fort.

Die Leiche wird mit den gebührenden Ceremonien zur Erde beſtattet . . . Es iſt überflüſſig, von der Verzweiflung, dem Jammer des Grafen zu reden. Er verfällt in Stumpfſinn, vernimmt keine Rede, erkennt die Umgebung nicht. Sein Kammerdiener bringt die erſte Nacht bei ihm vor dem Bette zu; plötzlich hört er einen Seufzer . . . Der Graf erhebt ſich mit krampfhafter Bewegung, und ſchreit mit erſtickter Stimme: „Wiera lebt; rettet ſie, rettet!“ Der Kammerdiener denkt, der Herr ſei im Wahnwitz, und legt ſich wieder hin.

Aber vor Tagesanbruch, mit ſchrecklichem Geheul: „Rettet!“ ſpringt der Graf raſch aus dem Bette, wirft ſich in die Kleider, und läuft auf den Kirchhof. Der Kammerdiener ihm nach. Der Graf weckt den Wächter. „Haltet mich nicht für toll, ſpricht er, nehmet den Spaten, grabet das Grab auf: ſie lebt, ſie lebt!“

Der erſchrockene Wächter gehorcht, ſchaufelt die Erde von dem Sarge fort, öffnet die Vernietung, und was findet ſich? Das unglückliche Opfer der unerfahrenen Aerzte hat ſich im Sarg umgedreht, krampfhaft ſind ihre Glieder zuſammengekrümmt, die Augen hervorgetrieben, der Mund halbgeöffnet, die Zunge zur Hälfte heraushängend. Ihre Kleidung war zerriſſen; der Kopf, die Hände und die Füße blutig. . . .

Der Graf ſank bewußtlos auf das Grab. Mit Mühe brachte man ihn zur Beſinnung zurück; allein vergebens: ſein Verſtand hatte ſich verdunkelt. Ob er jetzt noch lebt, oder ſchon ſtarb — iſt mir unbekannt.

So erfüllten ſich die Worte des grauſamen Weibes: „Ich werde an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen.“

III.

Schlußwort.

Nach beendigter Erzählung blickte der Alte aufmerkſam auf ſeine Zuhörerinnen. Einige von ihnen zitterten aus Furcht; andre hatten ſich entfernt, ohne die Entwickelung abzuwarten. Aber der Schwiegervater und die Schwiegermutter meines Freundes, die zu dem Erzähler in der Mitte ſeiner Erzählung herangetreten waren, ſahen ſich einander an und lächelten. — „Und Sie glauben dieſe Schreckensgeſchichte?“ fragte die alte Dame.

Warum nicht? ſagte der Alte. Sie haben vielleicht von den beiden Engländern gehört, von denen der eine, im Vorgefühl, daß er dieſes gewaltſamen Todes ſterben werde, frühzeitig ſeinen Freund bat, ihm vor der Beſtattung den Kopf aufzuhauen. Der Freund aber war in Frankreich auf Reiſen, als der letztere ſtarb. Da kam es dem erſteren Engländer einesmals im Traume vor, er ſei auf dem Kirchhofe ſeiner Vaterſtadt; nicht weit von ihm ein friſches Grab; er geht hinzu, und hört dort eine Stimme: „Rette mich, ich bin lebendig begraben.“ Es war die Stimme deſſen, der ihm jene Vorſicht geboten hatte. Nach dem Erwachen kehrt er ſchleunig nach England zurück, läßt das Grab aufgraben: die Lage des Körpers zeigte, daß der Unglückliche erſtickt war.

„Schrecklich!“ riefen die Mädchen aus.

Und unwahrſcheinlich, ſetzte die Alte hinzu. —

„Aber erklären Sie uns“, bat eine junge Dame,

zu dem Erzähler hingewendet, „was geſchah mit Ihrem Kapuziner? Wer war er? Weßhalb war er bei Ihnen?

Der Alte ſchwieg. Als treuer Geſchichtſchreiber überlieferte er nur das Vernommene, wußte aber weiter nichts.

Warten Sie, ich werde Ihre Neugier befriedigen, — ſagte, als die Reihe an ihn kam, der Schwiegervater meines Freundes; mir iſt dieſe Geſchichte bekannt, wiewohl etwas anders.

Ich werde meine Erzählung von der Zeit anheben, als Wiera, nachdem ſie durch die Familiengeſchäfte des Bruders in Wien aufgehalten worden, zu Shitomir eintraf. Wirklich gerieth das Haus, wo ſie abgetreten war, am Vorabende der Hochzeit in Brand; wahr iſt auch, daß ſie nach dem Feuer krank wurde. Aber ſie genas bald, heirathete den Grafen, und verließ ſogleich mit ihm Shitomir. Es traf ſich, daß gerade am Tage ihrer Abreiſe in dem von ihnen bewohnt geweſenen Hauſe eine Frau ſtarb. Die plauderhaften Nachbarinnen nahmen dieſe, wie man ſieht, für Wiera, und verbreiteten das Gerücht von dem Tode der ruſſiſchen Dame. Aber dieſes falſche Gerücht würde in ſich ſelber bald wieder erloſchen ſein, hätte ſich nicht ein Menſch gefunden, der daſſelbe zu ſeinem Zwecke benutzen wollte, und zu altem Unfug neuen hinzufügte.

Dieſer liebenswürdige Menſch war kein andrer, als der Ihnen ſchon bekannte Kapuziner. Sie müſſen wiſſen, daß Wiera, ſeit dem Tode ihres erſten Mannes, viele Anbeter hatte. Unter ihnen zeigte ſich am meiſten verliebt ein junger Taugenichts, deſſen Namen hier nicht genannt zu werden braucht. Er bat um ihre Hand, und erhielt einen Korb. Der abgewieſene Liebhaber ſann auf

Rache für die Kränkung. Die Gelegenheit ergab ſich bald.

Als er erfahren, daß Wiera ſich in Shitomir verheirathen würde, begab er ſich als Kapuziner verkleidet dorthin. Er führte ein Muttergottesbild bei ſich, und was ſonſt noch zum katholiſchen Wallfahrer gehört. Er hatte die Abſicht, in das Haus der von ihm Geliebten ſich einzuſchleichen, und wo nicht ihr Herz, doch ihr Gewiſſen zu bewältigen. Dieſer Plan gelang ihm zum Theil. Indem er die Krankheit Wiera's benutzte, da er ihre Neigung zum Katholicismus kannte, ſo erſchien er bei ihr als Pilger, der eben von den heiligen Oertern zurückkehre, und von daher die Kraft zu heilen mitbringe. Wiera ließ ihn vor ſich, und der Schalk, ganz geſchickt ſeine Rolle ſpielend, unterhielt ſich mit ihr von der Unſicherheit der irdiſchen Güter, von der Eitelkeit der Liebe der Menſchen, von der Falſchheit der Männer und anderem der Art. Er wollte ſie von dem Grafen abwenden, und dann vielleicht verlaſſen; aber Wiera, bei aller ihrer Leichtgläubigkeit, hielt Stand gegen den Argliſtigen. An dem Erfolg verzweifelnd, dachte er ſeinen Nebenbuhler wenigſtens zu erſchrecken, und eröffnete ihm, daß die Krankheit tödtlich ſei. Der Graf jagte den Kapuziner fort, ohne übrigens im geringſten deſſen wahren Stand zu ahnden.

Die von dem Schalk verſuchte Täuſchung wäre wohl bis heute geheim geblieben, hätte er ſelber ſie nicht offenbart. Nach einigen Tagen empfing Wiera von dem Kapuziner einen Brief, in welchem er ihr ſeine Verzweiflung kund that und ſich zu ſeiner Argliſt als einem Hülfsmittel bekannte, das ihm die Liebe eingegeben, dann

aber hinzufügte, daß er sich unfehlbar erschießen würde, wenn sie nicht einwilligte seine Gattin zu werden, und ihn davon binnen einem Monate benachrichtigte. Die gute Wiera war überaus erschrocken; aber der Graf kannte den Freund. Um seine Frau zu beruhigen, zog er nach abgelaufener Frist über den verzweifelten Liebhaber Erkundigungen ein. . . .

„Und was nun?" unterbrachen die Mädchen.

Er war im besten Wohlsein. Sein Brief war nur zum Scherz. Als er von der Heirath der Grausamen hörte, und folglich alle Hoffnung sie zu gewinnen verlor, da verbreitete er aus Muthwillen das neue Gerücht, als wäre sie lebendig begraben worden, ich aber sei wahnsinnig geworden und niemand wisse, wohin ich verschwunden.

So bist Du also der Graf? sagte der gute Alte, außer sich vor Freude. Mein Gott, wir haben wir beide gealtert! Ich hätte Dich in einem Jahrhundert nicht wiedererkannt. Aber wo hast Du Dein Grafenthum gelassen?

„Und wo Du Deinen frühern Familiennamen?" rief der gewesene Graf, seinen alten Freund umarmend.

Beide lachten herzlich.

Nun, nun, ich vergaß auch, — sagte der Alte, — daß man mich damals mit einem geheimen Auftrage abgeschickt hatte, und ich mußte den Familiennamen ändern.

„Was mich betrifft", erwiederte der Schwiegervater meines Freundes, „so hab' ich nie daran auch nur gedacht, mich Graf zu nennen. Wahr aber ist, daß man mich in Shitomir, nach polnischer Art, mit diesem Titel beehrte; jedoch . . ."

Jedoch, — unterbrach ihn der Alte, — hatte ich
ieine Briefe mit Seiner Erlaucht überſchrieben. Iſt
s darnach zu verwundern, wenn ſie nicht an Dich ge-
ngt ſind?

„Wie auch meine nicht zu Dir", ſetzte der ehemalige
raf hinzu.

Aber ſei es wie es ſei, riefen beide zugleich; iſt es
ohl auszuſprechen? Wahrlich es ſind dreißig Jahre,
ß wir uns nicht geſehen haben!

„Nicht dreißig, weniger", bemerkte die geweſene
Biera.

Nun, was ſoll hier das Verbergen, meine Freun-
n, ſagte der Mann, indem er liebkoſend ſie an das
nzliche Kinn faßte: unſer älteſter Sohn möchte jetzt
ngefähr achtundzwanzig Jahre zählen.

Die Alte ſeufzte und zog ſich zur Seite. Ich weiß
icht, ob die Erinnerung an den Sohn, oder der Rück-
ick auf ihre Jugend dieſen Seufzer auspreßten; nur
ng ſie nicht mehr zu dem muntern Kreiſe der Mädchen.

Inzwiſchen erſcholl im Saale der raſche Walzer,
nd unſer Erzähler, zur geweſenen Biera gewendet,
gte:

Mütterchen! dreißig Jahre zurück, und wir wären
ſammen jung.

1838.

Bela.

Aus den Papieren eines ruſſiſchen Offiziers über den Kaukaſus.

(Aus dem Ruſſiſchen des Michael Lermontoff.)

An

N. Melgunoff.

Ich widme Ihnen, hochverehrter Freund, die deutſche Ueberſetzung einer ruſſiſchen Novelle, welche Sie zuerſt mir zu dieſem Zweck empfahlen. Die Erzählung Lermontoff's gehört unſtreitig zu den trefflichſten, deren ſich dieſe Gattung rühmen kann; in Schilderung des Perſönlichen darf ſie wohl an den großen ſpaniſchen Dichter, in Darſtellung der Gegenden an den anerkannten Meiſter, den wir hiefür in dem Fürſten von Pückler-Muskau beſitzen, vortheilhaft erinnern. Schenken deutſche Leſer mir für dieſe Uebertragung, wie ich hoffe, einigen Dank, ſo ſei er gleich im voraus hier mit Ihnen und mit dem jungen ruſſiſchen Freunde getheilt, deſſen günſtige Aushülfe mir hiebei, in Betracht des eigenthümlichen Stoffes, ſo erwünſcht als förderlich war!

Kiſſingen, den 9. Juli 1840.

Der Ueberſetzer.

Ich reiſte mit Poſtfuhrwerk von Tiflis ab. Die ganze adung meines auf jeder Station zu wechſelnden Karrens eſtand in einem nicht gar großen Mantelſack, der zur älfte mit Reiſebemerkungen über Gruſien vollgeſtopft ar. Ein großer Theil davon, zum Glück für euch, ing verloren, doch der Mantelſack ſelbſt mit den übrigen achen, zum Glück für mich, blieb wohlerhalten.

Schon begann die Sonne hinter den ſchneeigen Ber- esrücken zu entweichen, als ich in das Koiſchaurskiſche hal hineinfuhr. Mein Fuhrmann, ein Oſſetin, trieb nermüdlich die Pferde an, um noch zur Nacht auf den oiſchaurskiſchen Berg hinaufzugelangen, und ſang aus oller Kehle dazu. Eine herrliche Gegend dieſes Thal! Von allen Seiten unerſteigliche Bergwände, röthliche Fel- en, mit grünen Ranken umhangen, und mit Gruppen on Platanen gekrönt, gelbliche Riſſe vom Regen aus- ewaſchen, und dann hoch oben die goldne Franze von chnee, unterwärts aber der Aragwa, der mit einem ndern, namenloſen Waldſtrome vereint ſchäumend aus chwarzer, nebelvoller Felskluft hervorſtürzt, ſich als ſil- erner Faden dahinzieht, und ſchimmert wie eine Schlange n ihren Schuppenwindungen.

Als wir zum Fuße des Koiſchaurskiſchen Berges hin- ntergekommen waren, hielten wir bei der Duchana an. Hier waren lärmend ein Stücker zwanzig Gruſinier und Sorzen verſammelt, in der Nähe hatte eine Karawane on Kameelen zum Nachtlager Halt gemacht. Ich mußte Ochſen miethen, um meinen Karren dieſen verwünſchten Berg hinaufzuſchleppen, weil es ſchon Herbſt war und

Glatteis den Weg erſchwerte, der ungefähr zwei Werſte lang iſt.

Es war nichts anders zu thun, ich miethete ſechs Ochſen und einige Oſſetinen. Einer von dieſen warf meinen Mantelſack auf die Schultern, die andern waren bemüht den Ochſen nachzuhelfen, doch faſt nur mit Schreien.

Hinter meinem Karren folgte ein andrer von nur vier Ochſen fortgezogen, als wenn dabei weiter nichts wäre, und doch war er bis hoch hinauf beladen. Dieſer Umſtand ſetzte mich in Verwunderung. Der Herr der Fuhre kam hinterdrein, ſein kleines kabardiniſches mit Silber beſchlagenes Pfeifchen rauchend. Er war mit einem Offizier-Ueberrock ohne Epauletten und mit einer tſcherkeſſiſchen Pelzmütze bekleidet. Er ſchien etwa vierzig Jahr alt, nicht älter; ſeine ſchwarzbraune Geſichtsfarbe zeigte, daß er längſt mit der Sonne jenſeits des Kaukaſus bekannt ſein müſſe, und ſein vorzeitig ergrauter Schnurrbart entſprach nicht ſeinem feſten Gange und rüſtigen Ausſehen. Ich trat zu ihm und machte ihm eine Verbeugung; er erwiederte ſie ſchweigend und blies einen ungeheuren Tabaksqualm aus dem Munde.

„Wir ſind Reiſegefährten, wie es ſcheint?“

Er ſchwieg ferner, aber verbeugte ſich bejahend.

„Sie gehen gewiß nach Stawropol?“

— Allerdings ... mit Sachen, die der Krone gehören.

„Sagen Sie mir doch, ich bitte, wie ſo Ihren ſchweren Wagen vier Ochſen gleichſam ſpielend fortbewegen, aber meinen leeren ſechſe kaum weiterbringen, noch dazu mit Beihülfe dieſer Oſſetinen?“

Er lächelte liſtig, und blickte mich bedeutend an. — Sie ſind gewiß noch nicht lange auf dem Kaukaſus?

„Ein Jahr etwa", erwiederte ich.

Er lächelte abermals.

„Aber was denn?"

— Nun, dieſe Aſiaten ſind abſcheuliche Beſtien! Sie uben wohl, daß die Kerle durch ihr Schreien helfen? in Teufel weiß, was ſie ſchreien! Aber die Ochſen, verſtehen es; ſpannen Sie ihrer bis zu zwanzig an, lange die Kerle nur ſo auf ihre Art ſchreien, rühren) die Ochſen kaum von der Stelle . . . Schreckliche)itzbuben! Aber was ſoll man mit ihnen anfangen? e beeifern ſich den Reiſenden Geld abzupreſſen . . . an hat ſie verwöhnt, die Schelme: und Sie werden en, ſie fordern Ihnen noch ein Trinkgeld ab. Ich r kenne ſie ſchon, mich werden ſie nicht anführen.

„Sie dienen alſo ſchon lange hier?"

— O ja, ſchon bei Alexei Petrowitſch (Jermoloff's) ten diente ich hier, antwortete er mit ſtolzem Wohlallen. Als er auf die Linie hieherkam, war ich Unterıtenant — ſetzte er hinzu — und unter ihm bin ich i Stufen aufgeſtiegen für Auszeichnung in Gefechten en die Gorzen.

„Und jetzt ſind Sie?"

— Jetzt gehör' ich zum dritten Bataillon der Linie.) Sie, wenn ich fragen darf?

Ich ſagte es ihm.

Hiemit endete das Geſpräch, und wir gingen ſchweid neben einander her. Auf der Höhe des Berges den wir Schnee. Die Sonne ging unter, und die cht folgte auf den Tag plötzlich, ohne Uebergang, wie ı im Süden gewöhnlich iſt; doch konnten wir mit lfe des Schneeſchimmers leicht den Weg unterſcheiden,

der noch immer bergauf ging, wiewohl ſchon weniger ſteil. Ich befahl meinen Mantelſack auf den Karren zu legen, ſtatt der Ochſen wieder Pferde vorzuſpannen, und blickte noch zum letztenmal auf das Thal hinab, — aber ein dicker Nebel, der wallend aus der Felskluft hervorſtrömte, bedeckte daſſelbe völlig, und kein einziger Schall mehr von dort erreichte unſer Ohr. Die Oſſetinen traten lärmend zu mir heran und forderten ein Trinkgeld; doch der Stabskapitain ſchrie ſie ſo drohend an, daß ſie augenblicklich das Weite ſuchten. — „Seht mir doch dieſes Volk", ſagte er, „nicht einmal Brot können ſie auf Ruſſiſch nennen", aber: „Offizier, gieb Trinkgeld!" das wiſſen ſie auswendig. Sogar die Tataren ſind mir lieber: die ſind wenigſtens keine Säufer . . ."

Bis zur Station war noch ungefähr eine Werſte zurückzulegen. Rings war alles ſtill, ſo daß man den Flug einer Mücke verfolgen konnte, ſo genau hörte man ihr Summen. Links öffnete ſich eine tiefe Felſenſpalte, hinter ihr und vor uns zeichneten ſich an dem blaſſen Horizont, der noch den letzten Abglanz der Abendröthe bewahrte, die dunkelblauen Gipfel des Berges ab, runzligt eingeſchnitten, bedeckt mit Schichten Schnees. Am dunkeln Himmel begannen die Sterne hervorzuſchimmern, und ſeltſam, ſie däuchten mir weit höher zu ſein, als bei uns im Norden. Auf beiden Seiten des Weges ſtarrten kahle, ſchwarze Geſteine; hie und da blickten aus dem Schnee Geſträuche heraus, aber auch nicht Ein trocknes Blättchen rührte ſich, und inmitten dieſes Todesſchlafes der Natur war es erquickend, das Schnauben eines fernen Poſtgeſpanns und das ungleiche Geklimper des ruſſiſchen Glöckchens zu vernehmen.

„Morgen wird herrliches Wetter ſein", ſagte ich. Der Stabskapitain erwiederte kein Wort, und zeigte mit dem Finger auf den hohen Berg, der ſich gerade vor uns erhob.

„Was denn?" fragte ich.

— Das iſt der Gudberg.

„Was iſt mit dem?"

— Sehen Sie nur, wie er raucht.

Und in der That, der Gudberg rauchte; auf ſeinen Abhängen krochen leichte Wolkenſtröme, auf dem Gipfel aber lag eine ſchwarze Wolke, ſo ſchwarz, daß ſie auf dem finſtern Himmel ſich als ein Flecken zeigte.

Schon unterſchieden wir den Poſthof, die Dächer der ihn umringenden Hütten, und vor ihnen ſchimmerten uns freundliche Feuerchen entgegen, als ein feuchter, kalter Wind ſich erhob, die Felskluft zu heulen anfing, und ein feiner Regen niederging. Kaum hatte ich die Burka um die Schultern geworfen, ſo ſtürzten auch ſchon dichte Schneeflocken herab. Ich blickte mit Ehrfurcht auf den Stabskapitain . . . .

— Wir müſſen hier über Nacht bleiben, ſagte er
it Verdruß: bei ſolchem Schneegeſtöber kann man nicht
rch's Gebirge. Was? Gab es Schneefälle auf dem
reuzberge? fragte er den Fuhrmann.

— „Es gab keine, Herr", antwortete der Oſſetin:
ber es hängt viel, viel."

In Ermangelung eines Zimmers für die Reiſenden
dem Poſthofe, wies man uns das Nachtlager in der
herigen Hütte an. Ich lud meinen Reiſegefährten
mit mir ein Glas Thee zu trinken, denn ich führte

einen gußeiſernen Theekeſſel bei mir — meinen einzigen Troſt auf den Reiſen im Kaukaſus.

Die Hütte war auf der einen Seite an den Felſen angeklebt; drei ſchlüpfrige, feuchte Stufen führten zur Thür hinauf. Tappend ging ich hinein, und ſtieß mich an eine Kuh, — der Viehſtall iſt bei dieſen Leuten gleichſam das Bedientenzimmer. Ich wußte nicht, wohin mich wenden: hier blöken Schafe, dort knurrt ein Hund. Zum Glück ſchimmerte ſeitwärts ein trübes Licht, und half mir eine andre thürähnliche Oeffnung finden. Da enthüllte ſich ein Bild, das merkwürdig genug anzuſehen war: die weite Hütte, deren Dach ſich auf zwei rauchgeſchwärzte Pfähle ſtützte, war voller Leute. In der Mitte, auf dem Erdboden, praſſelte ein kleines Feuer, deſſen Rauch, durch die Gewalt des Windes von der Oeffnung des Daches zurückgeſtoßen, rings alles dicht umhüllte, ſo dicht, daß ich lange nicht aus den Augen ſehen konnte; beim Feuer ſaßen zwei alte Frauen, eine Menge Kinder, und ein hagrer Gruſinier, alle in Lumpen. Es war nichts anders übrig, als uns auch beim Feuer niederzulaſſen, wir zündeten unſre Pfeifen an, und bald begann der Theekeſſel ſein angenehmes Brauſen.

„Ein jämmerliches Volk!“ ſagte ich zu dem Stabskapitain, indem ich auf unſre ſchmutzigen Wirthsleute hindeutete, welche ſchweigend uns anſtarrten.

— Ein erzdummes Volk, erwiederte er. Glauben Sie nur, nichts in der Welt verſtehen ſie, keiner Art von Ausbildung ſind ſie fähig! Da lob' ich mir noch unſre Kabardinzer oder Tſchetſchenzen, zwar räuberiſche, armſelige Leute, aber dabei rechte Tollköpfe. Doch dieſe hier haben nicht einmal zu den Waffen Luſt: bei keinem

einzigen findet man einen guten Dolch. Nun gar erſt die Oſſetinen!

„Sie waren wohl lange in Tſchetſchen?“

— O ja, ich ſtand ein zehn Jahre dort in der Feſtung mit einer Kompanie, beim Steinernen Furt, wiſſen Sie den?

„Ich hörte davon.“

— Ich muß ſagen, Freund, dieſe Händelmacher wurden uns ſehr beſchwerlich; jetzt, Gott ſei Dank, iſt es ruhiger, aber früher durfte man ſich nur hundert Schritte vom Wall entfernen, und ſchon ſaß irgendwo ein wilder Teufel auf der Lauer: war man einen Augenblick achtlos, gleich hatte man entweder die Schlinge um den Hals oder die Kugel im Genick. Aber wackre Burſchen ſind's! . . . .

„Gewiß gab es viele merkwürdige Abentheuer zu beſtehen?“ ſagte ich, angeſpornt von Neugier.

— Wie ſollt' es nicht! Es gab deren . . .

Hierauf begann er ſeinen linken Schnurrbart zu ſtreichen, hing den Kopf und wurde nachdenklich. Ich hatte das größte Verlangen, irgend ein Geſchichtchen aus ihm herauszuziehen, — ein Wunſch, der allen Reiſenden und Reiſeberichtern eigen iſt. Unterdeſſen war der Thee fertig geworden, ich nahm aus dem Mantelſack zwei Reiſebecher, ſchenkte ein, und ſtellte den einen vor ihn hin. Er ſchlürfte ein wenig ab, und ſagte gleichſam für ſich: „Ja, es gab deren!“ Dieſer Ausruf gab mir große Hoffnungen. Ich weiß, die alten Kaukaſusleute lieben etwas zu ſchwatzen, zu erzählen; es kommt ihnen dazu die Gelegenheit ſo ſelten; mancher ſteht ein Jahrer fünf irgendwo in einem einſamen Winkel mit der Kompanie,

und die ganzen fünf Jahre hindurch ſagt niemand zu ihm ſchlechtweg: Guten Morgen! (denn der Feldwebel ſpricht ausdrucksvoller: Schönen guten Morgen wünſch' ich!) Aber an Stoff kann es nicht fehlen: ringsumher ein wildes, merkwürdiges Volk, jeden Tag Gefahr, häufig wunderbare Vorfälle, nothwendig muß man da bedauern, daß bei uns ſo wenig aufgeſchrieben wird.

„Wollen Sie nicht etwas Rum hinzuthun?" ſagte ich zu meinem Gefährten: „ich haben weißen aus Tiflis bei mir; jetzt iſt es kalt."

— Nein, ich danke beſtens, ich trinke keinen.

„Wie kommt das?"

— Das kommt ſo. Ich hab' es mir angelobt. Als ich noch Unterlieutenant war, einmal, wiſſen Sie, zechten wir ein wenig zuſammen, und in der Nacht entſtand Allarm; wir eilten vor die Front, noch etwas fröhlich vom Trinken. Aber es kam uns auch heim, als Alexei Petrowitſch es erfuhr: Gott bewahre! wie erzürnte er ſich! er war nahe daran, Kriegsrecht über uns halten zu laſſen. Es iſt auch wahr, manchmal lebt man ein ganzes Jahr ohne jemand zu ſehen, kommt nun noch der Branntwein — ſo iſt man ein verlorener Menſch.

Als ich das von ihm hörte, verlor ich faſt alle Hoffnung.

— Zum Beiſpiel die Tſcherkeſſen, fuhr er fort, ſo wie ſie anfangen ſich in ihrer Buſa gütlich zu thun, bei Hochzeiten oder Begräbniſſen, ſo kommt es auch bald zum Einhauen. Ich hab' einmal den Kopf kaum davongebracht, und war doch bei einem friedlichen Fürſten zu Gaſt.

„Wie ereignete ſich das?"

— Nun, (er ſtopfte ſich die Pfeife zurecht, zog einen langen Zug in ſich hinein, und begann zu erzählen), nun ſehen Sie, ich ſtand da in der Feſtung jenſeits des Terek mit der Kompanie — es iſt bald fünf Jahr. Einmal, im Herbſte, kam ein Transport mit Lebensmitteln; bei dem Transport war ein Offizier, ein junger Menſch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Er erſchien bei mir in voller Uniform, und meldete mir, daß ihm befohlen ſei, bei mir in der Feſtung zu bleiben. Er war ſo dünn, ſo bläßlich, die Montirung ſtand ihm ſo neu, daß ich gleich vermuthete, er ſei erſt unlängſt bei uns auf dem Kaukaſus. „Sie ſind gewiß", fragte ich ihn, „hieher aus Rußland herüberverſetzt?" — „Ja, Herr Stabskapitain", antwortete er. — Ich nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Sehr erfreut, ſehr erfreut. Es wird Ihnen etwas langweilig ſein, indeß wollen wir zuſammen ganz freundſchaftlich leben. Nennen Sie mich alſo gefälligſt nur ſchlechtweg Maxim Maximitſch, und — ich bitte — wozu dieſe volle Uniform? Kommen Sie zu mir nur immer in der Mütze." Man wies ihm ſein Quartier an, und er blieb ſeitdem in der Feſtung.

„Wie hieß er?" fragte ich den Maxim Maximitſch.

— Er hieß... Doch was ſoll Ihnen ſein Namen? Nennen wir ihn einſtweilen Grigorii Alexandrowitſch Petſchórin. Er war ein herrlicher Junge, kann ich Sie verſichern; nur etwas ſonderbar. Zum Beiſpiel, im Regen, in der Kälte, den ganzen Tag auf der Jagd, Alle frieren ſehr, ermüden, — doch er keineswegs. Dagegen ein andermal ſitzt er in ſeinem Zimmer; ein Lüftchen weht, er verſichert, daß er ſich erkältet habe; der Fenſterladen ſtößt

an, er erſchrickt und erblaßt: dann wieder ſah ich ihn ganz allein auf ein Wildſchwein losgehen. Zu Zeiten konnte man ſtundenlang kein einziges Wort aus ihm herausbringen, dafür wieder konnte er bisweilen ſo erzählen, daß einem vor Lachen der Bauch weh that. Ja, er hatte große Sonderbarkeiten, und muß reich geweſen ſein, was für koſtbare Seltenheiten er nur beſaß! . . .

„Blieb er lange mit Ihnen zuſammen?“ fragte ich wieder.

— Ja, wohl ein Jahr. Noch iſt mir dieſes Jahr in gutem Gedächtniß; er machte mir Sorgen und Verdruß, aber daran will ich jetzt nicht denken! Wahrlich, manchen Menſchen iſt es von der Geburt her vorbeſtimmt, daß ſich mit ihnen mancherlei ungewöhnliche Dinge ereignen müſſen.

„Ungewöhnliche?“ rief ich mit neugierigem Eifer, indem ich ihm Thee einſchenkte.

— Ich werd' es Ihnen erzählen. Ungefähr ſechs Werſte von der Feſtung wohnte ein friedlicher Fürſt. Sein Söhnchen, ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, hatte ſich angewöhnt uns zu beſuchen. Jeden Tag pflegte er zu kommen, bald wegen dieſen, bald wegen jenen, und ich und Grigorii Alexandrowitſch verzogen ihn ganz. Aber auch was für ein flinker Junge war er, geſchickt zu allem was man nur wollte! In vollem Galopp nahm er die Mütze vom Boden auf, ſchoß er aus der Flinte. Eines war in ihm nicht hübſch: er war ſchrecklich auf's Geld erpicht. Einmal, zum Scherz, verſprach Grigorii Alexandrowitſch ihm einen Dukaten zu geben, wenn er ihm den beſten Bock aus des Vaters Heerde wegſtöhle; und was denken Sie? in der folgenden Nacht ſchleppte er ihn am

Horn herbei. Geſchah es aber bisweilen, daß uns einfiel ihn zu necken, unterliefen ihm die Augen mit Blut, und gleich griff er zum Dolche. Ei, Aſamat, du wirſt den Kopf nicht davonbringen, ſagte ich zu ihm, dein toller Sinn wird dein Verderben!

— Einſt kam der alte Fürſt ſelber, uns zu einer Hochzeit einzuladen: er verheirathete ſeine älteſte Tochter, und wir waren gaſtbefreundet. Sie wiſſen, man kann dergleichen nicht wohl ablehnen, wiewohl er nur ein Tàtar war! Wir verfügten uns hin. Im Aul ſtürzten uns eine Menge Hunde mit lautem Gebell entgegen. Die Weiber, ſobald ſie uns ſahen, verſteckten ſich; diejenigen, deren Geſicht wir ſehen konnten, waren bei weitem keine Schönheiten. „Ich hatte eine viel beſſere Meinung von den Tſcherkeſſinnen", ſagte mir Grigorii Alexandrowitſch. — Nur noch etwas Geduld — antwortete ich lächelnd; und dachte das Meinige dabei.

— Bei dem Fürſten, in der Hütte, war ſchon viel Volks verſammelt. Bei den Aſiaten, wiſſen Sie, iſt es Gebrauch, alle Begegnenden und Vorübergehenden zur Hochzeit einzuladen. Uns nahmen ſie mit allen Ehrenbezeigungen auf, und führten uns in das Gaſtzimmer. Ich vergaß jedoch nicht, im Stillen mir zu merken, wo ſie unſre Pferde unterbrachten; wiſſen Sie, für unvorhergeſehenes Ereigniß.

„Wie iſt bei ihnen die Hochzeitsfeier?" fragte ich den Stabskapitain.

— Wie gewöhnlich. Zuerſt lieſt ihnen der Mulla aus dem Koran etwas vor, dann beſchenken ſie das junge Paar und alle ſeine Anverwandten, ſie eſſen, trinken Buſa, darauf beginnt die Dſhigitoffka, und immer iſt

irgend ein abgeriſſener, ſchmieriger Kerl auf einem häßlichen, lahmen Pferde dabei, der durch ſeine Verdrehungen und Späße die ehrenwerthe Geſellſchaft zu lachen macht; alsdann, wenn es dunkel wird, beginnt, nach unſrer Art zu reden, der Ball. Ein alter Bettelmann klimpert auf einem dreiſaitigen Inſtrument . . . ich habe vergeſſen wie es bei ihnen heißt . . . nun, in der Art wie unſre Balaleika. Die Mädchen und jungen Burſche ſtellten ſich in zwei Reihen einander gegenüber, klatſchen mit den Händen und ſingen. Ein Mädchen und ein Jüngling treten dann hervor in die Mitte, und beginnen wechſelsweiſe Verſe gegen einander ſingend herzuſagen, was ihnen einfällt, und die Uebrigen ſtimmen als Chor ein. Ich und Petſchórin ſaßen auf dem Ehrenplatze, und eh wir's uns verſahen, trat die jüngere Tochter des Wirthes vor jenen hin, ein Mädchen von ungefähr ſechzehn Jahren, und ſang ihm... wie ſoll ich es nennen?... eine Art von Kompliment zu.

„Aber was ſie eigentlich ſang, erinnern Sie ſich deſſen nicht?"

— Doch, mich dünkt, ungefähr ſo: „Schön, man kann es wohl ſagen, ſind unſre jungen Dſhigit-Tänzer, und ihre Kaftane ſind reich mit Silber beſetzt, aber der junge ruſſiſche Offizier iſt ſchöner als jene, und ſeine Treſſen ſind von Gold. Er ragt zwiſchen ihnen, wie eine Pappel hervor; doch in unſrem Garten iſt ihm nicht beſchieden zu wachſen, zu blühen." Petſchórin ſtand auf, verbeugte ſich gegen ſie, indem er die Hand an Stirn und Bruſt legte, und bat mich, ihr zu antworten; ich weiß ihre Sprache ganz gut, und überſetzte ſeine Antwort.

— Als ſie von uns ſich wieder entfernt hatte, flüſterte ich dem Grigorii Alexandrowitſch zu: „Nun, was

agen Sie? wie iſt dieſe?" — „Reizend!" rief er aus. „Wie aber heißt ſie?" — „Sie heißt Bela", erwiederte ich.

— Und gewiß, ſie war ſchön! hochgewachſen, dünn, chwarze Augen wie bei einer Berggemſe, ſo blickte ſie einem auch in die Seele hinein. Petſchórin, ganz verſunken, wandte die Augen nicht von ihr ab, und ſie blickte öfters verſtohlen unter den dunklen Brauen nach ihm hin. Nur hatte nicht Petſchórin allein ſeine Freude die liebliche Fürſtin anzuſehen: aus der Ecke des Gemachs blickten auf ſie zwei andre Augen, unbeweglich, gluthvoll. Ich ſah ſcharf hin, und erkannte meinen alten Bekannten Kasbitſch. Er war, wiſſen Sie, weder ſo, daß er für friedlich gelten konnte, noch ſo, daß er erklärt unfriedlich geweſen wäre. Mancher Verdacht fiel auf ihn, wiewohl man keinerlei Unfug ihm beſtimmt nachweiſen konnte. Es geſchah öfters, daß er zu uns in die Feſtung mit Schafen kam, und ſie wohlfeil zum Verkauf anbot, nur wollte er niemals dingen, was er zuerſt forderte, das mußte man geben, — er hätte ſich eher den Hals abſchneiden laſſen, als einen geringeren Preis genommen. Man ſagte ihm auch, er liebe, ſich jenſeits des Kubans mit den Abreken herumzutreiben, und, die Wahrheit zu ſagen, ſein Anſehn hatte ganz das eines Räubers; etwas klein, trocken, breitſchulterig ... Aber wie war er gewandt! o gewandt war er wie der Teufel. Sein tatariſcher Rock, Beſchmet genannt, war immer zerriſſen, mit Flicken bedeckt, aber ſein Gewehr mit Silber ausgelegt. Und ſein Pferd, das war bekannt in der ganzen Kabarda, — und gewiß, ein beſſres Pferd als dieſes war gar nicht denkbar. Nicht umſonſt beneideten ihn alle Raubreiter, und mehr als Einer verſuchten ſie es ihm zu ſtehlen, nur glückte es nicht.

Als wenn es jetzt wäre, ſeh' ich dieſes Pferd vor mir: ſchwarz wie Pech, die Füße — ſchlank und feſt, und die Augen nicht ſchlechter als die der Bela; und welche Kraft! Wohl funfzig Werſte legt' es in vollem Laufe zurück; und zugeritten! — wie ein Hund lief es ſeinem Herrn nach, ſogar die Stimme deſſelben kannte es! Es geſchah öfters, daß er es gar nicht einmal anband. Wahrhaftig, ein rechtes Räuberpferd! . . .

— An dieſem Abend war Kasbitſch finſtrer, als ſonſt, und ich bemerkte, daß er unter dem Beſchmet ein Panzerhemd anhatte. „Nicht umſonſt hat er dies Panzerhemd an", dacht' ich: „er hat gewiß irgend was im Sinn."

— Es war ſchwül in der Hütte, und ich trat hinaus, mich an der Luft zu erfriſchen. Nacht lag ſchon auf den Bergen, und Nebel ſtrich an den Felsklüften hin.

— Ich ließ mir einfallen, mich unter das Wetterdach zu begeben, wo unſre Pferde ſtanden, nachzuſehen, ob ſie Futter hätten, und überdies kann Vorſicht nie ſchaden: ich hatte ein herrliches Pferd mit, und ſchon mehr als Ein Kabardinzer hatte es wohlgefällig in's Auge gefaßt, und dabei ausgerufen: Jakſchi tche, tſchek jakſchi!

— Ich ducke mich längs des Plankenzaunes hin, und plötzlich hör' ich Stimmen; die eine Stimme kannte ich ſogleich: das war der Taugenichts Aſamat, der Sohn unſres Wirthes; die andre ſprach ſeltner und leiſer. „Wovon ſchwatzen die wohl?" dacht' ich: „doch wohl nicht gar von meinem Pferde?" Da kauerte ich mich bei dem Zaune nieder und fing an zu horchen, bemüht, daß kein einziges Wort mir entginge. Doch der Lärm der Geſänge und das Gewirr der Stimmen, die aus der

Hütte herausſchallten, verſchlangen bisweilen das für mich ſo wichtige Geſpräch.

— „Du haſt ein herrliches Pferd!“ ſagte Aſamat: „wäre ich Herr im Hauſe und hätte eine Heerde von dreihundert Stuten, ſo gäbe ich wohl die Hälfte davon für deinen Renner, Kasbitſch!“

— „Aha, Kasbitſch!“ dacht' ich, und erinnerte mich des Panzerhemdes.

— Ja, antwortete Kasbitſch nach einigem Schweigen: in der ganzen Kabarda findet man kein ſolches. Einsmals, — das war jenſeits des Terek — zog ich mit den Abreken aus, ruſſiſche Pferdeheerden wegzunehmen; es mißglückte, und wir wurden verſprengt, der eine dahin, der andere dorthin. Hinter mir her waren vier Koſaken; ſchon hörte ich im Rücken das Geſchrei der Gauren, und vor mir war ein dichter Wald. Ich duckte mich in den Sattel, übergab mich dem Allah, und zum erſtenmal im Leben beleidigte ich das Pferd durch einen Schlag mit der Peitſche. Wie ein Vogel ſprang es zwiſchen den Zweigen hin; ſcharfe Dornen zerriſſen meine Kleidung, dürre Aeſte von Zwergrüſtern ſchlugen mich in's Geſicht. Mein Pferd ſprang über die Baumſtumpfen, riß mit der Bruſt das Geſträuch auseinander. Ich hätte beſſer gethan, das Pferd im Buſchwerk laufen zu laſſen, mich ſelbſt aber zu Fuß im Walde zu verſtecken, aber ich konnte mich von ihm nicht trennen, und der Prophet belohnte mich. Einige Kugeln ſauſten über meinem Kopfe hin; ich hörte ſchon die heißverfolgenden Koſaken dicht hinter mir . . . Plötzlich gähnt vor mir ein tiefer Abgrund; mein Renner ſtutzte — und ſprang. Seine Hinderhufe glitten von dem gegenüberſtehenden Rande ab,

und er hing an den Vorderfüßen; ich warf die Zügel weg, und flog in die Schlucht hinab; hiedurch wurde mein Pferd gerettet: es ſprang hinauf. Die Koſaken ſahen alles mit an, doch keiner von ihnen ließ ſich hinab, mich zu ſuchen: ſie dachten wohl, ich müſſe den Hals gebrochen haben, und ich hörte, wie ſie ſich anſtrengten mein Pferd aufzufangen. Das Blut ſtockte mir im Herzen, ich kroch im tiefen Graſe längs der Schlucht hervor, — ich ſehe: der Wald war zu Ende, einige Koſaken ritten aus ihm in das freie Feld heraus, und ſiehe! mein Karagös ſprengt grad' auf ſie los: Alle warfen ſich mit Geſchrei hinter ihm her; lange, lange verfolgten ſie ihn, beſonders Einer war zweimal nahe daran, ihm die Schlinge über den Hals zu werfen: ich erbebte, ſenkte die Augen, und fing an zu beten. Nach einigen Augenblicken erheb' ich ſie wieder — und ſehe: mein Karagös, hoch den Schweif tragend, fliegt gleich dem Winde daher, und die Gauren ziehen ſich einer hinter dem andern auf den ermüdeten Pferden fern zur Steppe hin. Beim Allah! Dies iſt Wahrheit, genaue Wahrheit! Bis zur ſpäten Nacht ſaß ich in meiner Schlucht. Plötzlich, was denkſt du wohl Aſamat? in der Dunkelheit hör' ich, daß am Rande ein Pferd läuft, ſchnaubt, wiehert, und mit den Füßen auf die Erde ſtampft; ich erkannte die Stimme meines Karagös: das war wirklich er, mein Gefährte! ... Von dieſer Zeit an blieben wir unzertrennlich.

— Und man konnte hören, wie er mit der Hand den glatten Hals ſeines Renners klatſchte, indem er ihm verſchiedene zärtliche Namen gab.

— „Hätte ich eine Heerde von tauſend Stuten",

ſagte Aſamat, „wahrlich wohl die ganze gäbe für deinen Karagös ich hin!“

— „Jok, ich gäb' ihn dafür nicht“, antwortete Kasbitſch gleichgültig.

— „Höre, Kasbitſch“, ſagte ſchmeichelnd Aſamat, „du biſt ein guter Kerl, du biſt ein wackrer Dſhigit, mein Vater aber fürchtet die Ruſſen, und läßt mich nicht in die Berge; gieb mir dein Pferd, und ich will alles thun, was du nur verlangſt, ich will für dich meinem Vater ſeine beſte gezogene Büchſe, ſeine beſte Schaſchka wegſtehlen — was du nur wünſcheſt: ſeine Schaſchka iſt eine ächte Gurda; die Schneide, ſo wie du ſie nur anlegſt an die Hand, ſaugt ſich von ſelbſt in das Fleiſch; und ſein Panzerhemd iſt wohl ſo gut wie deines, o gewiß.“

— Kasbitſch antwortete nicht.

— „Das erſtemal, als ich dein Pferd ſah“, fuhr Aſamat fort: „als es unter dir ſich im Kreiſe drehte und mit aufgeblaſenen Nüſtern dahin ſprang, und unter ſeinen Hufen hervor die Steine in Funken ſtoben, da entſtand in meiner Seele etwas Unbegreifliches, und von der Zeit wurde alles andre mir zuwider: auf die beſten Renner meines Vaters ſah ich mit Verachtung, ich hätte mich geſchämt, mich auf ihnen zu zeigen, und Traurigkeit übernahm mich ganz; und harmvoll verſaß ich auf einem Felſen ganze Tage, und in jedem Augenblick erſchien mir in Gedanken dein ſchwarzes Roß mit ſeinem edlen Gang, mit ſeinem glatten, pfeilgeraden Rücken; es blickte mir in die Augen mit ſeinen muntern Augen, als ob es ſprechen wollte. Ich werde ſterben, Kasbitſch, wenn du mir es nicht überläſſeſt!“ ſagte Aſamat mit bebender Stimme.

— Ich glaubte zu hören, daß er zu weinen anfing:

dabei muß ich Ihnen ſagen, daß Aſamat ein [illegible] Burſche war, dem nichts in der Welt Thränen abzuzwingen pflegte, ſogar als er noch ganz jung war.

— Zur Antwort auf ſeine Thränen war nur ein Art ſpöttiſchen Lachens vernehmbar.

— „Höre!“ rief mit feſter Stimme Aſamat! „Sieh, ich bin zu allem entſchloſſen. Willſt du, ſoll ich für dich meine Schweſter ſtehlen? Wie ſie tanzt! wie ſie ſingt! und ſie nähet in Gold aus, wundervoll! Solch ein Mädchen hat wohl der türkiſche Padiſcha kaum... Weißt du? Erwarte mich morgen in der Nacht dort, in der Felskluft, wo der Bach fließt, ich werde mit ihr zum benachbarten Aul vorübergehen, und ſie iſt dein. Nun, iſt nicht Bela deinen Renner werth?“

— Lange, lange ſchwieg Kasbitſch; endlich, anſtatt der Antwort, hob er mit halber Stimme ein altes Lied zu ſingen an:

Im Aule bei uns ſind der Schönheiten viel,
Sterne ſtrahlen im Dunkel ihrer Augen;
Sie zu lieben iſt ſüß, ein beneidenswerth Loos!
Aber ſüßer doch bleibt die jugendliche Freiheit.
Gold wohl kaufet der Frauen vier,
Doch ein muthiges Pferd hat keinen Preis:
Fliegt in der Steppe ſo raſch wie der Wind,
Und in ihm iſt kein Wechſel, in ihm iſt kein Trug.

— Vergebens bat ihn Aſamat wiederholentlich, den Vorſchlag einzugehen, er weinte, und ſchmeichelte, und ſchwur; endlich unterbrach ihn Kasbitſch ungeduldig:

— „Geh fort, thörigter Junge! Wie kannſt du denn mein Pferd reiten? Bei den erſten drei Schritten wirft es dich ab, und du zerſchlägſt dir das Genick auf den Steinen.“

— „Ich!“ ſchrie Aſamat in Wuth, und das Eiſen des Knabendolches klirrte auf dem Panzerhemde. Doch eine kräftige Hand warf ihn zurück, und er ſchlug ſich an den geflochtenen Zaun ſo heftig, daß dieſer wankte. „Das giebt einen ſchönen Spaß“, dacht' ich, eilte zum Stall, zäumte unſre Pferde auf, und führte ſie zu der Hinterthüre. Binnen zwei Minuten ſchon war in der Hütte ein ſchreckliches Getöſe. Was dort vorfiel, iſt kürzlich: Aſamat, mit zerriſſenem Beſchmet dort hereinſtürzend, rief, Kasbitſch wolle ihn ermorden. Alle ſprangen auf, griffen zu den Waffen, und der Spaß ging an. Geſchrei, Lärm, Schüſſe; doch Kasbitſch war ſchon zu Pferde und brach wie ein Teufel durch die Menge in die Straße, indem er die Schaſchka ſchwang. „Ein ſchlimmer Handel, in fremder Schmauſerei die Nachwehen der Trunkenheit“, ſagte ich zu Grigorii Alexandrowitſch, indem ich ihn bei der Hand ergriff: „thäten wir nicht am beſten, uns eiligſt davonzumachen?“

— „Aber warten Sie doch, wie es endigen wird.“

— Es wird wahrſcheinlich ſchlecht endigen: bei dieſen Aſiaten iſt es immer ſo: ſie betrinken ſich in Buſa, und die Balgerei geht los! Wir ſaßen auf und ritten ſpornſtreichs nach Hauſe.

„Und wie ging's dem Kasbitſch?“ fragte ich ungeduldig den Stabskapitain.

— Was kann dieſem Volke geſchehen! erwiederte er, indem er die Neige ſeines Thees austrank: er entkam ganz gut.

„Und nicht verwundet?“ fragte ich.

— Das mag Gott wiſſen! Sie haben ein zähes Leben, dieſe Räuber! Ich ſah deren zum Beiſpiel einen

im Gefecht: von Bajonetten ganz wie ein Sieb durchlöchert, ſchwang er noch immer die Schaſchka. — Der Stabskapitain fuhr nach einigem Schweigen fort, indem er mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte:

— Niemals verzeih' ich mir das Eine: der Teufel zupfte mich, daß ich, in der Feſtung angelangt, dem Grigorii Alexandrowitſch alles erzählte, was ich hinter dem Zaun ſitzend erhorcht hatte; er lächelte, — ſo verſchmitzt! — und dachte ſich etwas aus.

„Was aber? Erzählen Sie weiter, o ich bitte!“

— Nun es bleibt wohl nichts anderes übrig! Ich habe angefangen zu erzählen, ſo muß ich auch fortfahren.

— Nach vier Tagen etwa kam Aſamat in die Feſtung. Nach ſeiner Gewohnheit ging er zu Grigorii Alexandrowitſch, der ihn immer mit Näſchereien fütterte. Ich war dort; das Geſpräch kam auf Pferde, und Petſchórin beginnt das Pferd des Kasbitſch herauszuſtreichen, wie es ſo muthig, ſo ſchön, ganz wie eine Gemſe ſei, — genug, ſeinen Worten nach war ein ſolches auf der ganzen Welt nicht mehr.

— Des kleinen Tataren Augen fingen an zu glänzen, doch Petſchórin that, als bemerkte er es nicht; ich wende das Geſpräch auf andres, aber er, ſehen Sie, führt es immer ſogleich auf das Pferd des Kasbitſch zurück. Dieſe Geſchichte wiederholte ſich jedesmal, ſo oft Aſamat zu uns kam. Nach Verlauf von drei Wochen konnte ich wahrnehmen, daß Aſamat bleich wurde und abzehrte, wie es ſo, mein Herr, von der Liebe in den Romanen vorkommt. Welch Wunder!

— Nun ſehen Sie, ich habe erſt hinterher dieſe ganze Schelmerei erfahren: Grigorii Alexandrowitſch reizte ihn

ſo weit auf, daß er ſich faſt in's Waſſer geſtürzt hätte: Nun, einmal auch ſagte er ihm ſogar: „Ich ſehe, Aſamat, daß dir dieſes Pferd ſehr gefällt: aber du wirſt ſeiner ſo wenig als deines Nackens anſichtig werden! Doch ſag' einmal, was würdeſt du wohl dem geben, der es dir verſchaffte?...“

— „Alles, was er verlangt“, antwortete Aſamat.

— „Unter ſolchen Umſtänden will ich dir es ſchaffen, mit der Bedingung, nur... Schwöre, daß du ſie erfüllen wirſt...“

— „Ich ſchwöre... Schwör' auch du.“

— „Schön! Ich ſchwöre, das Pferd wird dein; nur biſt du verpflichtet, mir dafür deine Schweſter Bela zu überliefern. Karagös wird ihre Morgengabe ſein. Ich hoffe, der Handel iſt für dich vortheilhaft.“

— Aſamat ſchwieg.

— „Du willſt nicht? Nun, wie du willſt! Ich dachte, du wärſt ſchon ein ganzer Mann, aber du biſt noch ein Jüngling: es iſt noch zu früh für dich zu reiten...“

— Aſamat entbrannte. „Aber mein Vater?“ ſagte er.

— „Entfernt er ſich denn etwa vom Hauſe niemals?“

— „Es iſt auch wahr!“...

— „Richtig alſo?“...

— „Richtig“, flüſterte Aſamat, bleich wie der Tod. „Wann denn?“

— „Das erſtemal, wenn Kasbitſch hierher kommt; er verſprach, zehn Schafe herbeizutreiben; das Uebrige — iſt meine Sache. Gieb Acht, Aſamat!“

— So brachten ſie dieſe Sache denn vollends in Ordnung. — Die Wahrheit zu ſagen, keine ſchöne Sache! Ich ſagte das nachher auch dem Petſchórin, allein

er antwortete mir nur, die wilde Tſcherkeſſin müſſe glücklich ſein, einen ſo freundlichen Mann zu haben wie er einer ſei, denn nach ihrer Art ſei er ganz wie ihr Mann; Kasbitſch aber ſei ein Räuber, den man beſtrafen müſſe. Urtheilen Sie ſelbſt, was konnt' ich darauf erwiedern?... Aber damals wußt' ich noch nichts von jener Verabredung. Nun, ſehen Sie, einmal kam Kasbitſch und fragte, ob man Schafe nöthig habe und Honig; ich beſtellte ihn damit auf den nächſtfolgenden Tag. „Aſamat!" ſagte Grigorii Alexandrowitſch: „morgen iſt Karagös in meinen Händen; wenn nun in dieſer Nacht Bela nicht hier ſein wird, ſo bekommſt du das Pferd nie zu ſehen..."

— „Gut!" verſetzte Aſamat, und ſprengte zum Aul. Abends bewaffnete ſich Grigorii Alexandrowitſch und ritt aus der Feſtung: wie ſie dieſe Sache vollbracht haben, weiß ich nicht, — nur daß ſie in der Nacht beide zurückkehrten, und daß die Schildwache ſah, wie quer auf dem Sattel Aſamat's ein Frauenzimmer lag, deſſen Hände und Füße gebunden waren, der Kopf aber mit einem dichten Schleier umhüllt.

„Nun, und das Pferd?" fragte ich den Stabskapitain.

— Gleich, gleich. Am folgenden Tage kam Kasbitſch, und brachte zehn Schafe zum Verkauf. Nachdem [illegible] Pferd an den Zaun gebunden, trat er zu mir ein: [illegible]irthete ihn mit Thee, weil wir, wiewohl er Räu[illegible] in gaſtfreundlichem Verhältniß lebten.

Wir plauderten von dieſem, von jenem: plötzlich daß Kasbitſch erſchrickt und ſein Geſicht die Farbe — er eilt an's Fenſter; aber das Fenſter, un-

glücklicherweiſe, ging auf den Hinterhof. — „Was haſt du?“ fragte ich.

— „Mein Pferd!... Pferd!“ rief er, ganz zitternd.

— In der That, ich hörte Hufſchlag: wahrſcheinlich kam irgend ein Koſak angeritten...

— „Nein! Ruſſiſcher Verrath, Verrath!“ brüllte er, und ſtürzte über Hals und Kopf hinaus, wie ein wilder Panther. In zwei Sprüngen war er draußen; an dem Feſtungsthor vertrat ihm die Schildwache den Weg und hielt ihm das Gewehr vor: er ſprang über das Gewehr hinweg, und rannte aus allen Kräften den Weg entlang... Fernhin wirbelte Staub auf — Aſamat ſprengte auf dem muthigen Karagös daher; im Laufe machte Kasbitſch ſein Gewehr von dem Ueberzuge los und ſchoß, gleich darauf ſtand er unbeweglich, bis er ſich überzeugt hatte, daß er fehlgeſchoſſen; dann fing er an zu heulen, zerſchlug das Gewehr auf den Steinen und weinte wie ein Knabe... Rings um ihn hatten ſich Leute aus der Feſtung verſammelt, — er achtete auf nichts; ſie verweilten, ſchwatzten, und gingen zurück; ich befahl, das Geld für die Schafe neben ihn hinzulegen, — er rührte es nicht an; er lag mit dem Geſicht auf der Erde wie ein Todter. Glauben Sie's wohl? er lag ſo bis zur ſpäten Nacht und die ganze Nacht!... Erſt am andern Morgen kam er wieder zur Feſtung und bat, daß man ihm den Entführer nennen möchte. Die Schildwache, welche geſehen hatte, wie Aſamat das Pferd losband und auf ihm davonſprengte, hielt nicht für nöthig, dies zu verheimlichen. Bei dieſem Namen erglänzten die Augen des Kasbitſch, und er wandte ſich ſtracks nach dem Aul, wo der Vater Aſamat's lebte.

„Wie erging's dem Vater?"

— Ja das gehörte auch zu der Schelmerei, daß Kasbitsch ihn nicht fand: er war irgendwohin auf ein Tager sechs ausgezogen, wie hätte auch sonst Asamat die Schwester entführen können?

— Als der Vater aber zurückkehrte, da war nicht Tochter noch Sohn mehr dort. Solcher Spitzbube: er hatte nämlich wohlbedacht, daß er seinen Kopf nicht davonbringen würde, wenn er sich ertappen ließe. So war er von der Zeit an nicht zu sehen; wahrscheinlich schlug er sich zu irgend einer Bande Abreken, oder hat seinen tollen Kopf jenseits des Terek oder Kuban niedergelegt: dahin ging auch sein Weg!...

— Ich gestehe, auch auf mein Theil kam hiebei viel Verdruß. So wie ich erfahren hatte, daß die Tscherkessin bei Grigorii Alexandrowitsch sei, so legte ich meine Epauletten und den Degen an, und verfügte mich zu ihm.

— Er lag in dem ersten Zimmer auf dem Bette, die eine Hand unter dem Nacken, mit der andern die erloschene Pfeife haltend; die Thüre zum zweiten Zimmer war verschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Ich bemerkte das alles sogleich. Ich fing an zu husten, auf der Schwelle mit den Absätzen zu scharren, — doch er stellte sich, als ob er nicht hörte.

— „Herr Lieutenant!" sagte ich so streng als möglich. „Sehen Sie etwa nicht, daß ich hier bei Ihnen bin?"

— „Ach, guten Tag, Maxim Maximitsch! Wollen Sie nicht eine Pfeife?" — antwortete er, ohne sich zu erheben.

— „Entschuldigen Sie! Ich bin hier nicht Maxim Maximitsch: ich bin jetzt der Stabskapitain."

— „Gleichviel. Wollen Sie nicht Thee? Wenn Sie nur wüßten, was für Sorge mich quält!"

— „Ich weiß alles", antwortete ich, und trat zum Bette hin.

— „Deſto beſſer: ich bin ſo nicht in der Stimmung zu erzählen."

— „Herr Lieutenant, Sie ſind eines Vergehens ſchuldig, für das auch ich Rede zu ſtehen habe..."

— „Ei was iſt da mehr! Was ſchadet das? Zwiſchen uns iſt ja längſt alles zur Hälfte."

— „Was ſind das für Scherzreden? Ich bitte mir Ihren Degen aus!"

— „Mitka, den Degen!..."

— Mitka brachte den Degen. Nachdem ich ſo meine Pflicht erfüllt, ſetzte ich mich zu ihm auf's Bette, und ſagte: „Ich bitte, Grigorii Alexandrowitſch, geſtehe, daß es nicht ſchön iſt."

— „Was iſt nicht ſchön?"

— „Nun das, daß du Bela entführt haſt... Und dieſe Beſtie von Aſamat! — Nun, geſteh' es nur", ſagte ich zu ihm.

— „Aber wenn ſie mir nun gefällt?..."

— Wohl, mein Herr, was wollen Sie, daß man darauf antworten ſoll? Ich war ganz verdutzt. Indeß, nach einigem Stillſchweigen, ſagte ich ihm, wenn ihr Vater ſie fordern werde, müſſe man ſie ihm nothwendig zurückgeben.

— „Das iſt ganz und gar nicht nothwendig."

— „Wenn er jedoch erfährt, daß ſie hier iſt?"

— „Aber wie ſoll er das erfahren?"

— Ich war auf's neue verlegen. — „Hören Sie,

Maxim Maximitſch!" ſagte Petſchórin ſich aufrichtend: „Sie ſind ein braver Mann, und meinen es gut, — allein wenn dieſer Wilde die Tochter zurückbekommt, ſo wird er ſie umbringen, oder verkaufen. Die Sache iſt einmal geſchehen; es iſt nicht nöthig, ſie noch muthwillig zu verſchlimmern; laſſen Sie ſie mir, und ich laſſe Ihnen meinen Degen..."

— „Zeigen Sie ſie mir aber doch!" — ſagte ich.

— „Sie iſt hinter dieſer Thür; doch hab' ich ſelbſt bisher vergebens ſie zu ſehen verlangt: ſie ſitzt im Winkel, eingehüllt in ihr Schleiertuch, ſie ſpricht und ſieht nicht: ſie iſt ſchüchtern wie eine wilde Gemſe. Ich hab' unſre Marketenderin gedungen: ſie kann Tatariſch, die wird ihrer warten, und ſie an den Gedanken gewöhnen, daß ſie mein iſt, indem ſie ja auch wirklich außer mir niemandem mehr gehören wird", — ſetzte er hinzu, auf den Tiſch mit der Fauſt ſchlagend. — Ich konnte auch dagegen nichts einwenden. Was ſollt' ich thun? Es giebt Leute, denen man unbedingt immer Recht geben muß.

„Doch wie?" fragte ich den Maxim Maximitſch: „gewöhnte er ſie wirklich zu ſich, oder verzehrte ſie ſich in der Gefangenſchaft, aus Heimweh?"

Lieber Gott, wie ſo denn aus Heimweh? Aus der Feſtung waren dieſelben Berge zu ſehen, die es aus dem Aul waren, und mehr bedarf's nicht für dieſe Wilden. Ueberdies brachte Grigorii Alexandrowitſch ihr jeden Tag irgend was zum Geſchenk: die erſten Tage ſtieß ſie ſchweigend und ſtolz die Geſchenke von ſich, welche dann der Marketenderin zufielen und dieſe zur Beredſamkeit ermunterten. Ach, Geſchenke! was thut nicht ein Frauenzimmer für einen bunten Lappen!... Doch laſſen wir

das jetzt! Lange plagte ſich Grigorii Alexandrowitſch mit ihr; mittlerweile lernte er etwas Tatariſch, und ſie begann unſre Sprache zu verſtehen. Nach und nach gewöhnte ſie ſich ihn anzuſehen, anfangs unter den Brauen ſchräg hervorblickend, doch immer härmte ſie ſich, und ſang ihre Lieder mit halber Stimme, ſo rührend, daß auch mir ſelber öfters weh um's Herz wurde, wenn ich aus dem benachbarten Zimmer zuhörte. Eines Auftritts werde ich nie vergeſſen: ich ging vorbei, und ſah in's Fenſter; Bela ſaß auf dem Schemel, das Köpfchen zur Bruſt geſenkt, Grigorii Alexandrowitſch aber ſtand vor ihr. „Höre, meine Peri", ſagte er: „Du weißt nun doch, daß früh oder ſpät Du mein ſein mußt, — weßhalb denn ſo ſehr mich quälen? Liebſt Du etwa irgend einen Tſchetſchenzen? Wenn das der Fall iſt, ſo entlaſſe ich Dich auf der Stelle nach Hauſe." — Sie erbebte und ſchüttelte den Kopf. — „Oder", fuhr er fort, „bin ich Dir gänzlich verhaßt?" — Sie ſeufzte. — „Oder verbietet Dir Dein Glaube, mich zu lieben?" — Sie erblaßte, und ſchwieg. — „Glaube mir, Allah iſt für alle Geſchlechter ein und derſelbe, und wenn er mir geſtattet, Dich zu lieben, weßhalb ſollte er Dir verbieten, mich durch Gegenliebe zu belohnen?" — Sie ſah ihm unverwandt in's Geſicht, als wäre ſie getroffen von dieſem neuen Gedanken; ihre Augen drückten Ungläubigkeit und zugleich den Wunſch aus, überzeugt zu werden. Was für Augen! Wahrhaftig, wie zwei feurige Kohlen glänzten ſie.

— „Höre, liebliche, gute Bela", fuhr Petſchórin fort: „Du ſiehſt, wie ich Dich liebe; ich bin bereit, alles dahinzugeben, um Dich vergnügt zu ſehen: ich will nur,

daß Du glücklich ſeieſt: wenn Du aber immer auf's neue Dich härmſt, ſo werd' ich ſterben. Sage, wirſt Du vergnügter ſein?" — Sie wurde nachdenklich, ohne von ihm die ſchwarzen Augen abzuwenden, dann lächelte ſie ſchmeichelnd, und nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Zuſtimmung. Er nahm ſie bei der Hand, und wollte ſie bereden, ihn zu küſſen; ſie wehrte ſich ſchwach, und wiederholte nur: „O laß, laß, es iſt nicht nöthig, nicht nöthig." Er wurde dringender; ſie fing an zu zittern, zu weinen. — „Ich bin Deine Gefangene, ſagte ſie, Deine Sklavin, Du kannſt mich wohl zwingen"; — und wieder Thränen.

— Grigorii Alexandrowitſch ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne und ſprang hinaus in das andre Zimmer. Ich ging zu ihm hinein; er ging düſter auf und ab, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt. „Was iſt, Lieber?" ſagte ich zu ihm. — „Ein Teufel iſt ſie, und kein Weib" — antwortete er: „doch geb' ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ſie mein ſein wird." Ich ſchüttelte den Kopf. „Wollen Sie wetten?" rief er: „binnen einer Woche!" — Wenn es beliebt! — Wir gaben uns gegenſeitig Handſchlag, und trennten uns.

— Am nächſten Tage ſandte er ſogleich einen Eilboten nach Kislar, um verſchiedene Einkäufe zu machen; eine Menge vielartiger perſiſcher Stoffe wurden herbeigebracht, gar nicht aufzuzählen was alles.

— „Was dünkt Ihnen, Maxim Maximitſch!" ſagte er, indem er mir die Geſchenke zeigte: „wird die aſiatiſche Schönheit gegen eine ſolche Batterie Stand halten?" — „Sie kennen die Tſcherkeſſinnen nicht", erwiederte ich: „ſie ſind gar nicht das, was die Gruſinierinnen ſind, oder

die Tatarinnen jenſeits des Kaukaſus, — ganz und gar nicht das. Sie haben ihre eigne Weiſe, ſie ſind anders auferzogen." — Grigorii Alexandrowitſch lächelte, und pfiff einen Marſch vor ſich hin.

— Aber es ergab ſich, daß ich Recht hatte: die Geſchenke wirkten nur halb: ſie wurde ſchmeichleriſcher, zutraulicher — das war aber alles; ſo daß er ſich endlich zu folgendem Mittel entſchloß. Einmal Morgens ließ er ſein Pferd ſatteln, zog ſich tſcherkeſſiſch an, bewaffnete ſich, und trat bei ihr ein. „Bela!" ſagte er: „Du weißt, wie ich Dich liebe. Ich beſchloß, Dich zu entführen, weil ich dachte, wenn Du mich kennen wirſt, wirſt Du mich lieben; ich habe mich geirrt; — leb' wohl! Dir verbleibe alles, was ich beſitze; — willſt Du, ſo kehre zu Deinem Vater zurück, — Du biſt frei. Ich habe mich gegen Dich vergangen und muß mich beſtrafen; leb' wohl, ich gehe — wohin? was weiß ich ſelbſt! Vielleicht werd' ich bald meine Kugel finden, oder einen Schaſchkahieb: dann denke meiner und verzeih' mir." — Er wandte ſich ab, und hielt ihr die Hand hin zum Lebewohl. Sie nahm die Hand nicht, ſie ſchwieg. Nur, da ich hinter der Thüre ſtand, konnte ich durch den Spalt ihr Geſicht ſehen: und es erbarmte mich, ſo war von Leichenbläſſe dies liebliche Antlitz überdeckt! Keine Antwort hörend, that Petſchórin einige Schritte zur Thüre hin: er zitterte — und ſoll ich's ſagen? ich glaube, daß er wirklich im Ernſte das zu erfüllen im Begriff ſtand, was er im Scherze geſprochen hatte. Solch ein Menſchenkind war er, Gott weiß es! Kaum aber hatte er die Thüre berührt, als ſie herzuſprang, zu ſchluchzen anfing, und ſich ihm um den Hals warf. — Glauben Sie es

wohl? ich, hinter der Thüre ſtehend, fing auch zu weinen an, das heißt, nicht daß ich wirklich weinte, aber ſo — Dummheit!..."

Der Stabskapitain ſchwieg ein Weilchen ſtill.

— Wahrlich, ſagte er dann, ſeinen Schnurrbart ſtreichend: ich bekenne, daß mich ſchmerzte, daß niemals irgend eine Frau mich ſo geliebt.

„Und war ihr Glück von Dauer?" fragte ich.

— O ja; ſie geſtand uns, daß Petſchórin von dem Tage, da ſie zuerſt ihn geſehen, ihr oft im Traum erſchienen ſei, und daß noch niemals irgend ein Mann ſolchen Eindruck auf ſie gemacht habe. Ja, ſie waren glücklich!

„O wie ſchade!" rief ich unwillkürlich aus. In der That, ich war auf eine tragiſche Entwickelung gefaßt, und plötzlich fand ſich meine Hoffnung ſo unerwartet getäuſcht!... „Aber iſt's möglich", fuhr ich fort, „daß ihr Vater nicht errieth, daß ſie bei Ihnen in der Feſtung war?"

— Wohl, es ſcheint, er hatte Argwohn. Doch nach einigen Tagen ſchon erfuhren wir, der Alte ſei todt. Das war ſo gekommen...

Meine Aufmerkſamkeit wurde auf's neue wach.

— Ich muß Ihnen ſagen, daß Kasbitſch nicht anders glaubte, als Aſamat habe mit Wiſſen ſeines Vaters ihm das Pferd geraubt, wenigſtens vermuth' ich ſo. Da lauerte er einmal auf der Straße, etwa drei Werſte hinter dem Aul; der Alte kehrte von vergeblichen Forſchungen nach der Tochter heim; ſeine Usdenen (Gefolge von Lehnsleuten) waren zurück, — es war in der Dämmerung, — und er ritt ſchwermüthig im Schritt, als plötzlich

sbitsch, einer Katze gleich, unter einem Strauch her-
rtauchte, sich hinter ihn auf's Pferd schwang, ihn
t einem Dolchstoße zu Boden warf, die Zügel ergriff,
und auf und davon! Einige Usbenen sahen Alles
n einem Hügel mit an; sie sprengten hitzig nach, doch
Verfolgung war umsonst.

„Er hielt sich schadlos für den Verlust des Pferdes,
d rächte sich", sagte ich, um die Meinung meines Ge-
rten hervorzulocken.

Fürwahr, nach ihrer Weise, sagte der Stabskapitain,
te er vollkommen Recht.

Ich mußte hier unwillkürlich an die Fähigkeit des
ssen denken, sich zu den Sitten derjenigen Völker zu
juemen, mit denen der Zufall ihn zusammenbringt;
weiß nicht, ob diese Eigenschaft des Gemüths Lob
r Tadel verdient, jedenfalls beweist sie die unglaub-
e Biegsamkeit desselben und das Dasein jenes hellen
unden Menschenverstandes, der das Böse überall ver-
ht, wo er dessen Nothwendigkeit einsieht, oder die
möglichkeit seiner Abstellung.

Unterdessen war der Thee ausgetrunken; die längst
zespannten Pferde standen durchfroren auf dem Schnee;
Mond erbleichte im Abend, und war bereit, in seine
warzen Wolken unterzutauchen, die auf den fernen
rggipfeln hingen gleich den Fetzen eines zerrissenen
rhanges; wir traten aus der Hütte; entgegen der
rherfagung meines Reisegenossen hellte sich das Wetter
f und versprach einen stillen Morgen; die Reigen der
erne senkten sich mit ihren wundersamen Gebilden zu
n fernen Horizont, und einer nach dem andern er-
h, in demselben Maße, als der blasse Schimmer des

Oſtens ſich auf das dunkelviolette Himmelsgewölb ergoß und allmählig die ſteilen, mit jungfräulichem Schnee bedeckten Bergabhänge beleuchtete. Rechts und links gähnten ſchwarze, geheimnißvolle Abgründe, und Nebel, die ſich zuſammenknäuelten und aufwanden gleich Schlangen, krochen über die Runzeln der benachbarten Felſen, als ob ſie die Annäherung des Tages fühlten und flöhen.

Still war alles am Himmel und auf der Erde, wie im Herzen des Menſchen während des Morgengebets; nur kam von Oſten her ein kühler Wind, der die von Reif bedeckten Mähnen der Pferde aufwehte. — Wir machten uns auf den Weg; mit Mühe ſchleppten fünf ſchlechte Mähren unſer Fuhrwerk auf der gewundenen Straße den Gudberg hinan; wir gingen zu Fuß hinterdrein, und legten Steine unter die Räder, ſo oft die Pferde erſchöpft anhielten; es ſchien, als führte der Weg in den Himmel, denn ſo weit die Augen ſehen konnten, ging er immer aufwärts, und verlor ſich zuletzt in einer Wolke, welche ſchon ſeit dem vorigen Abend auf dem Gipfel des Gudbergs ausruhte, einem Geier gleich, der auf Beute wartet; der Schnee krachte unter unſern Füßen; die Luft wurde ſo dünn, daß das Athemholen ſchmerzte; das Blut ſtrömte heftig zum Kopf, aber zu gleicher Zeit ergoß ſich in alle meine Adern ein gewiſſes tröſtliches Gefühl, und ſo hoch über der Welt zu ſein, machte mir ſchon Vergnügen — ein kindiſches Gefühl, ich will's nicht läugnen, aber wenn wir uns von den Uebereinkommniſſen der Geſellſchaft entfernen und uns der Natur nähern, ſo werden wir unwillkürlich Kinder: alles bloß Angeeignete fällt ab von der Seele, und ſie geſtaltet ſich auf's neue ſo, wie ſie einſt geweſen iſt und wahrſcheinlich einſt wieder

verden wird. Der, dem es beſchieden war, wie mir, über die Bergeseinöden hinzuſchweifen, und lange, lange ie in ihren wunderlichen Bildungen zu betrachten, und gierig die belebende, durch ihre Klüfte dahinſtrömende Luft einzuathmen, — der wird gewiß meinen Wunſch verſtehen, ſolche zauberhafte Bilder zu überliefern, zu erzählen, hinzuzeichnen. Nun wohl, wir ſtiegen den Budberg hinauf, hielten an, und ſahen uns um: auf ihm hing eine blaue Wolke, und ihr kalter Hauch drohte einen nahen Sturm; aber im Oſten war alles ſo hell und golden, daß wir, das heißt ich und der Stabskapitain, jener Seite ganz vergaßen... Ja, auch der Stabskapitain: in einfachen Herzen iſt das Gefühl der Schönheit und Erhabenheit der Natur hundertmal ſtärker und ebhafter, als in uns, die wir uns an Worten und auf em Papier begeiſtern.

„Sie aber, denk' ich, ſind an dieſe erhabenen Gemählde ſchon ganz gewohnt?" ſagte ich zu ihm.

— Freilich, ſogar an das Pfeifen der Kugeln kann man ſich gewöhnen, das heißt ſich gewöhnen, das unwillkürliche Schlagen des Herzens zu verbergen.

„Ich hörte im Gegentheil, daß für manche alte Kriegsleute dieſe Muſik ſogar angenehm ſei."

— Verſteht ſich, in gewiſſem Sinn iſt ſie auch angenehm; ſchon deßhalb, weil das Herz ſtärker ſchlägt. Sehen Sie, fügte er hinzu, indem er nach Oſten zeigte: was für eine Gegend!

Und gewiß, ein ſolches Panorama wird mir ſchwerlich noch irgend wieder dargeboten werden: unter uns lag das Koiſchaurskiſche Thal, durchſchnitten vom Aragwa und einem andern Fluſſe wie von zweien ſilbernen Fäden;

ein bläulicher Nebel ſchlich darüber hin, fliehend vor den warmen Strahlen des Morgens in die nahen Klüfte; rechts und links Bergeskämme, einer höher als der andre, die ſich durchſchnitten, ausdehnten, bedeckt mit Schnee, mit Geſträuch; in der Ferne immer wieder Berge, aber auch nicht zwei Felſen, die einander ähnlich geſehen hätten, — und all der Schnee von röthlichem Glanze ſo munter und ſo hell angeſtrahlt, — wahrlich, hier hätte man lebenslang verweilen mögen; die Sonne blickte nur eben hinter dem dunkelblauen Berge hervor, welchen ungewohnte Augen kaum von dem drohenden Gewölk unterſcheiden konnten; auf der Sonne aber war ein blutiger Streif, welchem mein Gefährte beſondere Aufmerkſamkeit widmete. „Ich ſagte Ihnen", rief er aus, „daß nun ein Unwetter kommen wird; wir müſſen uns tummeln, oder es wird uns, behüte, auf dem Kreuzberge überfallen. Macht fort!" rief er den Fuhrleuten zu.

Sie legten Ketten an die Räder, ſtatt der Hemmſchuhe, damit ſie nicht hinunterrollten, hielten die Pferde am Zügel feſt, und begannen hinabzufahren; rechts war Felſen, links ein ſolcher Abgrund, daß ein ganzes Dörfchen von Oſſetinen, die auf dem Boden des Abgrunds wohnten, ein Schwalbenneſt ſchien; ich erbebte, wenn ich daran dachte, daß öfters hier, in tiefer Nacht, auf dieſem Wege, wo zwei Fuhrwerke nicht an einander vorbeikönnen, irgend ein Kurier wohl zehnmal im Jahre fährt, und aus ſeinem gerüttelten Wagen doch nicht hinausgleitet. Einer von unſern Fuhrleuten war ein Bauer aus Jaroſlaw, der andre ein Oſſetin: der Oſſetin führte das Hauptpferd am Zügel mit aller nur möglichen Vorſichtigkeit, nachdem er bei Zeiten die Vorderpferde abgeſpannt,

— aber unſer ſorgloſer Ruſſe ſtieg nicht einmal von ſeinem Brett herunter! Als ich ihm bemerkte, daß er ſich wohl etwas ſtören könnte, wenn auch nur meinem Mantelſack zu Liebe, dem ich keineswegs in dieſe Tiefe nachzuklettern geſonnen ſei, antwortete er mir: „Ei, Herr! Mit Gottes Hülfe kommen wir eben ſo gut hin wie jene, — es iſt ja nicht zum erſtenmale", und er hatte Recht: wir hätten wirklich nicht hinkommen können, indeß gelangten wir ganz eben ſo hin, und wenn die Leute mehr Einſicht hätten, ſo würden ſie ſich überzeugen, das Leben ſei ſo viel nicht werth, daß man ſich darum ſo große Sorgen mache.

Aber vielleicht wünſchet ihr, liebe Leſer, das Ende der Geſchichte Bela's zu wiſſen? — Da muß ich erſtlich erinnern, daß ich keine Novelle ſchreibe, ſondern Reiſebemerkungen; folglich kann ich den Stabskapitain nicht früher erzählen laſſen, als er in der That zu erzählen anfing. Und ſo wartet ein wenig, oder wenn es euch beliebt, überſchlagt einige Blätter, nur kann ich dazu noch nicht rathen, weil der Uebergang über den Kreuzberg (oder, wie der gelehrte Gamba ihn nennt, den Berg St. Chriſtoph) eurer Beachtung werth iſt. Und ſo ließen wir uns von dem Gudberg in das Teufelsthal hinab ... Das iſt eine romantiſche Benennung! Sie ſehen dabei ſchon das Neſt des böſen Geiſtes zwiſchen unerſteiglichen Felſen, — aber ſo war es nicht: die Benennung Teufelsthal iſt falſch: hier war einſt die Gränze Gruſiens, und daher die Linie, die auf Ruſſiſch Tſcherta heißt; die Leute aber machten daraus Tſchort, auf Ruſſiſch Teufel. Dieſes Thal war zugeſchneit mit gefrornem Schnee, der lebhaft genug an Saratoff, Tamboff,

und die andern lieblichen Orte unſres Vaterlandes erinnerte.

„Da iſt auch der Kreuzberg!“ ſagte zu mir der Stabskapitain, als wir in das Teufelsthal hinabgefahren waren, indem er auf eine Anhöhe deutete, die mit einem Schneegewand überkleidet war; auf dem Gipfel erhob ſich ſchwarz ein ſteinern Kreuz, an welchem eine kaum bemerkbare Straße vorbeiführte, auf der man nur dann zu fahren pflegt, wenn der Seitenweg durch Schnee verſchüttet iſt; unſre Fuhrleute erklärten, noch ſei keine Lawine gefallen, und führten uns, um die Pferde zu ſchonen, den gewundenen Seitenweg. Wo beide Wege ſich ſchieden, trafen wir ein fünf Oſſetinen; ſie boten uns ihre Dienſte an, und, ſich an die Räder hängend, ſuchten ſie unſre Karren zu ſchleppen und zu halten. Und gewiß, der Weg war gefährlich: zur Rechten hingen über unſern Häuptern Maſſen Schnee's, die bereit ſchienen, beim erſten Hauche des Windes ſie hinabzureißen in die Kluft; der enge Weg war zuweilen mit Schnee bedeckt, der an einigen Stellen unter den Füßen einbrach, an andern durch die Wirkung der Sonnenſtrahlen und der Nachtfröſte ſich in Eis verwandelt hatte, ſo daß wir ſelber uns mit Mühe durchbrachten: die Pferde aber fielen; — zur Linken gähnte eine tiefe Felſenſpalte, wo ſich ein Bach fortſtürzte, bald unter einer dünnen Eisrinde verſteckt, bald über ſchwarzen Steinen einherſchäumend. — In zwei Stunden kaum vermochten wir um den Kreuzberg herumzukommen, — zwei Werſte in zwei Stunden! Unterdeſſen hatten die Wolken ſich geſenkt, es fiel Hagel, Schnee; der Wind, ſich in die Kluft ſtürzend, heulte, pfiff wie der Räuber Nachtigall — von dem die Sage

ht, ſein Pfeifen ſei von einem Ende Rußlands zum dern vernehmbar geweſen, und in kurzem war das einerne Kreuz in Nebel gehüllt, deſſen Wogen, eine nkler und dicker als die andre, von Oſten heraneil- n ... Bei Gelegenheit dieſes Kreuzes muß ich der ltſamen, doch allgemein verbreiteten Ueberlieferung er- ähnen, als hätte der Kaiſer Peter der Erſte daſſelbe bei inem Zuge durch den Kaukaſus errichten laſſen; allein, r's Erſte, war Peter bloß in Dagheſtan, und für's weite, ſo ſteht auf dem Kreuze mit großen Buchſtaben ſchrieben, daß es auf Befehl des Grafen Jermoloff, ad zwar im Jahre 1824, aufgeſtellt worden. Aber die age hat ſich der Inſchrift ungeachtet ſo eingewurzelt, ß man in Wahrheit nicht weiß, was man glauben ſoll, ſonders da wir nicht gewohnt ſind, Inſchriften viel lauben beizumeſſen.

Wir hatten auf übereiſten Felſen und durch mora- igen Schnee bis zum Poſthof Kobi noch ungefähr nf Werſte hinunterzufahren. Die Pferde ermatteten, ir waren erſtarrt von Kälte; das Schneegeſtöber tobte ärker und ſtärker, genau wie unſer vaterländiſches, nörd- hes; nur war das Singen der Windsbraut noch trau- ger, noch ſchwermüthiger. „Auch Du, Verbannte", cht' ich bei mir ſelbſt, „weineſt über Deine weiten nen Steppen! Dort kannſt Du Deine kalten Schwin- n entfalten, aber hier iſt Dir ſchwer und beklommen, ie dem Adler, der mit Geſchrei gegen das Gitter ſeines ſernen Käfigs anſtrebt."

— Schlimm! — ſagte der Stabskapitain: ſchauen Sie, rings iſt nichts ſichtbar als Nebel und Schnee — ir können nur gewärtig ſein, daß wir in den Abgrund

ſtürzen oder in der Schneemaſſe ſtecken bleiben, und dort weiter unten hat ſich die Baidara ſo ausgebreitet, daß man auch da nicht durchkommen kann. Daß Dich... mit dieſen Aſiaten! wie die Menſchen, ſo die Flüſſe, nie kann man ſich auf ſie verlaſſen. — Die Fuhrleute trieben mit Schreien und Schelten die Pferde an, welche ſchnaubend ſich anſtemmten, und um nichts in der Welt von der Stelle wollten, trotz des Zuredens der Peitſchen. „Gnädiger Herr", ſagte endlich der eine, „da iſt alles umſonſt, wir kommen ſo nun nicht nach Kobi; erlauben Sie wohl, daß, während es noch möglich iſt, wir links abbiegen? Dort auf dem Abhang iſt etwas Schwarzes, — es ſind Hütten: dort halten immer die Vorüberfahrenden im Unwetter an; ſie ſagen, daß ſie uns hinbringen werden, wenn ſie ein Trinkgeld bekommen", ſetzte er hinzu, auf den Oſſetin zeigend.

— Ich weiß es, Lieber, ich weiß es ohne Dich, ſagte der Stabskapitain: o dieſe Beſtien! ſie ſind bereit, ſich in Stücken zu reißen, um nur Trinkgeld uns abzunöthigen.

„Bekennen Sie aber nur", ſagte ich, „daß es ohne ſie um uns wohl noch ſchlechter ſtünde."

— Wohl wahr, wohl wahr — brummte er: das ſind mir Führer! ſie wittern es, wo ſie Gewinn hoffen können, als wär' es ohne ſie nicht möglich, den Weg zu finden.

So wandten wir uns denn zur Linken, und wie es eben ging, nach mancher Noth, erreichten wir die armſelige Unterkunft, zwei Hütten, aus Flieſen und Kieſelſteinen zuſammengeſetzt, und eingefaßt mit ebenſolcher Mauer. Die zerlumpten Wirthsleute nahmen uns gutherzig auf.

Ich erfuhr ſpäter, daß die Regierung ſie bezahlt und nährt, mit der auferlegten Verpflichtung, die vom Sturm überraſchten Reiſenden zu beherbergen. — „Alles zum Beſten", ſagte ich, indem ich mich am Feuer niederſetzte: „jetzt können Sie mir Ihre Geſchichte von Bela zu Ende erzählen; ich bin überzeugt, daß es damit ſo nicht aus war."

— Doch wie ſo ſind Sie davon überzeugt? antwortete der Stabskapitain, mit den Augen blinzelnd und liſtig lächelnd.

„Deßhalb, weil es ſo nicht in der Ordnung der Dinge wäre: was in ungewöhnlicher Weiſe begann, das muß auch ſo endigen."

— Nun, Sie haben es errathen.

„Ich freue mich."

— Sie haben gut ſich freuen, aber ich werde recht betrübt bei der bloßen-Erinnerung. Sie war ein herrliches Mädchen, dieſe Bela! Ich gewöhnte mich zuletzt ſo an ſie wie an eine Tochter, und ſie liebte mich. Sie müſſen wiſſen, daß ich keine Familie habe; von Vater und Mutter hab' ich ſeit zwölf Jahren keine Nachricht, eine Frau zu verſorgen hatte ich früher nicht genug, — und jetzt, wiſſen Sie, paßt es ſchon nicht recht mehr zu mir; — ich war nun froh, daß ich jemanden zu verziehen fand. Sie ſang uns öfters Lieder, oder tanzte Lesginiſch ... aber wie tanzte ſie auch! Ich hab' unſre Provinz-Damen geſehen, ich bin Einmal in Moskau auf einem der Adelsbälle geweſen, vor etwa zwanzig Jahren, — aber was war das alles gegen ſie!... Grigorii Alexandrowitſch putzte ſie wie eine Puppe heraus, hielt ſie köſtlich und liebevoll; auch wurde ſie bei uns immer

ſchöner, es war wundervoll; von Geſicht und Händen ſchwand die Sonnenbräune, Röthe ſpielte auf den Wangen, — und was war ſie oft munter, und oft, die Muthwillige, wie hatte ſie ihren Spaß mit mir... Gott ſei ihr gnädig!...

„Wie war es, als Sie ihr den Tod des Vaters bekannt machten?"

— Wir hielten dies vor ihr lange geheim, ſo lange ſie ſich noch nicht an ihre Lage gewöhnt hatte; als man es ihr dann ſagte, da weinte ſie ein paar Tage, und darauf vergaß ſie es.

— Vier Monate lang ging alles ſo, daß es nicht beſſer ſein konnte. Grigorii Alexandrowitſch, wie ich, dünkt mich, ſchon ſagte, liebte ungemein die Jagd: früher trieb es ihn in den Wald hinter Wildſchweinen und Böcken her, — aber nun ging er kaum über den Feſtungswall hinaus. Jedoch, einesmals ſeh' ich ihn auf's neue nachdenklich werden, im Zimmer umhergehen, die Hände rückwärts zuſammendrücken; dann, einmal, ohne jemanden ein Wort zu ſagen, ging er zum Schießen aus, — der ganze Morgen verſtrich; bald auch ein zweitesmal, dann immer öfter und öfter... Nicht ſchön, dacht' ich: ſicher iſt eine ſchwarze Katze zwiſchen beiden durchgeſprungen!

— Eines Morgens ſprech' ich bei ihnen ein — als wär' es heute, hab' ich es vor Augen: Bela ſaß auf dem Bette in ſchwarzſeidenem Beſchmet, etwas blaß, mit ſo traurigem Ausdruck, daß ich erſchrak.

— „Wo iſt denn Petſchórin?" fragte ich.

— „Auf der Jagd."

— „Ging er heute ſchon fort?“ — Sie ſchwieg, als wäre es ihr peinlich, mehr zu ſprechen.

„Nein, ſchon geſtern Abend“, ſagte ſie endlich, ſchwer ſeufzend.

— „Hat ſich mit ihm irgend etwas zugetragen?“

„Ich habe geſtern den ganzen Tag nachgeſonnen, nachgeſonnen, erwiederte ſie in Thränen: ich ſtellte mir mancherlei Unglück vor: bald ſchien es mir, daß ein grimmiges Wildſchwein ihn verwundet habe, bald, daß ein Tſchetſchenz ihn in die Berge fortgeſchleppt... Aber nun hab' ich ſchon keinen andern Gedanken mehr, als daß er mich nicht liebt.“

— „Wahrlich, Liebe, Schlimmeres als das konnteſt Du nicht erdenken.“ — Sie weinte, doch plötzlich erhob ſie ſtolz den Kopf, wiſchte die Thränen ab, und fuhr fort:

„— Wenn er mich nicht liebt, was hindert ihn denn mich nach Hauſe fortzuſchicken? Ich zwinge ihn zu nichts. Wenn aber das ſo fortdauern ſoll, ſo werde ich von ſelbſt fortgehen: ich bin ſeine Sklavin nicht, — ich bin eine Fürſtentochter!...“

— Ich ſuchte ihr zuzureden. — „Höre, Bela, das ſiehſt Du doch ein, er kann nicht immer hier ſitzen, wie an Deinen Rock angenäht; er iſt ein junger Mann, er liebt es, dem Wilde nachzujagen — er geht und kehrt wieder; aber wenn Du Dich härmſt, dann wirſt Du ihm um ſo eher Ueberdruß erregen.“

„— Wahr, wahr“, antwortete ſie, „ich werde fröhlich ſein, ſehr fröhlich.“ — Und mit Lachen ergriff ſie ihr Tamburin, fing an zu ſingen, zu tanzen und um mich herumzuſpringen; nur war auch das nicht von langer

Dauer, ſie ſank wieder auf das Bett, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

— Was ſollt' ich mit ihr machen? Ich, wiſſen Sie, habe mich nie mit Weibern viel abgegeben: ich ſann, und ſann, womit ich ſie wohl tröſten könnte, aber mir fiel nichts bei; einige Zeit ſchwiegen wir beide... ein höchſt unerfreulicher Zuſtand, mein Herr!

— Endlich ſagt' ich zu ihr: „Willſt Du, ſo gehen wir auf den Wall ſpaziren, das Wetter iſt herrlich!" — Das war im September; und gewiß, der Tag war wundervoll, hell und nicht heiß; alle Berge waren ſo deutlich zu ſehen, als ob man ſie auf dem Tiſche vor ſich hätte. — Wir gingen, ſpazirten auf dem Feſtungswall hin und her, und ſchwiegen: endlich ſetzte ſie ſich auf den Raſen, und ich ſetzte mich neben ſie. Nun fürwahr, es iſt zum Lachen, wenn ich daran denke: ich lief hinter ihr her ganz wie eine Wärterin.

— Unſre Feſtung war hochgelegen, und die Ausſicht vom Walle ſehr ſchön: auf Einer Seite weites Feld, durch einige Schluchten eingefurcht, dahinter ein Wald, der ſich bis zum Kamm der Berge hinzog; hie und da rauchten Aule, weideten Pferdeheerden; — auf der andern Seite läuft ein kleiner Bach, der ein dichtes Geſträuch beſpült, das die ſteinigten Höhen bedeckt, welche ſich mit der Hauptkette des Kaukaſus vereinigen. Wir ſaßen an der Ecke einer Baſtion, ſo daß wir nach beiden Seiten alles überſchauen konnten. Da ſeh' ich plötzlich, wie irgend einer auf einem grauen Pferde aus dem Walde hervorreitet, immer näher und näher, endlich jenſeits des Baches ungefähr hundert Klafter von uns ſtill hält, und dann ſein Pferd anfängt herumzuwerfen, wie ein Beſeſſener. „Was zum

Henker iſt das?... Sieh mal dorthin, Bela", ſagte ich zu ihr: „Deine Augen ſind jünger, was iſt das für ein Oſhigit: wen zu beluſtigen kommt der her?..."

— Sie blickte hin, und rief aus: „Das iſt Kasbitſch!..."

— „Ach der Räuber! Iſt es uns zum Hohne, daß er ſich ſo nahe zu uns wagt?" — Ich ſehe genauer hin, wirklich Kasbitſch: ſein ſchwarzbraunes Geſicht, ſeine Kleidung, abgeriſſen und ſchmutzig wie immer. — „Dieſes Pferd iſt das meines Vaters", ſagte Bela, mich bei der Hand faſſend; ſie zitterte wie ein Espenlaub, und ihre Augen leuchteten. — Aha! dacht' ich: auch in dir, mein Herzchen, ſchweigt das Räuberblut nicht.

— „Komm' einmal her!" rief ich der Schildwache: „Sieh nach Deinem Gewehr, und ſchieße mir den Burſchen da herunter, — Du bekommſt einen Silberrubel." — „Sehr wohl, Euer Hochwohlgeboren; aber er bleibt keinen Augenblick auf derſelben Stelle."... „Heiß' ihn Stille ſtehen!" ſagte ich lachend... — „Heda, mein Lieber!" ſchrie ihm die Schildwache zu, mit der Hand winkend: „warte doch ein bischen, was drehſt Du Dich denn immer wie ein Kreiſel?" — Kasbitſch hielt wirklich an, und gab Acht: wahrſcheinlich dachte er, man wolle mit ihm unterhandeln, — aber nicht ſo!... Mein Grenadier legte an ... baz! ... vorbei, — nur das Pulver auf der Pfanne brannte ab; Kasbitſch ſpornte das Pferd, und es machte einen Seitenſprung. Er hob ſich in den Bügeln, ſchrie etwas in ſeiner Sprache, drohte mit der Nagaika — und auf und davon.

— „Wie, ſchämſt Du Dich nicht!" ſagte ich zu der Schildwache.

„— Euer Hochwohlgeboren! er entging", war die Antwort: „ſolch verfluchtes Volk, in einemmale bringt man ſie nicht um."

— Nach etwa vier Stunden kam Petſchórin von der Jagd zurück; Bela fiel ihm um den Hals, und nicht eine Klage, nicht ein Vorwurf über die lange Abweſenheit... Ich aber mußte mich über ihn ereifern: „Um Gotteswillen!" ſagte ich: „gerade dieſen Augenblick war Kasbiſch hinter dem Bach, und wir ſchoſſen nach ihm: wie leicht hätten Sie auf ihn ſtoßen können? Dieſe Gorzen ſind ein rachſüchtiges Volk: Sie denken, er muthmaße nicht, daß Sie dem Aſamat ein gut Theil beigeſtanden? Ich aber gehe eine Wette ein, daß er nun Bela erkannt hat. Ich weiß, daß ſie vor einem Jahr ihm ſehr gefiel — er hat's mir ſelber geſagt, und daß er, wenn er erſt die nöthige Morgengabe zuſammengebracht, wahrſcheinlich um ſie freien würde."... Da wurde Petſchórin nachdenklich: — „Ja", verſetzte er, „es iſt nöthig, vorſichtiger zu ſein... Bela, vom heutigen Tage an darfſt Du nicht mehr auf den Feſtungswall gehen."

— Abends hatte ich mit ihm eine lange Erklärung: mich verdroß es, daß er ſich gegen dieſes arme Mädchen verändert hatte; denn außer dem, daß er die Hälfte ſeiner Zeit auf der Jagd zubrachte, war auch ſein Benehmen kalt, er liebkoſte ſie ſelten, und ſie begann bemerkbar abzumagern; ihr Geſichtchen wurde ſchmaler, die großen Augen wurden trübe. Fragte man etwa: Worüber härmſt Du Dich, Bela? biſt Du traurig? — „Nein!" — Wünſcheſt Du irgend etwas? — „Nein!" — Iſt Dir weh um Deine Geſchwiſter? — „Ich habe keine

Geſchwiſter.“ — Es kam vor, daß man ganze Tage, außer „Ja“ und „Nein“, nichts von ihr herausbringen konnte.

— Gerade hierüber auch wollt' ich mit ihm ſprechen. „Hören Sie, Maxim Maximitſch“, antwortete er, „ich habe einen unglücklichen Karakter: ob die Erziehung mich ſo gemacht, ob Gott mich ſo geſchaffen, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß, wenn ich Andern Unglück verurſache, ich ſelber nicht minder unglücklich bin; freilich ein ſchlechter Troſt für jene — doch hier kommt es nur darauf an, daß die Sache ſo iſt. In meiner erſten Jugend bis zu dieſem Augenblicke, ſeit ich mündig geworden, hab' ich mich ausſchweifend allen Vergnügungen hingegeben, die man durch Geld nur irgend erlangen kann, und, verſteht ſich, dieſe Vergnügungen wurden mir bald zuwider. Darauf ging ich in die große Welt, und in kurzem war die Geſellſchaft mir ebenſo zum Ueberdruß; ich verliebte mich in weltliche Schönheiten, und wurde wiedergeliebt: doch ihre Liebe reizte nur meine Einbildung und Selbſtgefälligkeit, das Herz blieb leer... Ich fing an zu leſen, ich ſammelte Kenntniſſe,— die Wiſſenſchaften wurden mir nicht minder langweilig; ich ſah, daß von ihnen weder Ruhm noch Glück irgend abhängig ſind, denn die glücklichſten Menſchen ſind gerade unwiſſend, und der Ruhm nur ein Glücksfall, den zu erlangen nur Geſchicklichkeit nöthig iſt. So wurde mir alles zum Ekel. Bald wurde ich zum Kaukaſus verſetzt: das war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Ich hoffte, die Langeweile würde unter den Kugeln der Tſchetſchenzen nicht Stand halten — vergebens! nach einem Monat war ich an ihr Sauſen und

an die Nähe des Todes ſo gewöhnt, daß ich in Wahrheit mehr Acht auf die Mücken hatte, — und ich wurde noch mißmuthiger als vorher, weil ich nun faſt die letzte Hoffnung verloren hatte. Als ich Bela'n in meinem Hauſe hatte, als ich ſie das erſtemal in den Armen hielt, ihre ſchwarzen Locken küßte, da, Thor der ich war, dacht' ich, ſie ſei ein Engel, vom mitleidigen Schickſal mir zugeſandt... Ich irrte mich abermals: die Liebe einer Wilden iſt nicht viel beſſer als die Liebe einer vornehmen Dame; die Natürlichkeit und Herzenseinfalt der einen werden uns ebenſo zum Ueberdruſſe, wie die gefallſüchtige Ziererei der andern; wenn Sie wollen, lieb' ich ſie noch, ich bin ihr dankbar für einige angenehme Stunden, ich würde mein Leben für ſie opfern, nur das Eine kann ich nicht ändern, ich langweile mich mit ihr... Ich weiß nicht, bin ich ein Dummkopf oder ein Böſewicht; aber das iſt gewiß, daß ich in jedem dieſer Fälle ſehr bemitleidenswerth bin, vielleicht mehr als ſie: in mir iſt die Seele durch die Welt verdorben, die Einbildungskraft unruhig aufgeregt, das Herz unerſättlich; mir iſt an allem nicht genug: an die Traurigkeit gewöhn' ich mich eben ſo leicht, wie an das Vergnügen, und mein Leben wird von Tag zu Tag leerer; mir iſt nur Ein Hülfsmittel noch übrig: auf Reiſen zu gehen. Sobald es nur möglich ſein wird, werd' ich das thun,— nur nicht in Europa, Gott behüte! — nach Amerika will ich reiſen, nach Arabien, nach Indien — vielleicht ſterb' ich irgendwo unterwegs! Wenigſtens bin ich überzeugt, daß, mit Hülfe der Stürme und ſchlechten Wege, dieſes letzte Vergnügen ſich langſam erſchöpfen wird." — So ſprach er lange fort, und ſeine Worte gruben ſich

mir in's Gedächtniß, weil ich zum erstenmal solche Dinge von einem fünfundzwanzigjährigen Menschen hörte, und, Gott gebe, zum letztenmal... Wie seltsam! Sagen Sie, ich bitte, — fuhr der Stabskapitain fort, indem er sich zu mir wandte, — Sie waren doch, wie es scheint, in der Hauptstadt, und noch nicht längst: ist die dortige Jugend alle so?

Ich erwiederte, daß es viele Leute gäbe, die eben so sprächen, das heißt, zweifelsohne auch solche, die in Wahrheit so sprächen; daß ferner der Lebensüberdruß, die alle Moden, aus den höheren Reihen der Gesellschaft, wo er beginne, zu den niedern hinabsteige, die dann abtragen, und daß heutzutage diejenigen, welche ihn am meisten und wirklich empfinden, dieses Unglück zu verbergen streben wie ein Laster. — Der Stabskapitain verstand diese Feinheiten nicht, schüttelte den Kopf, und lächelte listig:

— Aber, nicht wahr, die Franzosen haben diese Mode der Langenweile bei uns eingeführt?

„Nein, die Engländer."

— Aha, die also!.. versetzte er, — nun ja, waren sie nicht auch immer ausgemachte Trunkenbolde?

Ich mußte unwillkürlich an eine Moskauer Dame denken, welche versicherte, Byron sei nichts weiter als ein Trunkenbold. — Uebrigens war die Bemerkung des Stabskapitains verzeihlicher; damit er sich des Weins besser enthielte, redete er sich die Ueberzeugung ein, daß alles Unglück in der Welt vom Trunk herkomme.

Mittlerweile setzte er seine Erzählung folgendermaßen fort:

— Kasbitſch ließ ſich nicht wieder ſehen. Nur, ich weiß nicht wie ſo, konnt' ich den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß er nicht umſonſt herangekommen ſei, und irgendwas Schlechtes im Sinn führe.

— Nun geſchah es, daß Petſchórin einmal mich beredete, mit ihm auf die Wildſchweinsjagd zu gehen; ich hatte mich lange geweigert: nun wahrlich, die war nichts Neues mehr und konnte mich nicht reizen! Er aber ſchleppte mich dennoch mit ſich fort. — Wir nahmen uns fünf Soldaten zur Begleitung, und brachen frühmorgens auf. Wir ſtreiften bis zehn Uhr durch Schilf und Buſch, aber kein Wild kam uns zu Geſicht. — „Ich dächte wir kehrten zurück", ſagte ich: weßhalb hier eigenſinnig ſein? Es iſt klar, daß dies kein glücklicher Tag." Doch Grigorii Alexandrowitſch wollte, trotz Hitze und Ermüdung, nicht ohne Beute heimkehren: ſo war er einmal: was ihm einfiel, das mußte geſchehen; offenbar hatte ſchon in der Kindheit ihn die Mama verdorben... Endlich um Mittag fanden wir den verwünſchten Eber — paff! paff!... aber es war nichts: er zog ſich in's Schilf... der Tag war einmal ein unglücklicher!... Nachdem wir uns ein wenig erholt, traten wir den Rückweg nach Hauſe an.

— Wir ritten nebeneinander, ſchweigend, die Zügel loſe in der Hand, und waren ſchon der Feſtung ziemlich nah; des Geſträuch nur verbarg ſie uns noch. — Plötzlich ein Schuß... Wir ſahen einander an: uns durchzuckte beide ein und derſelbe Argwohn; über Hals und Kopf ſprengten wir dem Schuſſe zu, — wir ſchauen: auf dem Wall iſt ein Haufen Soldaten verſammelt, und ſie weiſen in das Feld hin, dort aber fliegt pfeilſchnell

ein Reiter und hält etwas Weißes auf dem Sattel vor ſich. — Grigorii Alexandrowitſch ſchrie laut, nicht ſchlechter als jeder beſte Tſchetſchenz gethan haben würde; die Büchſe aus der Scheide, und fort — ich hinter ihm.

— Zum Glück, in Folge der ungünſtigen Jagd, waren unſre Pferde nicht ermattet: ſie riſſen ſich unter dem Sattel hervor in geſtrecktem Lauf, und mit jedem Augenblicke kamen wir näher und näher... Und endlich erkannt' ich den Kasbitſch, nur konnt' ich nicht unterſcheiden, was das war, was er vor ſich hielt. Ich war wieder dem Petſchórin zur Seite, und ſchrei' ihm zu: „Es iſt Kasbitſch!“... Er warf mir einen Blick zu, nickte, und ſchlug ſein Pferd mit der Peitſche.

— Endlich waren wir nur noch einen Büchſenſchuß ab; ſei es, daß des Kasbitſch Pferd ſchon ermattet, oder daß es ſchlechter war, als die unſrigen, genug, trotz aller Bemühung kam es nicht recht vorwärts. In dieſem Augenblick wird er, mein' ich, an ſeinen Karagös gedacht haben...

— Ich ſehe: Petſchórin legt im vollen Galopp das Gewehr an... „Nicht geſchoſſen!“ ſchrei' ich ihm zu, „die Ladung geſpart; wir werden ihn auch ſo einholen.“ — Aber ſo iſt die Jugend! nie zur rechten Zeit entbrennt ſie... Der Schuß knallte los, und die Kugel traf das Pferd am Hinterfuß; im Eifer machte es noch ein zehn Sätze, ſtolperte, und fiel auf die Knie; augenblicklich ſprang Kasbitſch herunter, und jetzt ſahen wir, daß er mit ſeinen Händen ein verſchleiertes Frauenzimmer gefaßt hielt... Das war Bela... die arme Bela! Er ſchrie uns irgendwas in ſeiner Sprache zu, und

erhob den Dolch zum Stoß... Hier galt kein Zaudern: ich ſchoß nun meinerſeits, auf gut Glück; ich denke bei mir: gewiß hat ihn die Kugel in die Schulter getroffen, weil er plötzlich den Arm ſinken ließ. — Als der Rauch ſich verzogen hatte, da lag auf dem Boden das verwundete Pferd, und daneben Bela, Kasbitſch aber, die Büchſe in's Geſträuch werfend, kletterte wie eine Katze die Felſen hinan; ich hätte ihn gern dort heruntergeſchoſſen — doch keine Ladung war bereit! Wir ſprangen von den Pferden, und ſtürzten zu Bela hin. Die Unglückliche! ſie lag ohne Regung, und das Blut floß in Strömen aus der Wunde... Solcher Böſewicht: wenn er ſie noch in's Herz geſtochen hätte, — wenigſtens wäre alles mit einemmale zu Ende geweſen, — aber im Rücken... ein ächter Räuberſtoß! — Sie war ohne Bewußtſein. Wir zerriſſen ihr Schleiertuch und verbanden die Wunde ſo feſt als möglich; umſonſt küßte Petſchórin ihre kalten Lippen — nichts konnte ſie zu ſich bringen.

— Petſchórin ſaß auf; ich hob ſie vom Boden und brachte ſie ſo gut es gehen wollte zu ihm auf den Sattel; er umfaßte ſie mit dem Arm, und wir ritten zurück. Nach einigem Schweigen ſagte Grigorii Alexandrowitſch: „Hören Sie, Maxim Maximitſch, wir bringen ſie auf dieſe Art nicht lebendig heim.“ — „Wahr!“ rief ich, und wir ließen darauf die Pferde raſcher angehen. — Bei dem Feſtungsthore wartete unſer ein Haufen Volks, vorſichtig brachten wir die Verwundete zu Petſchórin, und ſandten nach dem Arzte. Er war etwas trunken, kam aber, und nach Beſichtigung der

Wunde erklärte er, daß ſie nicht zwei Tage mehr leben könne; doch irrte er ſich....

„Genas ſie wieder?“ fragte ich den Stabskapitain, ihn bei der Hand faſſend und unwillkürlich erfreut!

— Nein, antwortete er: der Arzt irrte nur darin, daß ſie doch noch zwei Tage lebte.

„Erklären Sie mir aber, auf welche Weiſe hat Kasbitſch ſie geraubt?“

— Auf dieſe Weiſe: dem Verbote Petſchórin's zuwider war ſie aus der Feſtung hinaus und bis zu dem Bache hin gegangen. Es war, wiſſen Sie, ſehr heiß; ſie ſetzte ſich auf einen Stein und tauchte die Füße in das Waſſer. Da ſchlich ſich Kasbitſch heran, ſchlug ſeine Krallen in ſie, hielt ihr den Mund zu, ſchleppte ſie in's Dickicht, dort mit ihr auf's Pferd, und reißaus! Ihr war unterdeß doch gelungen zu ſchreien; die Schildwachen machten Lärm, ſchoſſen, doch vorbei, und da kamen wir eben dazu.

„Doch weßhalb wollte Kasbitſch ſie entführen?“

— Lieber Himmel, dieſe Tſcherkeſſen ſind einmal anerkanntes Räubervolk: was ſchlecht bewahrt liegt, das können ſie nicht liegen laſſen; manches braucht er gar nicht, doch alles raubt er... und das muß man ihnen ſchon nachſehen! Uebrigens aber gefiel ſie ihm ſchon längſt.

„Und Bela ſtarb?“

— Sie ſtarb; doch litt ſie lange, und wir litten gehörig mit. Um die zehnte Stunde Abends kam ſie zu ſich; wir ſaßen an ihrem Bette; kaum ſchlug ſie die Augen auf, ſo rief ſie nach Petſchórin. — „Ich bin hier, neben Dir, meine Dſchanetſchka“ (das heißt, in

unſrer Sprach', Seelchen), erwiederte er, ihre Hand faſſend. — „Ich werde ſterben!“ ſagte ſie. — Wir begannen ſie zu tröſten, ſagten, der Arzt habe verſprochen, ſie unfehlbar herzuſtellen; — ſie ſchüttelte den Kopf, und drehte ſich zur Wand: ſie wollte nicht gern ſterben.

— In der Nacht fing ſie an irre zu reden; der Kopf brannte ihr, den ganzen Körper durchzuckte wiederholter Fieberſchauer: ſie führte unzuſammenhängende Reden vom Vater, vom Bruder: ſie wollte in die Berge, nach Hauſe. Darauf ſprach ſie eben ſo von Petſchórin, gab ihm mancherlei zärtliche Namen, oder machte ihm darüber Vorwürfe, daß er aufgehört habe, ſeine Dſchanetſchka zu lieben.

— Er hörte ſie ſchweigend an, den Kopf auf die Hand geſtützt; nur konnt' ich in der ganzen Zeit an ſeinen Augenwimpern auch nicht Eine Thräne wahrnehmen; ob er wirklich nicht weinen konnte, oder ſich beherrſchte — ich weiß nicht; was mich betrifft, ſo habe ich nichts Erbarmenswürdigeres je geſehen.

— Gegen Morgen verlor ſich das Irrereden; wohl eine Stunde lag ſie unbeweglich da, blaß, und in ſolcher Schwäche, daß man kaum bemerken konnte, ob ſie athmete; darauf wurde ſie beſſer, und fing an zu reden, aber worüber glauben Sie wohl?... Ein ſolcher Gedanke ſicherlich kommt nur einem Sterbenden!... Sie begann ſich darüber zu grämen, daß ſie keine Chriſtin ſei, daß in jener Welt ihre Seele nie mit der Seele des Grigorii Alexandrowitſch zuſammenkommen, und daß im Paradies eine andere Frau ſeine Genoſſin ſein werde. Mir kam in den Sinn, ſie könne vor dem Tode noch

getauft werden: ich machte ihr den Vorſchlag; ſie blickte mich mit Unſchlüſſigkeit an, und konnte lange kein Wort hervorbringen; zuletzt antwortete ſie, ſie wolle in dem Glauben ſterben, in welchem ſie geboren ſei. — So verging der ganze Tag. Wie veränderte ſie ſich in dieſem Tage!.. Die bleichen Wangen fielen ein, die Augen wurden größer, größer, — die Lippen brannten. Sie fühlte ſolch' innre Hitze, als ob in ihrer Bruſt ein glühendes Eiſen läge.

— Eine zweite Nacht begann; wir ſchloſſen kein Auge, noch wichen wir von ihrem Bette. Sie litt ſchrecklich, ſtöhnte, und ſo wie der Schmerz nur etwas nachließ, ſo beeiferte ſie ſich, den Grigorii Alexandrowitſch zu verſichern, daß ihr beſſer ſei, redete ihm zu, er möchte ſchlafen gehen, küßte ihm die Hand, die ſie nicht losließ aus ihren. — Gegen Morgen fing ſie an mit dem Tode zu ringen, warf ſich hin und her, riß den Verband ab, und das Blut floß auf's neue hervor. — Als wir die Wunde wieder verbunden hatten, wurde ſie auf einen Augenblick ruhig, und begann den Petſchórin zu bitten, er möchte ſie küſſen. Er kniete am Bette nieder, hob ihr den Kopf mit dem Kiſſen empor, und drückte ſeine Lippen auf ihre erkalteten Lippen: ſie ſchlang ihre zitternden Arme feſt um ſeinen Nacken, als wollte ſie mit dieſem Kuſſe ihre Seele in ihn hinüberhauchen.... Doch nein! ſie that gut daran, daß ſie ſtarb: denn was wäre aus ihr geworden, wenn Grigorii Alexandrowitſch ſie verlaſſen hätte? Das aber wäre zuverläſſig geſchehen, früh oder ſpät...

— In der erſten Hälfte des folgenden Tages war ſie ruhig, ſchweigſam und folgſam, wie ſehr auch unſer

Arzt sie mit Umschlägen und Mixturen plagte. „Ich bitte Sie, Sie selbst haben gesagt, sie sei nicht zu retten, wozu denn nun alle diese Anstalten?“ — „Alles geschieht auf's beste, Maxim Maximitsch“, antwortete er, „des ruhigen Gewissens wegen.“ — Ein schönes Gewissen!

— Nachmittags klagte sie sehr über Durst und Hitze. Wir öffneten ein Fenster; aber draußen war es heißer als im Zimmer; wir stellten Eis um ihr Bette herum,— nichts wollte helfen. Mir war dieser unerträgliche Durst bekannt als ein Vorzeichen des nahen Endes, und ich sagte das dem Petschórin. — „Wasser, Wasser!..“ rief sie mit heiserer Stimme, indem sie sich im Bett aufrichtete.

— Er wurde bleich wie ein Tuch, nahm das Trinkglas, goß ein, und reichte es ihr. Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen, und fing ein Gebet an herzusagen, ich weiß nicht mehr was für eines... Ja, mein Lieber, ich sah oft, wie die Leute in den Hospitälern starben und auf dem Schlachtfelde, aber das ist alles gar nicht das, ganz und gar nicht das!... Noch besonders, ich gesteh' es, betrübte mich eines: sie gedachte vor ihrem Tode nicht ein einzigesmal meiner; und doch hab' ich sie, dünkt mich, wie ein Vater geliebt!.. Nun, Gott verzeih' es ihr!... Und, die Wahrheit zu sagen, wer bin ich denn, daß sie vor dem Tode noch meiner gedenken sollte?...

— Als sie das Wasser ausgetrunken hatte, wurde ihr leichter, aber drei Minuten später war sie verschieden. Man hielt ihr einen Spiegel vor die Lippen — kein Athem mehr trübte ihn!.. Ich führte den Petschórin

us dem Zimmer hinaus, und wir gingen auf den Fe-
ungswall; lange gingen wir nebeneinander auf und
b, kein Wort redend, die Hände auf dem Rücken;
in Geſicht drückte nichts Beſonderes aus, und ich fühlte
nwillen: ich an ſeiner Statt wäre vor Leid geſtorben.—
ndlich ſetzte er ſich auf den Boden nieder, im Schat-
n, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand.
ch, wiſſen Sie, ſchon des Anſtands wegen, wollte
n doch tröſten, und begann zu reden; er erhob den
opf, und lächelte... Mir lief ein kalter Schauer über
ie Haut bei dieſem Lächeln... Ich ging den Sarg zu
eſtellen.

— Ich geſtehe, zum Theil um mich zu zerſtreuen,
achte ich mir damit zu thun; ich hatte ein Stück
ermalama — koſtbares Tſcherkeſſenzeug, — mit dem
eß ich den Sarg überziehen, und zur Verzierung tſcher-
ſſiſche Silbertreſſen darauf ſetzen, welche Grigorii
lexandrowitſch noch für ſie gekauft hatte.

Am folgenden Tage, frühmorgens, beſtatteten wir
e, hinter der Feſtung, bei dem Bache, nächſt der-
nigen Stelle, wo ſie zum letztenmale geſeſſen hatte;
ings ihres kleinen Grabhügels haben ſich jetzt Sträuche
on weißen Akazien und Hollunder ausgebreitet. Ich
ätte gern ein Kreuz aufgeſtellt, doch, Sie wiſſen,
as ging nicht wohl an: ſie war doch immer keine
hriſtin...

„Aber was wurde aus Petſchórin?“ fragte ich.

— Petſchórin war lange krank, er magerte ab, der
rme; wir aber ſprachen ſeit der Zeit niemals wie-
er von Bela: ich ſah, daß ihm das unangenehm ſein
ürde, alſo wozu auch? — Nach drei Monaten wurde

er in ein anderes Regiment verſetzt, und verließ Gruſien. Wir ſind ſeitdem nicht wieder zuſammengekommen; aber mir fällt eben ein, daß mir unlängſt jemand geſagt hat, daß er nach Rußland zurückgekehrt ſei, doch in den Kundmachungen für die Truppen ſtand es nicht. — Uebrigens kommen zu unſer einem alle Nachrichten ſpät.

Nun machte er eine lange Erörterung darüber, wie unangenehm es ſei, die Neuigkeiten immer ein Jahr nachher zu erfahren, — wahrſcheinlich deßhalb, damit die traurigen Erinnerungen geſchwächt würden.

Ich unterbrach ihn nicht, und hörte nicht.

Nach einer Stunde zeigte ſich die Möglichkeit zu fahren; das Schneegeſtöber hatte nachgelaſſen, der Himmel hellte ſich auf, und wir brachen auf. Unterwegs führte ich unwillkürlich das Geſpräch wieder auf Bela und auf Petſchórin:

„Haben Sie gar nicht gehört, was weiter aus dem Kasbitſch wurde?“ fragte ich.

— Aus dem Kasbitſch? In Wahrheit, ich weiß es nicht... Doch iſt, wie ich hörte, auf unſrer rechten Flanke bei den Schapſugen ein gewiſſer Kasbitſch, ein toller Waghals, der in rothem Beſchmet unter unſern Schüſſen im Schritt herumreitet, und ſich höflich verbeugt, wenn eine Kugel nahe vorbeiſauſt; aber ſchwerlich iſt das derſelbige!...

In Kobi trennte ich mich von Maxim Maximitſch; ich reiſte mit Poſtpferden weiter, und er konnte wegen der ſchweren Ladung nicht ſo raſch folgen. Wir durften kaum hoffen, uns je wieder zu begegnen, begegneten uns aber doch, und, wenn ihr wollt, liebe Leſer,

erd' ich es irgendeinmal: eine ganze Geſchichte iſt das... rkennt ihr denn, daß Maxim Maximitſch ein achtungs- erther Mann?... Wenn ihr das erkennt, ſo bin ch vollkommen belohnt für meine vielleicht allzu lange rzählung.

Gedichte.

Epigramme des Platon.

1806.

An Friedrich Schleiermacher.

Strömender Weisheit Quellen entführeſt du griechiſchem Boden,
Leiteſt die heilige Fluth lauter in deutſches Gefild;
Laſſe die Blumen nun auch, die dort ſtill ſproßten, verpflanzet
Wieder am Rande der Fluth, deutſch an der deutſchen, erblühn!

1.

Auf zu den Sternen du blickeſt, mein Stern: ach, wär' ich der Himmel,
Alle die Augen alsdann ſähen hernieder auf dich!

2.

Küſſend den Agathon, hielt ich die Seele noch kaum auf den Lippen,
Denn, die ärmſte, ſie kam, gänzlich hinüberzugehn.

3.

Nun ich einmal von dem Nichts, dem Alexis, geſagt, daß er ſchön ſei
Anzuſchauen, und gleich wendet ſich alles ihm zu;
Herz, was zeigeſt dem Hunde den Knochen du? bald ja der Kummer
Nachkommt; klageſt du nicht alſo den Phädros Verluſt?

4.

Ich bin ein Apfel, und Liebe mich wirft, du aber, Xantippe,
Nicke mir hold; ich du, beide verwelken wir ſo!

5.

Ich mit dem Apfel dich werfe; du nimm, wenn frei du mich liebeſt,
Gern ihn, ſchenke dafür blühender Liebe Genuß;
Biſt du jedoch mir geſinnt, wie du nie ſein mögeſt, ſo nimm ihn
Dennoch, und ſchaue wie kurz währet die Jugendgeſtalt!

6.

Archeanaſſa beſitz' ich, die Buhlin aus Kolophon, welcher
Auch in der faltigen Stirn zündende Liebe noch wohnt;
Dieſer zuerſt abſtreifend die Erſtlingsblüthe der Jugend,
Durch welch flammende Gluth kamet ihr Liebende da!

7.

Ich hochmüthig vorher durch Hellas ſtrahlende Laïs,
Hegend im Vorhof ſonſt liebender Jünglinge Schwarm:
Weihe den Spiegel anitzt der Paphia, weil ich mich ſo nun
Sehen nicht will, wie vorher aber ich war, nun nicht kann.

8.

Auf einen ehernen Froſch.

Dieſen Freund der Nymphen, den regenliebenden, feuchten
Sänger, den Froſch, von des Quells leichtem Gerieſel ergötzt,
Bildet' ein Wandrer aus Erz, und weiht als Zeichen des Danks ihn,
Daß er im heißen Gefild brennenden Durſt ihm gelöſcht;
Denn dem Schmachtenden zeigt' er den Quell, zu glücklicher Stunde
Mit beidlebigem Mund ſingend im thauigen Thal;
Aber der führenden Stimme darauf nachgehend mit Sorgfalt,
Fand der Wandrer des Quells ſüßen, begehreten Trank.

9.

Auf die Bildſäule der Aphrodite von Praxiteles.

Durch aufwogendes Meer kam einſt Kythereia nach Knidos,
Wollte das herrliche Bild ſchauen der eignen Geſtalt.
Als ſie nun ganz es betrachtet in ringsum offener Gegend,
Fragte ſie: wo denn ſah nackend Praxiteles mich?
Nicht Unerlaubtes erblickte Praxiteles, ſondern das Eiſen
Bildete ſo dich, wie ſtets Paphien Ares begehrt.

10.

Auf dieſelbe.

Dich Praxiteles nicht, dich nicht das Eiſen geformt hat,
Sondern du ſelber, du ſtehſt da, wie vor Paris Gericht.

11.

Als ſich die Chariten einſt ein nimmer vergängliches Wohnhaus
Suchten, gefunden alsbald war Ariſtophanes Geiſt.

12.

Neun iſt die Zahl der Muſen nach Einigen; aber mit Unrecht!
Siehe! die zehnte, ſie kommt, Sappho, von Lesbos daher.

13.

An das Bild des Pan.

Setze dich nieder allhier, am geſchwätzigen, hochumlaubten
Wipfel, der leiſ' im Gedräng flüchtiger Zephyren wogt,
Und dir wird die Syringe bei meinen rauſchenden Bächen
Linde der Augen Paar ſänftigend wiegen in Schlaf.

14.

Auf ein anderes Bild des Pan.

Schweiget, Dryaden im Wald des Gebirgs, ihr Brunnen vom Felſen
Schweiget, und vielgemiſcht Blöken der Heerden, auch du!

Weil Pan ſelber nun ſingt auf wohlertönender Syrinx,
Feucht die Lippe gefügt auf das verbundene Rohr.
Und es beginnen umher, mit munterem Fuß aufſchwebend,
Hamadryaden Tanz, Tanz Hydriaden umher.

15.

Auf einen Satyr an der Quelle, und den ſchlafenden Eros.

Bromios künſtliche Hand hat dieſen Satyr gebildet,
Hauchend in dumpfen Stein Leben durch göttliche Kunſt.
Jetzo den Nymphen bin ich verwandt, denn ſtatt des vorher'gen
Röthlichen Weines gieß labendes Waſſer ich aus.
Lenke den Fuß vorſichtig, daß nicht du in Eile den Knaben
Aufſtörſt, welcher vom Schlaf milde beſänftiget ruht.

16.

Auf die ſilberne Bildſäule eines Satyrs.

Nicht ihn geſtaltet, in Schlaf nur geſenkt ihn hat Diodoros;
Stoß' ihn nicht an, er erwacht: ſiehe! das Silber, es ſchläft.

17.

Auf einen Siegelring.

Fünf ſind Rinder gebildet in dieſem kleinen Jaspis,
Gleich als ob ſie beſeelt weideten alle daher.
Ja, vielleicht auch entſprängen die Jüngeren, aber die kleine
Heerd' iſt ſtrenge gebannt jetzt in dem goldnen Geheg.

18.

Einſt ein Mann fand Gold, und ließ nun den Strick; der das Gold ließ
Aber, und nicht mehr fand, hing ſich am Strick, den er fand.

19.

Alles entführet die Zeit; ihr dauerndes Walten verändert
Namen ſogleich und Geſtalt; auch die Natur und das Glück.

20.

Ich Nußbaum, zu der Wanderer Luſt am Wege gepflanzet,
Für Steinwürfe zum Ziel hab' ich den Knaben gedient:
Ganz nun den Wipfel zerknickt, und die blühenden Aeſte zerſchmettert,
Steh' ich, vom häufigen Wurf kräftiger Arme verletzt.
Alſo ergeht's Fruchtbäumen; o mir unſeligen! wahrlich
Mir zum Verderben allein hab' ich die Früchte gebracht!

21.

Unter den Lebenden ſtrahlteſt vorher als Stern du des Aufgangs,
Heſperos glänzeſt du jetzt ſterbend im Schattengebiet.

22.

Thränen der Hekabe wohl und den ilioneiſchen Weibern
Gaben bei ihrer Geburt ſpinnend die Moiren zum Loos.
Dir auch, Dion, entriß den Siegspreis herrlicher Thaten
Göttergeſchick; es entſchwand glänzender Hoffnung Gewinn.
Ruhſt nun im weiten Gefilde der Heimath, theuer den Bürgern,
O du, welcher mein Herz liebend in Flammen geſetzt!

23.

Einſt des ägäiſchen Meers hochbrauſende Wogen verlaſſend,
Ruhen wir mitten im Land jetzt um Ekbatana her.
Gruß dir, Heimath einſt, ruhmvolles Eretria, Gruß dir,
Nachbarliches Athen, Gruß dir, geliebteſtes Meer!

24.

Wir ſind euböiſchen Stamms von Eretia; nahe bei Suſa
Ruhen wir; ach! ſo weit unſeren Landen entrückt!

25.

Hier im Grab ein Schiffer, in jenem lieget ein Landmann;
Alſo gemeinſam iſt Aïs dem Meer und dem Land.

26.

Einen Schiffer erblickſt du, den ſelbſt mitleidige Meerfluth
Auch des letzten Gewands noch zu entblößen geſcheut.
Aber ein Menſch auch dieſes mit frevelnder Hand mir hinwegnahm,
Lud für ſolchen Gewinn ſolches Vergehen ſich auf.
Mög' er es denn anziehn, und ſo zu dem Hades hinunter
Wandern, und Minos ihn dann ſehen in meinem Gewand!

27.

Heil, Seefahrer, begleit' auf dem Meer euch, Heil auf dem Lande;
Wiſſet, ein Seemann ruht hier, wo ihr ſchiffet vorbei!

28.

Dieſer Mann war freundlich den Fremdlingen, theuer den Bürgern,
Pindaros, welcher den wohltönenden Muſen gedient.

29.

Als zum Hain wir gelangt, dem dichtumſchatteten, fanden
Purpurnen Aepfeln gleich wir darin den Sohn der Kythere.
Weder führt' er den Köcher voll Gift, noch die krummen Geſchoſſe,
Sondern ſie hingen umher auf ſchönbelaubeten Bäumen.
Aber er ſelbſt, vom Schlummer in Roſenkelchen gefeſſelt,
Lag ſanftlächelnd im Schlaf, und es ſtiegen ihm gelbliche Bienen
Auf die wachsgeformten, die labenden Lippen hernieder.

30.

Kypris ſprach zu den Muſen: ihr Jungfrauen ehrt Aphroditen,
Oder ich ſende zu euch Eros in Waffengeſchmeid.
Ihr die Muſen darauf antworteten: ſolches dem Ares
Drohe du; uns nicht fliegt dieſes geflügelte Kind.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

1806.

Kühn durchſchritt er das Leben, die Kraft austobend des hohen
Heldengemüths, in den Kreis weichlichen Friedens gebannt.
Drum auch wußt' er zu ſterben den Tod ruhmvoll in der Feld-
ſchlacht,
Wie er zu leben gewußt, jedem Genuſſe vertraut.
Ach! ſein Tod ſchlug Wunden dem Kriegsherr, aber getödtet
Hätte die Schmach ihn des Heers, wenn es der Feind
nicht gethan.

Die Brüder Warnawa in Hameln.

1806.

Aufruhr ſchnell ſich erhob weit in der verrathenen Feſtung,
Von dem verwirrten Geſchrei ſtehen die Feinde geſchreckt;
Wild durchtobte der Zorn der Verrathenen nächtliche Gaſſen,
Ziellos ſprühte die Gluth ſchmetternden Feuergewehrs:
Warnawa dort, zwei Brüder, in zärtlicher Liebe vereinigt,
Trafen ſich an auf dem Markt irrend im heißem Tumult,
Nicht mehr duldend die Schmach, weit ſchwächerem Feinde zu
weichen,
Setzte das tödtliche Rohr jeder dem andern auf's Herz,
Blitz gleichzeitig und Schlag bricht los, und es ſtürzen im Blute
Unüberwunden die Zwei freudig umarmet dahin!

An eine ſchöne Frau.

Eſpinelen.

Leiſe woget auf und nieder
In dem heitern Himmelsblau,
Spielend mit dem Abendthau,
Süßer Engel zart Gefieder.
Zwiſchen deine Augenlieder
Drängt ſich dieſer Himmel ein,
Und in Bläue, wolkenrein,
Spielen holde Blicke bebend,
In dem feuchten Aether ſchwebend,
Lieblich wie die Engelein.

Solch geflügelt Kind zu fangen
Auf den kühnen Freudenzügen,
Wär' ein einziges Vergnügen,
Doch ein ſchweres Unterfangen.
Könnt' ein ſolcher Blick gelangen
Unverſehns in meine Augen,
Wollt' ich in das Herz ihn ſaugen,
Alle Freude zu genießen,
Feſt die Augenlieder ſchließen,
Nicht mehr würde Sehn mir taugen.

Mädchenſpiegel.

Eſpinelen.

Dreierlei iſt hoch zu preiſen
Als die ſchönſte Mädchenzier;
Gern ſei heut vergönnet mir,
Alles dreies aufzuweiſen.
Stets in allen Lebenskreiſen
Bricht hervor als erſte Blüthe
Ewig neu die fromme Güte,
Die mit unſichtbaren Gaben
Was ihr nahet weiß zu laben
Aus dem innerſten Gemüthe.

Auf des Lebens dunklen Wogen
Wendet leicht ein falſcher Wahn
Hierhin, dorthin, irre Bahn,
Flatterhaftem Wunſch gewogen:
Doch von Täuſchung unbetrogen,
Und gelockt von keinem Schein
Wird das inn're Herz allein
Unverrückt in edler Treue,
Wie die Welt auch immer dräue,
Rechter Wege Führer ſein.

Schöner aber durch das Dritte
Strahlen auch die vor'gen Zwei,
Beide wirken Zauberei
Durch die Anmuth feiner Sitte.

Und in ſolcher Gaben Mitte
Sehen die geſchmückten Gäſte
Aufgehn dir an deinem Feſte
Jetzt in Sitte, Treue, Güte,
Eine vierte Tugendblüthe:
Daß den Thee du machſt auf's beſte!

Romanze.

Wie wird mir der Tag ſo lang!
Noch nicht kommen will der Abend:
Iſt die Sonne doch hinunter
Und der Mond hervorgegangen:
Ungeduldig ſtehend, wandelnd,
Blick' ich von dem hohen Walle
In des Nachmittags und Abends
Unentſchiedene Geſtalten.
Dunkler ſchauen ſchon die Wipfel
Von dem nahen Waldesrande;
Und die kühlen Abendlüfte,
Aus Gebüſch und Gräſern wallend,
Dringen mit dem leiſen Flüſtern
In der Vorſtadt weite Straßen.
Doch an hohen Giebeln brennen
Golden noch verlorne Strahlen,
Und der Wolkenhimmel ſendet
Rothen Schimmer in die Gaſſen.
O wie lange ſoll ich harren,
Bis verdunkelt ſind die Pfade,
O wie lange ſoll ich ſäumen
Eh' ich ſie zu ſehen wage?

Müßig gehn und ſtehn die Leute,
Die vorübergehn begaffend,
Und neugierig' böſe Nachred'
Auch des Beſten gern empfangend.
O du heil'ge Nacht, Allmutter,
Mit dem dunklen Schleier faſſe
Schleunig du des Himmels Lichter,
Sie des Tags verſtreute Saaten,
Die dein weites Reich durchflimmernd
Nächt'ge Heimlichkeit verrathen;
Dann, o du, die wohl bezwungen
Selber Jovis zorn'ge Flammen,
Schleunig auch der Menſchen Augen
Mit dem dunklen Schleier faſſe,
Sende nicht den muntern Abend
Jetzo noch als Abgeſandten,
Selber du erſchein ſogleich,
Schwarz, unförmlich, ſturmgetragen!

Betrachtung.

Daß ich an das Geſtade bin entronnen
Aus bittrer Leiden wilden Meereswellen,
Kann nicht mein kummernächt'ges Herz erhellen,
Fern abwärts glüh'n des Lebens goldne Sonnen.

Was iſt mir in dem Frühlingsland gewonnen,
Wenn vor'ger Schmerzen Fluthen mich umſtellen,
Und dieſe Wehmuth trüb' an's Herz mir ſchwellen,
Daß nicht in Glück mein Leben hat begonnen?

Ich ſenke in mich ſelbſt die Augen nieder,
Und finde nicht die duft'gen Blütheſtunden,
Die mit des Frühlings Au'n das Herz umkleiden.

Nicht wollet nun den äußren Lenz mir neiden!
Aus ſpätem Glück iſt früh das Glück entſchwunden,
Noch ſpät regt früher Schmerz die müden Glieder.

Herbſtgefühl.

Nürnberg, am 28. Oktober 1808.

Die Felder ſtehn in warmem Sonnenſcheine,
Von zarten Herbſtesfäden ſchon umſtricket,
Und rings das Aug' in irrer Eile blicket,
Ob Sommerluſt verſpätet wo erſcheine.

Vergebens, daß die Wehmuth innig weine! —
Im Seufzerhauche ſanft der Wipfel nicket,
Und leiſ' den welken Schmuck zur Erde ſchicket,
Daß nackt die Neſter ſtehen und alleine.

Wohl weiß ich, daß der Frühling wiederkehret,
Ich darf um ihn nicht hoffnungslos verzagen,
Und Wiederſehen muß das Leben bringen.

Doch alles Leid, was mich indeß verzehret,
Daß ich nur dir und Sommerau'n darf ſagen,
Macht dieſe Thränen mir in's Auge dringen.

An den Ueberſetzer Voß.

Galliamben.

1809.

In dem hohen Meer dahinfliegt ungezwungen von dem Gewog
Des erregten Sturms ein Schiff dort zu dem väterlichen Gefild;
Wie der Schaum ſich hoch emporbäumt und am Kiele ſich überwallt,
Wie des Zorns der Wind im Tauwerk ſich erlediget mit Geheul,
Wie der Planken Fügung aufkracht, überwältiget von der Fluth,
Wie der Wolken dichtes Nachtgraun die Gewäſſer und die Geſtirn'
Ueberzieht, und rings der Angſtſchrei der Geſcheiterten ſich erhebt:
Doch ſegelt froh das Schiff hin, nur beſchleuniget in dem Lauf.
Ein bekränzter Schwarm emporſteigt ſich bedrängend auf dem Verdeck,
Und es ſchallt ein hoher Päan der Begeiſterten in die Fluth,
Die gebändiget von des Lieds Macht nun mit ſchmeichleriſchem Getön
Schon ſanft umrauſcht den Schiffbord, ſo der ſtürmenden widerſtand.
Was beginnt? o Heil! hervorbricht an dem nächtlichen Horizont
Den erſtaunten Blicken Eos, die Verkündigerin des Tags,
Und in Purpurſchein der Meerfluth und des feierlichen Gewölks
Hochflattert ſchwer am Maſtbaum von den Zephyren unerfüllt
Das benetzte Segel, weit ſenkt ſich der Wimpel drüber hin.
Wie der frohe Schwarm die Windſtill' und dem freundlicheren Geſtad
Sich genahet ſchaut, hinabſtürzt zu den Rudern er ungeſäumt,

Und die Fluth wie Silber aufblitzt in gemeßnem Ruderſchlag;
Und der hohe Bord auf einmal mit Belaubungen ſich erfüllt,
An den Rudern ſchmieget abwärts ſich ein wonnigliches Gewind,
Wo der Eiche Laub und Epheu ſich verflochten mit dem Gezweig
Der Platan' und Myrth' und Weinreb' in dem grünenden Labyrinth;
Und der Maſt ergrünt als Palmbaum und es ſchlinget ihm um das Haupt
Die Viol' und Roſ' und Krokus und die Lilie ſich zum Kranz.
Und o Wunder! welch ein Anblick! von Belaubungen überdeckt
Iſt entſchwunden alles Holzwerk: o wie zauberiſche Gewalt,
Die der Blumen Füll' und Laubgrün ſo geſtaltete zu dem Schiff!
Heil! Heil! o ſtarker Fährmann! ſo erſchallet von dem Geſtad
Dir die huldigende Begrüßung, und von Tauſenden wiederholt
Schwingt fern, o Voß, dein Lobpreis zu den Höhen ſich des Gebirgs,
Zu der dunklen Waldeseinöd', und dem königlichen Pallaſt.
Heil, kühner Mann, der muthvoll den Gefahren du dich ergabſt.
Aus der Tempelgrotte Delphi's die Orakel uns zu empfahn,
Und der trauervollen Heimath die Erleuchtungen des Geſangs,
Die ein Gott den Söhnen Hellas austheilete, zu verleihn.
Ja geweihet du von Apollon, von den Chariten du geweiht,
Die den Zauberſchwung des Wohllauts, des helleniſchen, dir enthüllt,
Und enthüllt die Kraft des Stammvolks zu bemächtigen ſich des Horts,
Haſt froh der neuen Argo, den Verheißungen du vertraut,
Die untrügliche dir ein Gott ſprach in dem prieſterlichen Gemüth!
O wie folgt mit Liebesinbrunſt zu den Deinigen dir die Schaar,
Die zu neuer Menſchheit Anbau mit Geſängen du uns bezwangſt!
Es entſteigt ein Greis dem Schiffsbord, und verjünget ihm von dem Mund
Aufſchallt ein Heldenlied, froh des lebendigeren Getöns,

Das in raſcher Kraft dahinwogt in verſchwiſterter Melodie,
Die, o Voß, mit Heldenzorn bald ein Begeiſterter du ergriffſt,
Bald liſtenreich mit Schlauheit du erlauſcheteſt in dem Hain!
Ja, des Chiers ſüßer Mund tönt! der askräiſche, ihm geſellt,
Lehrt frommer Tugend Anbau in dem friedlicheren Gefild;
Schon drängt zum frohen Siegspreis mit Bewunderung ſich der Hirt,
Da zum Wettgeſang das Waldlied von Sikelia ſich erhebt;
Auch Roma's ſtolzes Lied folgt dem Germanier unentweiht
Zu den Schlachtgefilden Hermann's vom entweiheten Kapitol;
Es entſteigt dem Schiff ein Jüngling, und das Barbiton in der Hand
Ihm erklingt von Lebensweisheit und beſeligendem Genuß;
Und in edler Sängerfreundſchaft ſich dem Feurigen ein Gefährt'
Anſchmiegt, der liederkühn drang aus den Wäldern, und zu den Höhn
Sich erhob, den frommen Ahnherrn zu verherrlichen des Auguſt.
O beglückte Sänger, huldvoll von dem Mächtigen ihr geſchützt.
O warum, der euch an Ruhm gleich, nur in traurigerem Geſchick
Ungleich, warum den Zorn weckt, unverſöhnlichen er allein?
Es entſteigt mit holder Anmuth der Verbannete zu dem Strand,
Wo dem ſüßen Klagelied horcht der geſittetere Barbar.
Schaut! freudig ſchwingt an's Land jetzt in dem jugendlichen Gewühl
Der umkränzten Knaben Schaar laut mit den Fittigen ſich heran!
Sie der Gaſtgeſchenke ſorgſam obwalteten auf der Fahrt,
Zahlloſer Gaben Reichthum, die verſchwenderiſch dir gehäuft
Die entzückten Sänger dankbar als Vergeltungen dir, o Voß,
Der erglühten Liebesandacht, die den Herrlichen du gehegt!
Dir des Epos ſanften Aufſchwung, dir Idyllien, dir die Gluth
Der erhabnen Ode, Liebreiz der geſelligen ſie verliehn!
Ja das vielbegehrte Kleinod des berauſchenden Dithyrambs
Strahlt krönend dir um das Haupt hell wie das abendliche Geſtirn!
O wo ſäumt, wo ſäumt uns Atys, der das leuchtende Diadem

Um das Haupt dir ſchlang am Meerſtrand, wo den Weinenden überfiel
Der Cybelle grauſer Wahnſinn, den vergebens er nun bereut!
Von dem Ufer ſcheucht ein Leu wild in die Waldungen ihn zurück,
Und die Arme flehend ſtreckt noch, die verſchwindenden, er empor.
O wohlauf! du kühner Fährmann, unerſchrocken denn nun gelenkt
In die aufgethürmte Salzfluth, den Unſeligen zu befrein!
Es erblüht in neuer Fahrt ſtets ja nur herrlicher dir das Schiff,
Und es leuchtet dir ein Geſtirn vor in dem trügeriſchen Gefluth,
Das in dunkler Nacht dahinrafft den Vermeſſenen zum Geklipp,
Und zerſtreute Glieder auswirft der Geſcheiterten an das Land.
Dir allein iſt hell die Sturmnacht, die erdonnernde, dir allein
Nach Geſetz und Maß gefügt hat Galliamb' ſich und Anapäſt,
Auf, auf! in Ida's Waldgraun ſich beflügele der Geſang!

Die Aufforderung blieb, wie wohl vorherzuſehen war, unerfüllt; der Atys des Catullus iſt noch nicht überſetzt; wenigſtens ſo nicht, wie es Voß von ſich oder Andern fordern müßte.

Weſentliches.

1809.

Ob dieſe Liebe mir
Mehr Freuden bringet oder Leiden?
Ich weiß es nicht.
Es fehlt an beiden nimmer;
Sie fließen überſchwänglich,
Aus Doppelquellen,
Und oft ſind die einen
Die andern.
Wer vermag
Den raſchen Wechſel,
Die Wandlungen und Geſtalten
Der Liebesgaben
In ſtarker Herzensſchläge
Gedrängtem Leben
Zu ſcheiden und auszugleichen?
Ja wohl, auch dieſe Liebe,
So reich und ſchön,
Sie hat ihre Thränen,
Ihren Jammer,
Ihre Verzweiflung!

Doch ihre Gaben alle,
Ihr Unglück und ihr Glück, —
Sie ſind nur Schwingen,
Die über Glück und Unglück,
Auch über ihr eignes,
Mit Himmelskraft
Das Herz erheben.

Verlorne Gegenwart.

1809.

Schon ſo lange ſteigt die Sonne
Aus dem Oſten hell hervor;
Immer wieder Thaueſtropfen,
Morgenröthen, Vögelſtimmen,
Schwimmen dämmernd ihrem Glanze vor.

O wie viele Sommermorgen
Sind mir golden aufgegangen!
O wie viele Winternächte
Lagen ſilbern auf der dunkeln Erde,
Langſam kommend meinem Bangen,
Und ſo furchtbar eilend meinem Hoffen!

Immer ferne noch von meiner Lieben
Findet mich die neue Sonne,
Und ihr Schimmer geht an mir vorüber,
Gleich als wär' er fortgeblieben.
Immer noch in enger Tageszeit
Sorgenbrütend eingeſchloſſen,
Seh' ich heitre Stunden weit
Mich begrüßen durch die Gitterfenſter,
Und ich winke lächelnd ihnen nach.

Bringen dieſe Wolken Segen?
Immer noch in herbem Trauern
Harret ſchmachtend jede Kunſt;
Gleich dem Epheu ſaugt, an feuchte Mauern
Angeſchmiegt, die grüne Fülle
Statt des Himmelsregens Nebeldunſt.

Schwere Laſt noch immer drückt
Freier Zukunft blut'gen Flügel;
Immer ſeufzend noch im armen Volke
Wallt erwartungsvoll das Herz!
Kriegeswuth vorüber raſet,
Friedenslüfte wieder ſchmeicheln,
All' unzeitig dieſem Schmerz!

Weit erleuchtet liegt die Erde
Unabſehbar aufgethan;
Meereswogen weit hinüber
Segeln die beherzten Meiſter,
Und es flattern Siegesgeiſter
Jauchzend ſtolz auf ihrer freien Bahn.

Könnt' ich ſchiffen, forſchen, ſiegen
Mit den Günſtlingen der Zeit!
Ihnen leuchten Stern' und Sonne,
Ihnen rauſcht Vergangenheit
Mit der Zukunft Hoffnungswonne
In dem Fluge friſcher Gegenwart!

Doch in blüh'nde Kindheit kam
Harte Jugend ſchnell herein;
Alter kommt, noch eh des Glückes Reife,
Thatkraft weicht, noch eh die That genaht,
Und des öden Harrens müder Gram
Schlürft den letzten Funken ein.

Sage mir, o hehre Sonne,
Warum weckſt du mich zu ſolchen Tagen?
O vergönne tiefe Schlummernacht!
Willſt du darum nur mir weiter ſchreiten,
Um den Lebensſtillſtand anzuſchauen,
Den verzaubernd Trennung mir gebracht?

Auf der Reiſe.

1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauſchen,
Alter Eichen Rieſenbau
Trägt mit ſtarken Aeſten grüne
Zweige hoch im Himmelblau;
Buſch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das ſcheue Wild,
Aus dem ſchwankenden Gezweige
Muntrer Vogelſang erquillt.

Dunkle Fluthen wogen leiſe
In dem hellen Wieſenbach,
Und die Sehnſuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünſtig nach;
Ach, ſie fliehn von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen ſie ereilt.

Goldnes Feld dort ſteht im Glanze
Sommerlichen Morgenſcheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;
Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land beſtellt,
Doch des Jahres beſter Segen
Stets in Räuberhände fällt!

O geliebtes Land, umfaſſen
Möcht' ich mit den Armen dich!

An die heiße Bruſt dich drücken,
Küſſen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geiſtesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunſt und Stirn des Denkens,
Mutterbruſt der Wiſſenſchaft!

Und in dieſes Landes Mitte
Schallet noch ein fremder Ton,
Ruft der trauten Mutterrede
Des geliebten Landes Hohn?
Darf, wo deutſche Wälder rauſchen,
Unſre ſtolzen Fluthen gehn,
Unſres Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrſcherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns geſandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land,
Schlug mit ſcharfen Adlerklauen
Mit den gier'gen Schnäbeln feſt
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Neſt!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Heimiſch wirſt du nimmermehr!
Bald erſcheint uns der Befreier
Sieggekröntes Heldenheer!
Und du wirſt des Feldes Dünger,
Und du wirſt der Wellen Spiel,
Und du wirſt das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünſchtes Ziel!

Der Edelknabe der Kaiſerin Kunigunde.

1.

Wie der Mond aus dunklen Wolken
Kummerblickend niederſcheinet,
Dort ein ſchönes Antlitz bleich
Schaut hervor aus ſchwarzem Schleier.
Zu des Domes hohen Stufen,
Barfuß auf den harten Steinen,
Wandert langſam ſchwere Schritte,
Von zwei Frauen nur begleitet,
Ach! die Kaiſerin, nicht würdig
Solche tiefe Schmach zu leiden!
Doch die, ſo mit Kron' und Zepter,
Mit des Reiches Edelſteinen,
Auf dem Throne glorreich ſtrahlend,
Dennoch Demuth konnte zeigen,
Kann auch jetzt im Bußgewande
Nicht von ſchöner Hoheit ſcheiden.
Wer die Fürſtin Kunigunde
Sieht in dieſem Glanz erſcheinen,
Den der Unſchuld helles Licht
Auf der reinen Stirn verbreitet,
Muß in freudevollem Staunen
Bannen jeden düſtern Zweifel;
Der Gemahl nur, dem am nächſten
Dies Kleinod vertraut und eigen,
Der allein giebt es dem Feuer
Prüfend hin, der ſtrenge Heinrich.
Stolz und herrlich er vom Saale
Jetzt die Stufen niederſteiget,

Tritt hervor, und findet alle
Seine treuen Diener weinen,
Die zu Roſſe in dem Schloßhof
Seiner harr'n zur Jagd bereitet.
Finſter wälzt er da die Augen,
Kehret um in dunklem Schweigen,
Und in ſtrenger Furcht gefeſſelt
Wagt ihn anzureden keiner.
Viel Herzoge, viele Grafen,
Brannten wohl in tapfrem Eifer,
Unterdrückter Wahrheit Ehre
Zu befrein aus ſchnödem Zweifel,
Und in einem offnen Kampfe
Für die Kaiſerin zu ſtreiten:
Doch die aufgezückten Schwerter
Gleiten abwärts in die Scheiden.

2.

Seht ihr dort das blüh'nde Antlitz,
In der zarten Jugend Farben
Freundlich ſchimmernd, hell umwölbet
Von den ſchönen goldnen Haaren?
In der Kaiſerin Gefolge
Dient ſeit früher Zeit der Knabe,
Und es hielt ihn treuer Liebe
Edle Neigung feſt gebannet,
Daß er von der holden Herrin
Nimmer wieder konnte laſſen,
Alle ſeine Lebenstage
Ihr allein zu widmen dachte.
Darum als des großen Kaiſers
Glänzend werbende Geſandten
Die holdblühende Prinzeſſin
Ihrem Herrn zur Braut gewannen,
Und in prächtige Galeeren
Mit der hohen Jungfrau traten,

War das fromme Kind getreulich
Ihr gefolgt aus Dänemarke,
Unverändert in dem Dienſte
Der Gebieterin verharrend,
Deren hohen Lichtglanz nimmer
Selbſt der kaiſerliche Namen
Irgend zu erhöh'n vermochte
In den Augen ihres Knaben.
Seht, das holde Jugendantlitz
Sinket nieder ſchnell erblaſſend,
Und erhebet gleich ſich wieder
Feurig mit hochrothen Wangen!
Auferweckt von innerm Rufe
Will er Ungeheures wagen,
Den nichtswürdigen Verläumder
Seiner Kaiſerin zu ſtrafen,
In beſtehen den verſuchten
Starken Arm des wilden Grafen;
Dem will er die Schuld beweiſen
Auf ſein Herz mit ſcharfen Waffen!
Und ſo reitet frohbeherzt
Er hervor von ſeinem Platze,
Hält ſein bäumend Roß dann plötzlich
Raſch gewendet vor den Grafen,
Spricht: „Ihr ſeid nur ein Verläumder:
Schändlich habt Ihr angetaſtet
Mit verruchten Lügenworten
Meiner Herrin heil'gen Namen!
Mir im Herzen glüht ein Zeugniß,
Das will ich nun offenbaren,
Und aus Euern Todeswunden
Soll es ſich Bewährung ſchaffen.“ —
Schon hat er es ausgeredet,
Alle ringsum ſtehn erſtarret,
In mitleidig ſtummer Rührung
Scheu den Blick gewandt zum Grafen,

Angſtvoll die gewalt'gen Schläge
Seines wilden Zorns erwartend:
Doch er bleibet, wie zerſtreut
In tiefſinnige Gedanken,
Und die Arme feſt verſchränket,
Unbeweglich in dem Sattel.
Düſter wirft er kalte Blicke
Auf den heitern Edelknaben,
„Du?" ſo fragt er ernſt und ſchaurig,
Und der Muth iſt ihm entfallen.

3.

Hoch von reichverzierter Bühne
Schaut der Kaiſer bang hinunter
In die volkumdrängten Schranken,
Wo die hellen Schwerter funkeln.
Und er wendet ſcheu die Augen
Seitwärts hin, wo Kunigunde
Vor dem Kreuze hingeworfen
Fleht aus tiefſten Herzensgrunde
Zu dem Himmel um Erbarmung,
Um Vergebung aller Schulden.
Da entſcheidet ſich der Kampf:
Aus drei tiefgeſchlagnen Wunden
Strömen, zeugend für die Fürſtin,
Schwarzen Blutes Wogen ſprudelnd.
Tauſend rufen Heil und Segen,
Tauſend rings aus Einem Munde,
Dem ſiegreichen jungen Helden,
Der den ſtarken Feind bezwungen.
Blaſſen Angeſichts, von Thränen
Seine Kinderaugen dunkel,
Sieht mit lieblich traur'gem Lächeln
Sich der Edelknab' umrungen,
Ach! und findet keine Stütze,
Daß er nur ein wenig ruhe!

Ihm zu ſchwer iſt es zu halten,
Dieſes Schwert, das er geſchwungen,
Und aus ſeinen zarten Händen
Auf den Boden leiſ' entſunken.
Keiner denkt an zarte Pflege,
Keiner, wie er wohl ihm thue,
Alles tobt in wilder Freude
Huldigend allein dem Ruhme,
Ach! und unbemerkt erliegt er,
Seine Augen ſich verdunkeln! —
An des frohen Kaiſers Seite
Tritt nun, ſtill in heil'ger Ruhe,
Durch das jauchzende Getümmel
Zu dem Knaben Kunigunde,
Faßt ihn mit den weißen Händen,
Drückt ihn ſanft an ihren Buſen,
Seine goldnen Locken wallen
Lieblich ihren Arm hinunter,
Und ſie ſtreichelt ihm die Augen,
Die er aufſchlägt, bald ermuntert,
Und ſie beugt das Himmelsantlitz
Strahlend hin zu ſeinem Munde,
Und berührt die friſchen Lippen
Innig mit liebreichem Kuſſe,
Spricht: „Du haſt mich nicht verlaſſen,
Du, mein holder Knabe, wußteſt
In der Unſchuld deines Herzens
Von der meinen ſichre Kunde!
Alles iſt von mir gewichen,
Was auf's heiligſte verbunden
Meinem Leben war, und tiefer
In das Herz mir ſehen mußte:
Ob auch Kaiſerin, verlaſſen
War ich auf dem deutſchen Grunde,
Und der Fremden blieb kein Tropfen
Zugewandt des deutſchen Blutes!

Nur im eignen Volk, dem theuern,
Wird ein wahrer Freund gefunden,
Dem, wenn aller Schein entgegen,
Noch Vertrauen lebt im Blute;
Wohl aus Dänemark ja werden
Mußte dieſer Leidensſtunden
Hier nicht mehr gehofftes Ende,
Däne, mir durch deine Wunden!
Habe Dank, mein holder Knabe!
Habe Dank von Kunigunden,
Die dir lange theuer war,
Eh' noch Kaiſerin ſie wurde,
Und die, ſchon herabgeſtiegen
Wieder von des Thrones Stufen,
Nicht als Kaiſerin kann lohnen,
Nur als deine Kunigunde!
Dieſen Ring will ich dir ſchenken,
Der mir ward von meiner Mutter,
Dir ein vaterländiſch Kleinod
Bleib' er treu in allen Stunden!
Ich ein ew'ges Lebewohl
Sage dir in dieſem Kuſſe.
Meine Lebenszeit umhüllet
Fortan eines Kloſters Dunkel;
Nicht vermag ich zu verweilen
Wo ich ward ſo ſchwer beſchuldigt,
Aufgelöſt iſt mir allhier
Jeder Frieden, jede Ruhe;
Fremd ſind Alle mir geworden,
Allen fremd iſt auch mein Buſen,
Liebe ſtarb da und Vertrauen,
Wo Beweiſes ſie bedurften." —
Wie die Fürſtin ſolches redet,
Da erſchrickt in ſeinem Muthe
Kaiſer Heinrich, und es ſinket
Ihm das Herz in ſchweren Kummer;

Und kein Flehen, und kein Weinen,
Kein Verheißen, keiner Buße
Willig angetragne Sühne
Bleibt dem Kaiſer unverſuchet;
Doch umſonſt! das Volk enteilet
In dumpftönendem Gemurmel;
Zu der Burg geht Heinrich trauernd,
Und in's Kloſter Kunigunde.

4.

An dem ſchroffen Felſenhange,
Wo abſtürzend wild erbrauſen
Die empörten Waldgewäſſer,
Wo herabgeſenket trauert
In dem kümmerlichen Boden
Strauchwerk, das nie wird zum Baume,
Welch ein dunkles Bild entfaltet
Dort ſich ungewiß den Augen?
Langſam regt empor ein Knabe
Dort das Haupt mit irrem Schauen,
Springet auf von ſeinem Lager,
Steht gelehnt am Felſen aufrecht,
Und gefaltet beide Hände
Und geſenkt die Blicke trauernd
In die weiten Thäler fernhin
Ruft er ſo mit ſchwachem Laute:
„Wohl iſt alles noch wie geſtern,
Blühend rings die ſchönen Gauen,
Lieblich dort mir gegenüber
Alle Hügel grün umlaubet,
Tag und Nacht die klaren Bäche
Schon vom Frühling aufgethauet,
Von den Bergen in die Thäler
Unverändert niederrauſchen,
Und die helle blaue Luft
Spielt in ſanftem warmen Hauche

Mit den Blüthen, mit den Blättern,
Mit dem Waſſer, leiſe ſchaudernd;
Vögel, alles Harms entledigt,
Traulich ihre Neſter bauen,
Und dem ſonnenhellem Himmel
Fröhlichen Geſang vertrauen; —
Alles iſt wie geſtern heute,
Freuden rings mit Freuden tauſchen,
Und der Zeiten Wandelungen
Bergen ſich in leiſem Laufe:
Ich allein bin ihm entriſſen,
Bin von dunkler Macht geraubet!
Aus der ſchützenden Umarmung
Hat mit wilden Schwunges Sauſen
Die Natur mich losgelaſſen,
Mich verſtoßen in ein graues
Oedes, hingewelktes Alter
Plötzlich aus der Jugend Auen.
Kunigunde, nimmer ſoll ich
In dein holdes Antlitz ſchauen!
Nimmer von dem Vaterlande
Hören dein liebkoſend Plaudern,
Nimmer mir das Herz erfreuen
Mit den Liedern deiner Laute!
Nimmer des Bedarfes Sachen
Ordnen dir nach meinem Brauche!
Und doch lebſt du noch und athmeſt,
Blickeſt noch mit deinen Augen,
Nur auf mich nicht! Lieder freundlich
Deinem Ohr vorüberraſchen,
Nur von mir nicht! Süße Reden
Du von blüh'nden Lippen haucheſt,
Ach! zu mir nicht! auf den Fels
Will die Sonne gütig ſchauen,
Und die Blüth', in Sehnen ſterbend,
Muß vergehen! dieſe Mauern

Schließen mich von Leben aus
Noch bei meines Lebens Dauer,
Selbſt des Möglichen iſt mir
Jede Möglichkeit geraubet,
In dem lebenglüh'nden Herzen
Zucken kalte Todesſchauer." —
Wie er dieſes hat geſungen
Er vom Berge niedertaumelt,
Wilder Bach mit Felſenſteinen
Wälzt ihn fort im weißen Schaume.

1812.

Johanna Stegen in Lüneburg,

am 2. April 1813.

Von wildem Feindestoben
Von Gluth erfüllt und Dampf,
Sieht rings die Stadt erhoben
Der eignen Freiheit Kampf.

Zum Himmel ſehn mit Trauern
Die Bürger ſchwer empor,
Den Feind in ihren Mauern,
Die Retter vor dem Thor!

Da ſprings aus grünen Hecken
Hervor ein Mädchen fein,
Sich bange zu verſtecken
Hüllt ſich ihr Antlitz ein!

Und wie die Augenlieder
In frommen Thränen ſtehn,
Ruft ſie: „Ach ſoll ich wieder
Der Feinde Gräuel ſehn?“

„Doch was zu meinen Füßen
Liegt auf dem Boden hier?
Ha! Feind, du ſollſt es büßen,
Verderben bring ich dir!“

Aus höhern Regionen
Entflammt ſie Heldenkraft,
Vom Boden die Patronen
Sie in die Schürze rafft;

Den Jägern, die verſchoſſen
Ihr Pulver und ihr Blei,
Bringt eifrig unverdroſſen
Sie immerfort herbei;

Im dichten Kugelregen
Manch tapfrer Jäger fällt,
Doch ſtets Johanna Stegen
Die volle Schürze hält.

Friſch auf! ihr Kameraden,
Es gilt den beſten Schuß!
Von ſolcher Hand zu laden
Das Herz ja treffen muß!

Der Fürſtengarten.

1813.

Heiß und müd' im wildem Drange
Ungefügen Kriegeslebens,
Das, ein ſtürmend Meer, die Seele
Nach unſtäter Richtung wirft, —

Sucht' ich, an dem grünen Ufer
Der holdſelig blüh'nden Inſel
Dieſes hohen Gartens landend,
Friſcher Düfte labend Wehn.

Und es ſchlich der ſtille Frieden
Dieſer Büſche, dieſer Gänge,
Dieſer hohen Ferneblicke
Lindernd in das volle Herz.

Freundliche Bewohnerinnen
Gaben Blumen, gaben Früchte,
Gaben lieblicher Geſpräche
Edle Füll' und Anmuth dar.

Und ſo fielen ſchöne Tage
Goldnen Friedens mir inmitten
Unruhvoller Kriegeszeiten
Zum beneidenswerthen Loos.

Fahre wohl! du Fürſtengarten,
Fahren wohl! ihr theuren Kinder,
Scheidend ruft mein Herz gerühret,
Dieſen Liedeshall euch zu!

Stimme des Kranken.

An Rahel.

1813.

In des vollen Wohlergehens frohen Tagen,
Wo das Herz die ungeſchwächten Wellen
Durch die Adern ſtrömt in Siegesfreude,
Mußt' ich dennoch neidiſch euch betrachten,
Arme Krieger, unbekannte Fremde,
Die ihr krank, zerſchmetterten Gebeines,
In zerrißner Hülle, ganz verlaſſen,
Dort dem Himmel preisgegeben laget!
Denn es trat zu euch, im Hochgefühle
Edlen Pflichtberufes hülfreich wirkend,
Meiner Freundin ſegnende Erſcheinung!
Was ein Gott ihr in die Bruſt geleget,
Tiefer Menſchlichkeit urkräft'ge Flamme,
Lautrer Wahrheit ſtaunenswürd'ge Worte,
Schneller Einſicht ſtrahlendes Durchdringen,
Schmerzvertrauten Herzens überzeugend Mitleid,
Alles faßt in Eines ſie zuſammen;
Legt als Tröſtung, legt als Hülfe nieder
Schon in's Herz des Kranken und des Wunden
Alle Kraft der treuen Heilespflege,
Die ſie ſorgſam ſchaffend vorbereitet!
Lieblich Lächeln, rufſt du Sonnenblicke
Aus des Schmerzes dunklen Wolken? weckſt du,
Süße Lippe inn'ger Menſchenliebe,
Leiſes Zartgefühl in rohen Buſen?
Weißt du, Forſcherblick des hellen Auges,
Im Vorübergleiten dämmernder Geſtalten

Doch die tiefſte Seele ſtets herauszufaſſen,
Um ihr einverſtanden Tröſtung zuzuwinken?
Schlägſt du, Himmelsſtrahl der ew'gen Wahrheit,
Aus der Stille edleren Gemüthes,
Hoch gewitternd über dunklen Lebensthalen,
Segenreiche Fluth auf ſünd'ge Herzen
Reinigend und klärend nieder? —
Und ich ſoll in Unmuth hier verſchmachten!
Wiſſen nur, und fühlen nicht, die reiche Spende,
Die nach Zufall dort ſich in der Menge
Blindem Drange hundertfach ergießet?
Nein, o nein! die ſegenreiche Fülle
Deines Wohlthuns dringt zu mir herüber,
Ueber Ströme, über Berge fernher,
Bricht mit hellem Schein am Dämmerabend
Meines ſtillen Krankenlagers plötzlich
In geliebter Handſchrift frohen Zügen
Glänzend an, mit linden Heilesſtrahlen
Treffend mein aufathmend Herz! —

Die Ruſſen in Holland.

1813.

Wohlauf, wohlauf! wer die Freiheit meint,
Aus betäubenden Schlummerbanden!
Des Erwachens Sonne glorreich ſcheint
In den muthigen Niederlanden!

An den Küſten des freien Meeres Ruf
Mit brauſenden Wogen hallet,
An des Landes Gränzen der Roſſe Huf
Und verkündendes Wiehern ſchallet!

Wohlauf, wohlauf! aus wirbelndem Schnee,
Von der Ströme ſtarrendem Eiſe
Begann zur ſchwellenden Süderſee
Der Freiheit Kriegesreiſe.

Ein grünendes Reis vor hundert Jahr
Aus unſeren Landes-Blüthen
Nahm dankbar mit der große Zar,
Und thät es mit Treuen hüten.

Ach! unſerer Lande Blüthenſtand
War dahin mit der Freiheit geſchwunden,
Die von Volk zu Volk und von Land zu Land
Bald nirgends wurde gefunden.

Doch ſiehe! das grünende Reis alldort
In des nordiſchen Reiches Raume
Wuchs hundert Jahre fort und fort
Zum gewaltigen Rieſenbaume;

Und breitet der ſchattigen Zweige Glück
Auf der Knechtſchaft brennende Fluren,
Bringt lebenreiche Fülle zurück
Auf erſtorbener Freiheit Spuren.

Alexander, Heil! das theure Pfand,
Das wir reich einſt legten nieder,
Kehrt tauſendfältig von deiner Hand
Den Armgewordenen wieder!

Und in jeglicher ruſſiſchen Waffe blinkt
Ein Zweig von grünenden Schoſſen,
Der vertraulich uns und grüßend winkt
Als heimiſcher Freiheit Sproſſen!

An der Nordſee.

1814.

Hier weilt am Meeresſtrande
Mein ſehnend trüber Sinn,
Und die Gedanken fluthen
Auf ſanften Wellen hin!

O ſchöner Stern dort drüben,
Wie leuchtend fällt dein Schein
In rege Meeresfluthen,
In's rege Herz hinein!

In ſtürmendem Getöſe
Der wilden Winternacht
Hab' ich dir heil'ges Flehen
Inbrünſtig dargebracht.

Der Sturm hat ausgetobet,
Und in der Sterne Zahl
Glänzt wieder doch vor allen
Mein Stern mit hellem Strahl!

Sand.

1819.

Grauſam häufet ein höhnend Geſchick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falſcher Geſtirne Beruf!
Irr' und bejammernswerth hat alles hier ſich geſtaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Karlsbad.

Habt ihr die Geiſter gedämpft, und gehemmt freiſinnigen Fortſchritt,
Durch fünfjährigen Bann Schweigen und Ruhe geſchafft? —
Habet der Zeit ihr geboten denn auch, daß keines der Jahre
Wachſendes Alter zugleich werde der Jugend und euch? —

Wie es geht.

1821.

Meinen Ueberzeugungen,
Freier Wahrheit hohem Recht,
Wollt' ich ſonder Beugungen
Treulich folgen grad' und recht.

Rings umwogt von Streitenden,
Hart, im Wechſel, Mann an Mann,
Bot nach allen Seiten den
Gegnern Stirn und Bruſt ich an;

Siegend durch gefährlicher
Kämpfe dunkelwirren Drang,
Wohlgeprüft in ehrlicher
Wunden Geben und Empfang;

Doch, nach überſtandenen
Erſten Tagewerks Gewinn,
Find't ſich im Vorhandenen
Schon nicht mehr der erſte Sinn!

Ob dem friſch Vertrauenden
Will' und Hoffnung war geneigt, —
Denk zurücke Schauenden
Sich die Mißerfüllung zeigt:

In des Wegs Geſtaltungen
Vielgekrümmter Windung Spiel;
Weiterer Entfaltungen
Trübes zweifelhaftes Ziel!

In des Tages Erſcheinungen
Sucht man, wie man kann, die Bahn;
Im Gedräng der Meinungen
Wird Geſinnung leicht zum Wahn.

Uebereinſtimmung.

Dresden, 1832.

Hier auch alſo begegnen wir uns! Sie ſteht, und beſchaut mich,
Widerwärtiges keck ſinnend und blickend, wie ſtets.
Denkt ſie dabei: „Schon wieder den unvermeidlichen Anblick!“
Nun! ſo haben wir ja Beide daſſelbe gedacht!

Steigerung.

Wer nicht Liebe beſaß, wer Liebe beſaß und verlor ſie,
Dem hält reichen Gewinn offen noch immer das Glück.
Doch wer Liebe beſitzt, und in ihr nicht Segen und Tröſtung,
Dem ward ſchwerſtes Geſchick unter den Sternen verhängt.

Anna Milder.

1822.

Deinem Geſange, wenn dort in den Kunſtwettſtreiten von Hellas
Solcher Stimme Gewalt wär' den Entzückten ertönt,
Hätte das Ruhmesgefild von Olympia — Herrin der Wahrheit *)
Einſt den Hellenen gerühmt — herrliche Kränze geweiht!
Längſt hinſchwanden das Volk und die Siegsbahn jener Hellenen,
Seit Jahrtauſenden ruht ſchweigend der ſchöne Gebrauch:
Aber noch heut' ſolch Ehrengeſchick Dir wieder emporblüht,
Lieblichen Klanges, noch heut krönet Olympia Dich!

*) Δέσποιν' ἀλαθείας. Pindar. Olymp. VIII.

Fiat applicatio!

Ein Meiſter edler Mahlerei
Von hohem Sinn und rechter Kunſt,
Mahlt' einen Kriegsmann einſt; die Gluth
Der Tapferkeit, die Heldenkraft
Mannhafter Strenge, kühn und groß,
Durchſtrömten Haltung und Geſtalt,
In lebensvoller Farbenſchöne;
Und menſchlich Glück und menſchlich Leid,
In Siegesluſt und Wundenſchmerz,
Durchkämpften die zerrißne Bruſt.

Ein Stümper ſieht's: „Daß Gott erbarm!
Ein ſchöner Held mag das mir ſein!
Seht Ihr denn nicht an Rock und Hut,
Daß es nur ein Gemeiner iſt?
Da heg' ich andres Heldenbild
Im hocherhabnen Künſtlerſinn!"

Und lächelnd zeigt ein Bild er vor;
Zwar ſchien es allzu jämmerlich,
Ganz ſeelenlos und matt und trüb,
In greller Aufgeblaſenheit
Ein ſchneiderhaft Armſünderweſen;
Doch Federhut und Achſelband,
Und Ordensſtern und Feldherrnſtab,
Die waren ſorgſam angebracht.

„Seht Ihr nun wohl den Unterſchied?
Was mahlt euch jener doch für Wichte?

In Wachtſtub und vorm Schilderhaus
Könnt Ihr das Vorbild dazu ſehn!
Gemein iſt ſolch ein Kunſtbeginnen,
Gemein, ſo wie ſein Gegenſtand.
Ich aber mahl' in höh'rem Stile,
Und höh're Helden! Was ich mahle,
Ihr ſeht es ja, ſind Generale!"

Falſche Götter.

us armſel'gen Begriffen, wie Ihr ſie begreift, mit erlogner
Sinn- und Sittlichkeit, ſtets mit dem Worte begnügt,
chmücket Ihr euch Vorbilder zurecht von Tugenden, wie Ihr
Eben zur Ausfüllung euerer Laſter ſie braucht:
eldenthum, Mannheit, Unſchuld und Lieb', und — o ſchrecklich —
Weiblichkeit, habt Ihr glücklich zuſammengeflickt
is viel Lappen und Läppchen; doch nur hanswurſtiſche Puppen
Sind's, die, ſonder Idee, als Ideale ſich bläh'n.

Daß ihm wechselnde Zeit raube den blühenden Schmu
Kind und Jüngling und Mann sind hier nicht Stufen des A
Immer zugleich keimt, blüht, reifet des Genius Kra
Ziehn auch Wolken einmal am Himmel vorüber: es triff
Xenienwetter, er klärt immer sich göttlicher auf.

Friedrich August Wolf's Marmorbüste von Friedrich Tieck.

1823.

Die vordem Sprachbildern, den flüchtigen Stoffen, des mors
Hell vorstrahlende Kraft liehen in plastischer Kunst:
Weihe des Geistes, die Macht der Gelehrtheit, Fül Scharfsinns —
Sehet! sie leihen anitzt geistige Flamme dem Stein.

In Rauch's Werkſtatt.

uf die Bildſäule der Königin von Preußen.

1828.

as iſt Schlummer, im Schlummer die lieblichſte Fülle des Lebens,
Jugend erblühete nie ſchöner in Mütterlichkeit.
hlägt ſie die Augen nicht auf, die göttlichen? Regt ſie die Hand nicht?
Nein; doch ſtill! daß nicht ſtöre das fragende Wort!

Tieck's Gedichte aus Italien.

1821.

Italien! wundervolles Land,
Wo des Lebens Zauberkraft
In üppigſter Allgeſtalt
Sich der Sehnſucht entgegen beut,
Wohin die Völker antheilgierig ſich drängen
In Kriegeszügen und Friedensreiſen:
Erkenneſt du noch der Deutſchen
Weltherrſchenden Anſpruch,
Nun im Geiſtesblitze,
Wie einſt in des Schwertes?

Ja, noch ſenden wir ſtets
Unſ're Machtgeſandte dir,
Zu empfangen, einzufordern
Deiner köſtlichſten Gaben
Vorbehaltene Huldigung,
Die Blüthe deines Lebensbaumes,
Deiner Begeiſterung Feuerquell,
Deiner Schauwürdigkeit Strahlenmeer!
Unſre Dichter, unſre Künſtler,
Friedliche Eroberer,
Durchziehen nach dieſem Tribut
Deine in Vergangenheit
Und in Gegenwart
Fülleſtrotzende Herrlichkeit;
Und vor allen andern
Miteifernden Völkern
Eröffnen dem Deutſchen
Deine reichſten Kammern ſich.

Oder hat irgend ein and'rer
Dich Heimſuchender
Mehr jener Gaben erhoben,
Als Winckelmann einſt, der kunſtſelige
Statthalter deines hohen Roms?
Als unſer Heinſe, der in deutſcher Armuth
Doch königlich ſchwelgte
In deinen Gewährungen?
Als Goethe, der mit Begier und Macht
Eines Gottes begabt,
Im Wolluſtraube des Anſchauens
Allen Lichtglanz deines Genius
Mit trunk'nem Götter-Auge ſog?
Ruhmvoll erheben ſich
Aus dieſer Siegesbeute
Hohe Tempel im Vaterlande,
In der Dichtung Sternenhimmel
Unvergänglich geſtiftet;

Keine fränkiſche Corinna,
Kein brittiſcher Byron,
Hochragend ſonſt,
Reicht da hinan.

Solchen Landesleuten nun
Erſcheint ein neuer Genoß,
Gabenheimführend geſellt,
Tieck, der liebliche Sänger!
Heilungſuchend
Betrat er ſchmerzlich
Die glücklichen Gefilde,
Und in Dichtergrübeln
Durchforſcht er wandelnd ſie;
Und ſtolz verſchmähend,
In eigner Wahl und Stimmung,
Gewohnter Schätze bekannt Gepräge,
Heiſcht' er neue, ſeltſamliche
Früchte von dem reichen Dichtungsboden,
Der die Wirklichkeit entfeſſelt
Zu phantaſtiſchem Bilderſpiel!
Und Italien ſieht
In der neuen Beraubung
Sich neu verherrlicht.

Sei willkommen im Vaterlande,
Schöner Fremde Glanzerſcheinung,
Neuer Gruß dem Geiſtesleben,
Während das irdiſche der kargen
Und nur immer kargeren
Gewöhnlichkeit erſeufzt!

Du bethörſt den überdrüſſigen Blick —
Wenn auch nur taglang täuſchend —
Mit verwandelter Ausſicht
Jeglicher Nähe!

Wie wenn plötzlich um unſre Wohnung
Aus der flachen Oede
Anmuthreiche Hügelgegend
Sich erhöb' in lieblichem Strahl des Südens;
Muntres Leben mit reizender Bewegung,
Mit lauen Lüften die ſternhelle Nacht,
Mit glüh'nden Farben der glanzvolle Tag,
Schmeichelnd den Sinn umwogten,
Und die traurigen Geſchichten all
Vergeſſen, in fernen Wolken nur
Zum Hintergrunde der Landſchaft aufgethürmt!

Verſagt und gewährt.

1821.

Fort abmühet und fort ſich das Menſchengeſchlecht in Begierde,
Durch Jahrhunderte ſtets ringend nach edlerem Loos,
Hoffnungsvoll aus wirrender Nacht und zerrüttender Drangſal
Goldener Zeit Aufgang endlich in Segen zu ſchaun;
Aber wie Jahr auf Jahr raſtlos auch wandelt die Sonne,
Keiner der Tage noch hat je die erſehnte gebracht!
Stets rückkehret in Dunkel die arbeitvolle Bewegung,
Kaum hellt flüchtiger Strahl dämmernd das nächtige Graus.
Goldene Zeit, unerreicht auf weithinwogender Weltbahn,
Nicht Jahrhunderten, nicht ringendem Menſchengeſchlecht
Glänzend gewährt, ſie erſteht mühlos in des eigenen Herzens
Einſamkeit, nah, ſtill, redlichen Willens Gewinn.

Nur weiter.

1821.

Erſtlingsſonne des Jahres, ſie ruft frühzeitiger Blüthen
Drängende Knospen an's Licht milderer Lüfte hervor;
Noch nicht dauret die mildere Luft, nicht dauren die Blüthen,
Nochmals kehret in Eis ſcheidender Winter zurück.
So bei geiſtigen Lichtes erweckendem Erſtlingsrufe
Willigſter Eifer hervor dringt in Verhöhnung und Tod.
Aber getroſt! bald herrſcht allſchimmernde Fülle des Frühlings
Doch ringsum, wenn auch früheſte Blüthe verkommt.

Liebenſtein.

(Starb in Durlach den 26. März 1824.)

Deutſchland preiſet dich laut, und erhöht Denkmale des Ruhms dir,
Volksheld, der du voran mächtig geſchritten die Bahn!
Hochumſchauender Geiſt, voll kühnheitathmender Thatkraft
Warfſt du der Rede Gewalt hellend in Kämpfe der Nacht;
Durch Irrthum und Gefahr, durch Trug und Verwirrungen zahllos,
Strahlenden Freiheitstag rufend den Deutſchen empor!

Hoch nun prangt dein Werk in Germaniens weiten Gefilden,
Alle die Stämme vereint, glücklich in freiem Geſetz!" —
Red' ich wahr? und geſchah dies all ſchon? Dieſen Beruf haſt
Schon du erfüllt? dir jauchzt preiſend die Stimme des
des Volks? —
Nein! du ſtirbſt, ach! eh' dein Ruhm zugleich und der Freiheit
Reich ſich erhebt; unerfüllt ſchwindet der Hoffnungen Traum!
Wenige wiſſen von dir, und was der zögernden Schickung
Dein heißglühendes Herz bot in vergeblichem Dienſt. —

Politisches.

Sendschreiben an einen Freund,

oder

höhere Betrachtungen über die französische Revolution.

Von dem unbekannten Philosophen Saint-Martin.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vorwort.

---

ur Erkenntniß der Begebenheiten würde deren bloße zählung hinreichen, und diese in gleichem Maße die atsachen wie die Bedeutung des Geschehenen aus-ücken, wenn für das Werk der Geschichtschreibung stets r vollendete Meister und begünstigende Umstände vor-nden wären. Allein solche Höhe und Fülle der

Bildung iſt ſelbſt in den glücklichſten Beiſpielen des Alterthums mehr angedeutet als erreicht worden, und das Anwachſen des Stoffes, der Umfang ſeiner Beziehungen und die Menge ſeiner Einzelheiten, machen für die neuere Zeit immer ſchwerer, den Vorbildern der Alten nachzuſtreben. Deßhalb zerſtreut ſich die Geſchichtſchreibung in eine Verſchiedenheit einzelner Thätigkeiten, welche zwar die bloße Erzählung zum Zwecke haben, aber dieſe ſelten liefern, ſondern als künftiges Ergebniß vorausſetzen. In dieſem Sinne ſind vorzüglich zweierlei Richtungen zu bemerken, von welchen die eine in gelehrten Forſchungen und Unterſuchungen hauptſächlich den Thatſachen in ihrer äußeren Geſtalt, dem Körper der Geſchichte, gewidmet iſt, die andre in allgemeinen Betrachtungen und Ueberlegungen den Geiſt derſelben zu erfaſſen ſtrebt. Dieſe Trennung des urſprünglich Vereinten, wobei die Kunſt der Geſchichtſchreibung nicht geübt wird, begründet immer eine Einſeitigkeit, in welcher ein weſentlicher Mangel fühlbar iſt; allein die vortrefflichſten Köpfe unter allen Völkern haben ſich dieſer Trennung gefügt, und nach beiden Richtungen außerordentliche Werke geliefert, aus denen das volle Leben der Vergangenheit ſich wenigſtens in unſerer Vorſtellung wieder zuſammenſetzen kann. In jedem Falle ſind dieſe einſeitigen Bemühungen in ihrem Fleiße und in ihrer Redlichkeit den andern Verſuchen vorzuziehen, welche beide Seiten der Geſchichtkunde wieder verbinden wollen, indem ſie ausgewählte Thatſachen und vorgefaßte Anſichten willkürlich für einander zubereiten.

Fern von ſolchem Verſuche ſteht der Verfaſſer der Schrift, die hier vorliegt, ganz auf derjenigen Seite, wo

ie äußere Kenntniß der Begebenheiten vorausgeſetzt, und
ur die geiſtige Bedeutung derſelben ergründet werden
ll. Seine Betrachtungen vermeiden ſogar das Einzelne,
ıdem ihnen nur die Hauptumriſſe der Begebenheiten,
ie ſie unbeſtritten bekannt ſind, zur Grundlage dienen,
lle Nebenzüge aber dem mannigfachen Urtheile der ver-
hiedenartigſten Anſichten überlaſſen bleiben. Schon die
einheit der Behandlung in dieſer Schrift durfte ein
eiz werden, ihre Wiederbelebung zu verſuchen, in
agen, wo ein unreines Verfahren mit geſchichtlichen
toffen unſern begabteſten Schriftſtellern zum Vorwurfe
emacht werden muß. Aber ein noch ungleich größerer
eiz liegt in dem Gegenſtande, der hier bearbeitet wor-
en, und der für unſer Nachdenken und für unſer Han-
eln von höchſter und unmittelbarſter Wichtigkeit iſt.

In den Gräueln der Schreckenszeit hat Saint-Mar-
n die Seherflüge gethan, die erſt jetzt, in allmähliger
achfolge der Thatſachen, auch dem gewöhnlichen Auge
ch eröffnen. Sein Beiſpiel kann uns zeigen, welchen
eg unſer Urtheil zu verfolgen hat, um nicht aus
äger Mißkennung in falſche Handlungsweiſe zu gerathen,
ndern in wachſamer Einſicht zu richtigen, heilbringenden
rgebniſſen fortzuſchreiten. Unſre bedenkliche Uebergangs-
it hat über das Schickſal künftiger Geſchlechter eine
rchtbare Entſcheidung auszuüben, großentheils hängt
eſe von der Vorſtellung ab, die wir von dem Nächſt-
rgangenen haben, denn dieſen Stoff gilt es zu ver-
beiten; je geläuterter unſre Einſicht, je wahrhafter und
tlicher unſer Urtheil iſt, deſto treffender und angemeſſe-
r wird unſer Wirken, und gegen die Wiederholung
r Revolutionen kann vielleicht nur die tiefſte Erkenntniß

derſelben ſchützen! Der Gewinn an Ergebniſſen in dieſem Bezuge kann auf mannigfache Weiſe, durch viele Schriften und Betrachtungen, vermehrt und geläutert werden; ſeltner wird der Gewinn eines ſolchen Beiſpiels ſein, wie die gegenwärtige Schrift auch für die hohe geiſtige Behandlung dieſer Gegenſtände liefert. Die geiſtreiche Eigenthümlichkeit des Gedankenvortrags, der tiefſinnige Witz dieſer frommen Einfalt, wird auch von denen anerkannt werden müſſen, die, in Grundſätzen, Abſichten und Art und Weiſe von dem Verfaſſer ganz verſchieden, gleichwohl die Zeichen geiſtigen Werthes, wo ſie auch ſein mögen, nicht abläugnen wollen.

Hiezu kommt, daß gerade von dieſer Gegend her, in welcher Saint-Martin vorzugsweiſe heimiſch iſt und Führer ſein kann, aus den Gebieten der philoſophirenden und religiöſen Anſichten, über die Thatſachen, Richtungen und Gründe jenes Zuſammenhangs von Begebenheiten in neuerer Zeit ſo häufig ein faſt gänzliches Verkennen ausgebreitet worden iſt, das in nachgeſprochenen allgemeinen Urtheilen dem Dünkel und der Unwiſſenheit fröhnte. Es iſt nöthig, daß von dieſer Gegend her, unter ſo vielen Unberufenen, endlich auch wieder ein Berufener vernommen werde, und wer könnte dafür mehr gelten, als Saint-Martin, der einen hohen Rang unter den religiöſen Denkern und Wirkern einnimmt, der inmitten der Dinge gelebt hat, deſſen Geiſtestiefe, Seelenreinheit und Zeugnißfähigkeit auch unter uns beglaubigt iſt? Seine Verehrung für die Kirche, ſeine entſchiedene Vorliebe für das Königthum, ſind überdies zu beſtimmt und gründlich ausgeſprochen, als daß bei Betrachtung der Stürme, welche gegen beide gerichtet geweſen, der

Strom der augenblicklichen Volksmeinung ihn jemals hätte verirren können, wenn auch sein wissenschaftlicher Geist ihn nicht schon weit darüber erhoben hätte. Merkwürdig ist vor allem seine Widerlegung der Lehre von der Oberherrlichkeit des Volks, die hier aus den tiefsten Gründen bestritten wird.

Die Uebersetzung dieser Schrift ist zugleich eine neue Herausgabe. Die französische Urschrift scheint im Gewühle der Tagesfluth größtentheils unbeachtet fortgeschwemmt und nur in wenigen Abdrücken erhalten zu sein. Der Verfasser hat seine Sprache mit Eigenthümlichkeit behandelt, er besitzt Strenge des Ausdrucks und Freiheit desselben in einem bei französischen Schriftstellern seltnen Verein, der sich der deutschen wissenschaftlichen Sprachbehandlung nähert. Für die Uebersetzung entstanden hieraus besondere Schwierigkeiten, das treue Wiedergeben des Sinnes hing oft von dem Wiedergeben des Wortes ab, und Ründung und Leichtigkeit der Rede mußte nachstehn. Dem Leser wird aber im Uebrigen die Bemerkung nicht entgehen, daß der geistige Strahl, welcher gleichsam die Worte beseelt, im deutschen Ausdruck oft tiefer und kraftvoller widerscheint, als im französischen, und daß die deutsche Uebersetzung, wenigstens bei solchen Werken, durch das Verdienst unserer Sprache, den geistigen Inhalt leicht in höherer Farbe giebt, als die Urschrift selbst. —

Karlsruhe, im Juli 1819.

For human weal heav'n husbands all events.
Night-Thoughts. I. 105.

Sei gutes Muths, mein Freund! Noch giebt es Franzoſen, welche den Umſturz der vormaligen Kirche keineswegs als ein Unglück für die Religionswahrheiten anſehn, ſondern die Ueberzeugung tragen, daß dieſe dabei nur unendlich gewinnen können. Ich bin einer von dieſen Franzoſen, du wirſt aus dieſem Schreiben erſehen, bis zu welcher Höhe ſogar meine Zuverſicht in dieſem Punkte ſteigt; im voraus bekenn' ich dir, daß ich in jedem Schritte unſrer erſtaunenswürdigen Revolution das Offenbarwerden der Vorſehung zu erblicken glaube.

Ich glaube, daß deren gerechte Hand die Vertilgung der Mißbräuche zur Abſicht gehabt, von welchen der ehemalige Regierungszuſtand Frankreichs in allen ſeinen Theilen angeſteckt war, Mißbräuche, unter denen die Ehrſucht der Prieſter und die entheiligende Veruntreuung ihres Berufes die erſte Stelle behaupteten.

Ich glaube, daß die Vorſehung, nachdem ſie dieſe gewaltigſten Mißbräuche ausgerottet, dem franzöſiſchen Volke, und weiterhin noch vielen andern Völkern, Tage des Lichts und des Friedens geben wird, deren ganzen Werth unſere Gedanken vielleicht noch nicht ermeſſen können.

Ich glaube letzlich, daß ſie zum Zweck gehabt, den Geiſt des Menſchen von allen Flecken zu ſäubern, mit welchen er ſich täglich in ſeiner finſtern Dumpfheit beſudelt, und von denen ſich ſelbſt zu reinigen er nicht

ſtark genug wäre, wenn ſie ihn ſeinen eignen Mitteln und den ſchwachen Anſtrengungen ſeines unkräftigen Willens überließe.

Dieſe zugleich politiſchen, philoſophiſchen und religiöſen Betrachtungen haben mich häufig während des ſechsjährigen Entwickelungskampfes, in dem wir noch jetzt ſind, beſchäftigt. Der Augenblick iſt gekommen, ſie zu ſammeln und zu ordnen; ich unternehme dies mit deſto größerer Luſt, weil die Hoffnung meinem Vaterlande nützlich zu ſein mich dabei leitet, und weil dies faſt die einzige Art iſt, wie ich meine Schuld ihm abzutragen vermag.

Aber bevor ich mein Glaubensbekenntniß über dieſen großen Gegenſtand erörtere, auch bevor ich einige politiſche Grundlagen auseinanderſetze, die ſich meinem Gegenſtand anſchließen, und welche du wahrſcheinlich nicht erwarteſt, erlaube mir, mein Freund, einen Blick auf die mangelhaften Mittel zu werfen, welche die meiſten Beobachter und Philoſophen anwenden, um ihre Sache zu vertheidigen, das heißt, um Gott zu beweiſen und ſeinen Dienſt uns zu lehren.

Ich bekenne mit ihnen, daß die Natur uns augenſcheinlich das Daſein einer ſchöpferiſchen Urſache darthut; ich will ſelbſt hinzufügen, daß nicht zu zweifeln iſt, ob dieſe ſchöpferiſche Urſache in all' ihren Werken einen Zweck habe, da wir ja ſchon in den unſrigen einen haben; aber, mich dünkt, ſich auf den Beweis der ſchöpferiſchen Macht des höchſten Weſens beſchränken, wie ſie es thun, heißt nicht uns die erhabenſte der Eigenſchaften darbieten, die ſeine Weſenheit bilden: es bleibt uns noch der gerechte Gott, der über freie Weſen

herrſchende Gott, der liebende Gott zu beweiſen, der Gott endlich, der unſern Seelen und unſern Gedanken die Wege anzeigt, durch die wir den Abſichten ſeiner Weisheit entſprechen können, und der als ſolcher ein Recht hat auf unſer Vertrauen, auf unſre Liebe und auf unſre Huldigungen.

Nun aber würden wir gar nicht all' dieſe Beſtimmungen von dem Weſen fordern, welches nur die ſchöpferiſche Urſache der Natur wäre, und welches bloß fortführe dieſelbe in ihrem Laufe zu erhalten, da dieſe Urſache in den Geſetzen, durch welche ſie das Weltall leitet, gebunden und gleichſam eingenöthigt iſt, indem die Erſcheinungen dieſer Natur regelmäßig und in abgemeſſenen Zeiten vor unſre Augen wiederkehren, ohne daß wir den Urheber derſelben anzurufen brauchten, und ſelbſt wenn wir uns um ſein Daſein gar nicht bekümmerten.

Alſo nur durch die Betrachtung der Natur das Daſein Gottes darthun, heißt nicht auf eine feſte und vollſtändige Weiſe ſein wahres Weſen aufſtellen, und noch weniger die Nothwendigkeit ihm Huldigung zu bringen, da zuvor der Gott darzuthun iſt, welcher dieſe Huldigung anzunehmen bereit iſt, der Gott, welcher fähig iſt ſie zu genießen, ſie nach dem Maße ſeines eignen Heiligthums zu würdigen, und uns den Werth davon zurückzugeben.

Noch mehr, wenn es für uns keinen andern Gott gäbe, als den allmächtigen Gott und Schöpfer der Natur, ſo würden die Worte Huldigung und Religion (welche zwar in der That nicht ganz daſſelbe ſind) vergebens in den Gedanken des Menſchen gekommen

ſein; oder, um richtiger zu ſprechen, ſie würden dahin niemals gekommen ſein, da wir ſehn, daß dieſe Namen, und die Sache, welche ſie ausdrücken, nur von der Menſchengattung gekannt werden, und allen andern Gattungen der Geſchöpfe gänzlich fremd ſind, welche doch, wie wir, unter der Herrſchaft und Waltung der Natur ſtehen.

Ueberdies finde ich aber dieſen Beweis, welchen die Beobachter aus dem einfachen Schauſpiel der phyſiſchen Dinge entlehnen, nicht nur unzulänglich, ſondern ſogar faſt ganz unnütz, ſofern er nämlich den rein naturaliſtiſchen Philoſophen gelten ſoll: denn die Naturaliſten ſind keineswegs Atheiſten, wie man annimmt; und wenn man ihre Meinungen über dieſen Punkt ſorgfältig prüft, ſo ſieht man, daß ihr Irrthum mehr in Verſetzung der ſchöpferiſchen Urſache der Natur, als in deren Verläugnung beſteht; ja, ſie läugnen ſie weniger, als daß ſie dieſelbe verſetzen; denn der Weiſe ſetzt dieſe Urſache außerhalb der Natur, und ſie dagegen, ſie ſetzen dieſelbe in die Natur: das iſt der ganze Unterſchied. Und wirklich dürfen wir nicht weiter bei dem unbeſtimmten Namen Zufall ſtehen bleiben, den ſie dieſer Urſache beilegen, und der nur beweiſt, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie dieſe nennen ſollen, aber keineswegs, daß ſie das Daſein derſelben abſtreiten.

Der wahre Atheiſt, wenn es einen ſolchen giebt, und folglich der wahre Gottloſe, iſt derjenige, welcher, ſeine Blicke auf die menſchliche Seele richtend, deren Größe verkennt, und deren unſterbliche Geiſtigkeit abſtreitet, da wir nur in der Eigenſchaft und Unermeßlichkeit der Gaben und Tugenden, deren die Seele des Menſchen

fähig iſt, die reinen und heiligen Strahlen, aus welchen ſich das Bild des Gottes der Weſen geſtalten muß, gleichſam im Spiegel können zurückleuchten ſehn; die menſchliche Seele auslöſchen alſo heißt gleichſam mit einem düſtern Schleier die Gottheit verhüllen, welche dieſe Seele allein die Macht hat in allen Welten lebendig zu bezeichnen, heißt die ewige Sonne, aus der alles hervorkommt, auslöſchen, und ſie, mit der Allheit der Dinge, in die Trauer und das Dunkel der Nacht tauchen.

Das einzige Mittel, welches wir demnach hätten, den gerechten Gott, den über freie Weſen herrſchenden Gott, den Gott der Liebe und Urquell eines für andre Weſen mittheilbaren Glückes darzuthun, würde ohne Zweifel ſein, in ſeinem Geſchöpfe das Daſein einer Grundlage oder einer Weſenheit nachzuweiſen, die ihm entſpräche, und fähig wäre, das Glück, deſſen Urſprung er iſt, zu empfangen und zu fühlen; würde ſein, das geiſtige und unſterbliche Daſein der menſchlichen Seele zu beweiſen, da dieſe menſchliche Seele, die in ihrem Grunde und in ihrer Vollſtändigkeit ganz Verlangen und ganz Liebe iſt, dann als das thätige Zeugniß des heiligen und liebenden Gottes daſtünde, wie die phyſiſche Natur das leidende Zeugniß des mächtigen und ſchöpferiſchen Gottes iſt, und wir damit alſo den ganzen Grund des Gebäudes gelegt hätten, und es dann nur noch darauf ankäme, an ſeinem Aufbau fortzuarbeiten: denn es iſt ohne Zweifel ſchon viel, das unſterbliche Daſein dieſer menſchlichen Seele anerkannt zu haben. wie manche beſſere Geiſter auf der Erde gethan; aber eine Sache anerkennen, iſt noch nicht immer ſie beweiſen.

Um ein ſo wichtiges Ziel zu erreichen, müßte, dünkt mich, der Gang der beiden Bildungsſtoffe, aus welchen wir beſtehn, ſorgfältig unterſchieden, und nicht unſre Sinne für den Urſprung unſrer Gedanken genommen werden, deren Werkzeuge ſie nur ſind; wie man eine Leitungsröhre auch ja nicht für den Urſprung des elektriſchen Funkens nimmt, der vermittelſt ihrer das Leben in den Nerven aufweckt: eine grobe und unverzeihliche Verwechſelung, durch welche die materielle Philoſophie unabläſſig die größten Zerſtörungen bewirkt.

Es wäre in Betracht zu nehmen, daß die Macht der Materie über unſern Geiſt nur eine leidende Macht iſt, mit welcher ſie zwar das Spiel und die Kräfte deſſelben in ſich hineinziehen kann, wie man es in tauſend Gelegenheiten ſieht, aber nicht ihn ſelbſt zerſtören noch vernichten, da mit dem Aufhören der Hinderniſſe, welche ſie ihm entgegenſetzt, er ſeine Rechte wieder einnimmt, und ſich wieder ſo zeigt, wie er geweſen.

Es wäre zu betrachten, daß mit dieſer bloß leidenden und einziehenden Macht ſie nichts Thätiges auf unſer Weſen zu wirken, noch irgend etwas in dieſem geiſtigen Wir, welches unſrer körperlichen Hülle inwohnt, zu erzeugen vermag; während unſer Geiſt die thätige Macht beſitzt, in dieſer Materie, welche ihn einſchließt, tauſend Fähigkeiten, tauſend Gaben und tauſend Kräfte zu ſchaffen, die ſie durch ihre eigne Natur nicht gehabt hätte; lauter Beweisſtücke, die auf die Wunder unſrer Künſte und aller unſrer körperlichen Uebungen gegründet, und in wiſſenſchaftlichen Werken über dieſe Gegenſtände bethätigt ſind.

Es wäre vor allem zu betrachten, daß die Seele des Menſchen nur von Bewunderung leben kann, und daß nur er allein von allen andern Weſen der Natur dieſer Bewunderung fähig iſt; daß das Bedürfniß derſelben im Menſchen über ihm eine unerſchöpfliche Quelle dieſer ſelben Bewunderung vorausſetzt, welche unſre allernöthigſte Nahrung iſt, ſonſt würde unſer zeugender Urſprung uns betrogen haben, indem er uns mit einem gebieteriſchen Verlangen gebildet hätte, welches zu ſtillen er nicht vermögend geweſen wäre; dies aber beweiſet zugleich, mit Einem Zuge, das Daſein eines höchſten und bewundernswürdigen Weſens, welches von ſeiner eignen Bewunderung lebt, die unbedingte Ueberlegenheit, die wir über alle Weſen der Natur behaupten, weil wir die einzigen ſind, welche an der Lieblichkeit dieſer Bewunderung Theil haben können, und endlich unſre unſterblichen Beziehungen und unſre heilige Verwandtſchaft mit dem ewigen und unauslöſchlichen Feuerquell des Lebens und des Lichtes.

Von daher würden wir auf natürliche Weiſe dieſe köſtliche Gebühr der Liebe und Huldigung ſich herableiten ſehn, die wir ihm aus lieblichem Antheil mehr, als aus knechtiſcher Furcht, darböten, und welche, aus dieſem Grunde, einen größern und ſchönern Namen, als den der Religion haben ſollte, welcher letztere immer etwas Düſteres mit ſich führt.

Denn vor dem Gebrauche dieſes Wortes **Religion**, welches ſo vieles Weh über die Erde gebracht, hätte man damit anfangen ſollen, uns den wahren Sinn deſſelben zu eröffnen, und uns die natürliche Bedeutung dieſes tiefen Wortes zu entwickeln, die keine andre ſein

kann, als dieſe: mit ihrer Quelle oder ihrem Urſprunge die Weſen wieder mühſam zu vereinigen oder zu verbinden, welche ſich davon abgewichen finden möchten; das heißt, nach Feſtſetzung des geiſtigen und unſterblichen Daſeins der menſchlichen Seele, die ihrem Weſen nach berufen iſt, um Beziehungen mit Gott zu haben, hätte man auf den ſichtlichen Verfall dieſer Beziehungen hinzeigen ſollen, ein Verfall, deſſen Urſache des Menſchen Gedanke überall ſuchen darf, nur nicht in dem höchſten Urſprunge ſelbſt, in welchem allein ſie nicht gefunden werden kann, da dieſer, ſeiner Weſenheit nach nur Ordnung und Einklang iſt und hervorzubringen vermag; aber ein Verfall, der durch die Unordnungen der Erde und durch eine einzige der ſteten Beunruhigungen der menſchlichen Seele tauſendmal mehr bewieſen iſt, als es das Gegentheil durch all' die Behauptungen und das Stammeln der Philoſophen ſein kann.

Man hätte uns zu betrachten geben müſſen, daß die Freiheit, in ihrem wahren Sinne, als das Vermögen eines jeden Weſens zur Erfüllung ſeiner Geſetze uns ſo gut, wie allen übrigen Weſen, gehört haben muß; ſonſt hätte der Urheber der Dinge in Betreff Unſerer eine Ausſchließung verfügt, die eben ſo grauſam als folgewidrig wäre, in Betracht der großen Beſtimmung, die wir in unſrer urſprünglichen Weſenheit wahrnehmen; aber daß, wenn uns nothwendigerweiſe dieſes Vermögen gegeben worden, und wir gleichwohl daſſelbe nicht mehr haben, wie unſer Elend genug beweiſet, wir wohl ſelbſt an dem Verluſte Schuld ſein müſſen, weil der oberſte Urſprung, welcher ſeinem Weſen nach der ewige Erzeuger

dieſes Vermögens iſt, nicht zu gleicher Zeit deſſen Tod und Zerſtörung erzeugen kann.

Man hätte im Gegentheil die unauslöſchliche Liebe dieſes höchſten Urſprungs für ſeine Hervorbringung uns ſchildern und uns zeigen müſſen, wie dieſe lebendige Liebe ſeit dem Verfall unſrer anfänglichen Beziehungen nur bemüht geweſen, die Pfade zu vervielfältigen, durch welche die menſchliche Seele ſich ihr wieder nähern und vereinigen könnte, als der einzigen Mitte, wo ſie ihre Ruhe zu finden vermöchte. Denn, wenn es ſchon Unſinn heißen muß, unſre Erniedrigung, auch wenn man ſie noch keineswegs zu erklären wüßte, läugnen zu wollen, eben ſolcher Unſinn wäre es, die Liebe des oberſten Urſprungs für ſein Geſchöpf und Ebenbild zu läugnen, und es wäre nicht minder unſinnig zu läugnen, daß er nicht zu allen Zeiten und auf alle Weiſen für den Menſchen Wege der Wiedereinſetzung und der Wiedergeburt geöffnet habe. Sind aber dieſe Wege durch die Liebe eröffnet, wer dürfte deren Zahl und Ausdehnung zu umſchränken wagen?

Die Nothwendigkeit ſelbſt des Daſeins dieſer unzählbaren und heilſamen Wege zieht keineswegs die Vorſtellung eines blinden und uns zwingenden Geſchickes nach ſich, da dieſe Nothwendigkeit ein noch nothwendigeres Geſetz vor ſich findet: das der Liebe. Denn, bekennen wir es hier mit einer hinreißenden und heiligen Kühnheit, Gott ſelbſt iſt rückſichtlich all' ſeiner Geſchöpfe in dem Schickſalszwange der ewigen Liebe, welche ihn an dieſelben bindet, ohne ſich von ihnen ablöſen zu können. Aber wie weit iſt dieſes Geſchick, das er ſich ſelbſt auferlegt, als die eigne Quelle ſeiner

Neigungen, wie weit iſt, ſag' ich, dieſes Geſchick, das ſich auf die Allheit ſeines lebendigen allumfaſſenden Daſeins gründet, entfernt von jenem knechtiſchen und finſtern Schickſalszwange, mit welchem die Dichter und Philoſophen den Schöpfer befleckt haben, ſo oft ſie uns den Schlüſſel der veränderlichen und unwillkürlichen Bewegungen ſeines Geſchöpfes nicht zu geben gewußt! Nichts iſt erhabener in ihm, als dieſe Nothwendigkeit ſelbſt, denn unvollſtändig die Tiefe ſeiner Liebe zu zeigen, muß ſie uns die Macht laſſen, dem unaufhörlichen Entgegenkommen dieſer höchſten Liebe zu entſprechen oder zu widerſtehen, damit dieſe Liebe auf einiger Verwandtſchaft, auf einer Grundlage, die frei wie jene iſt, ruhen könne, und damit wir zugleich die Würde unſres Daſeins empfinden, die uns geſtattet, nach freiem Willen dieſe Grundlage ſein zu dürfen, auf welcher jenes göttliche und ewige Geſchick ruhen möge, die Gott zu dem größten, furchtbarſten und liebenswürdigſten Weſen macht, weil ſie ihn immer und unter allen Beziehungen zu dem liebendſten, lebendigſten Weſen macht.

Unter dieſem Geſichtspunkte der unerſchöpflichen Liebe des höchſten Urſprungs, der nur beſchäftigt iſt, für ſein verirrtes Geſchöpf die freien Mittel der Rückkehr zu ihm hervorzubringen und zu vervielfachen, hätte man uns zeigen können, wie ſehr das Wort Religion weniger düſter durch die herrliche Ausſicht erſcheint, die es uns für die einſtige Erhebung zu dem Worte Huldigung darbietet, und durch die Unermeßlichkeit der Wege, die ſich dazu unter unſern Schritten eröffnen, da die Liebe, dem allgemeinen Mittelpunkte aller Dinge angehörend, alles muß begleiten können, was aus den Händen ihres

oberſten Urhebers hervorgeht; man hätte uns überdies zeigen können, daß es nicht allein die Handlungen ſeiner Liebe ſind, welche der höchſte Urſprung zu dieſem Werke erſten Ranges verwendet, ſondern auch die Handlungen ſeiner Weisheit und ſeiner Macht, um uns dieſem Zuſtande des Schmachtens und der Gewalt zu entreißen, in welchem die menſchliche Seele ſichtlich gefangen gehalten iſt.

Und hier iſt es, wo die phyſiſche Natur unter den Zeugniſſen, welche die Vernunft fordert, ihre Stelle einzunehmen, und wir den vollſtändigen und allgemeinen Gott zu ſehen hätten, wie er uns alles, was in ihm iſt, darbietet, um uns zu unſrer Wiedervereinigung mit ihm zu helfen! Denn wenn in ſeinem Zuſtande der Uebereinſtimmung der Menſch dazu gemacht iſt, um mit Entzücken Antheil und Genuß an allen wundervollen Werken der Gottheit zu haben, ſo nehmen alle dieſe Werke veränderte Beziehungen zu dem Menſchen an, ſobald er in die Unübereinſtimmung hinabſteigt, und wenn ſie unter dieſen veränderten Beziehungen für ihn nicht mehr die Mittel ſo lebhafter Geheimniſſe ſind, wie in ſeinem Zuſtande der Regelmäßigkeit, ſo ſind ſie doch immer für ihn Mittel der Wiederkehr, und alsdann werden ſie für ihn Religionen.

Alſo, die Elemente, die Luft, der Schall, die Dauer, die Zeit, die Sprachen, die Größenrechnung, die innige Verbindung, die zwiſchen den guten Sitten und den Grundlagen der natürlichen und bürgerlichen Geſellſchaft beſteht, die politiſchen Ordnungen, deren Erfindung uns, da wir nichts ſchaffen können, weniger als wir glauben angehört, die Geſchichte des Menſchengeſchlechts, das

Gemählde ſelbſt ſeiner Vorurtheile und ſeiner allgemeinen Irrthümer, in welchen man wahrſcheinlich einen feſten Rückſtand gefunden hätte, wenn man geduldig und aufmerkſam genug geweſen wäre, um das Flüchtige und Ungleichartige davon verdunſten zu laſſen, die unausſprechlichen und geheimen Bewegungen des menſchlichen Herzens, beſonders dieſe Art von heiliger Verehrung, von welcher der Menſch bei Betrachtung ſeiner eigenen Größe ſich ergriffen fühlt, und welche ihn, trotz ſeiner Verbrechen, ſeiner Finſterniſſe und ſeiner Verirrungen, ſich ſelber als einen (erlaube mir den Ausdruck) entkleideten Gott offenbart, als einen beſchämten Gott, der erröthet, ſich ſo ausheimiſch auf der Erde zu finden, der weint, ſich daſelbſt nicht in ſeiner wahren und erhabenen Geſtalt zeigen zu können, und der noch zaghafter und verwirrter vor dem Verbrechen ſteht, als das Verbrechen zaghaft und verwirrt vor der Tugend; dies ſind die Pfade, auf welchen der Gedanke des Menſchen eben ſo viele Religionen hätte finden können, das heißt, eben ſo viele Mittel, um von ſelbſt ſeine Vernunft, ſeinen Geiſt und ſein Herz mit der einzigen Quelle wiederzuvereinigen, aus welcher er ſtammt, und ohne welche es keinen Frieden für ihn giebt; denn indem er dieſe Pfade ſorgfältig durchwandelt wäre, hätte er nicht verfehlen können, den ihm angemeſſenen zu finden, der ihn untrüglich zu ſeinem Ziele geleitet hätte.

Ich geſtehe dir, mein Freund, daß es mich bekümmert, bei ſo viel Gegebenem, das den Beobachtern zur Stütze ihrer religiöſen Grundſätze bereit liegt, zu ſehen, wie ſie niemals davon Gebrauch machen, ſondern im Gegentheil alles aufgeben, um ſich an Bücher und Wunder

zu halten. Die heiligen Bücher, welche ſie uns anführen, ſind an und für ſich ſchon in einer ſolchen Entfernung von dem Glauben und von dem Gedanken des Menſchen, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn mit ſolchen Mitteln der Zweck verfehlt bleibt. Die Wahrheiten, die es hier gilt, ſind früher als alle Bücher: wenn man nicht damit anfängt, den Menſchen zu lehren, dieſe Wahrheiten in ſeinem eignen Sein zu leſen, in ſeinem Zuſtande der Finſterniß als Gegenſatz zu dem Durſte ſeines Herzens nach dem Licht, in der Bewegung endlich und dem Spiele ſeiner eignen Kräfte, ſo faßt er ſie ſchlecht in den Büchern: dahingegen, wenn er durch thätige Anſchauung ſeines eignen Weſens ſich ſchon geſehen hat, wie er iſt, und vorgefühlt, was er werden kann, er leicht die Beſtätigungen aufnimmt, die er davon in den Ueberlieferungen findet, und die alsdann nur noch als Stützen einer ſchon für ihn vorhandenen und anerkannten Thatſache dienen.

Um ſo viel mehr gilt daſſelbe von den Wundern: ich glaube, daß dies ein Wort iſt, das man niemals hätte vor dem Menſchen ausſprechen ſollen, ohne ihn vorher veranlaßt zu haben, nach der Entdeckung des Schlüſſels von ſeinem Weſen zu trachten. Man kann es nicht genug wiederholen, daß nur in ſich ſelber, und nur allein in ſich, der Menſch das Verſtändniß aller Wunder finden mag; denn wenn er einmal das Wunder ſeiner eignen Natur wahrgenommen hätte, ſo würde kein andres mehr ihn überraſchen können.

Ich habe nicht die Abſicht, mein Freund, hier in das Einzelne all' dieſer Unterſuchungen einzugehen, und all' die Erörterungen zu liefern, die zur Ausführung

eines ſo umfaſſenden Planes nöthig wären; um ſo weniger, als die meiſten dieſer Entwickelungen, wie ich ſchon geſagt, in öffentlichen Schriften vorhanden ſind. Auch könnte für einen ſolchen Gegenſtand ein bloßer Brief nicht genügen.

Nach dieſer kurzen Darlegung alſo dieſe Grundlagen als feſtgeſtellt und dieſe Wahrheiten als anerkannt zwiſchen uns vorausgeſetzt, kehre ich von meiner leichten Abſchweifung zurück, um mich dir anzuſchließen, um zu dir als zu einem Gläubigen zu reden, dir, in deiner Sprache, mein Glaubensbekenntniß über die franzöſiſche Revolution abzulegen, und dir auseinanderzuſetzen, warum ich glaube, daß die Vorſehung unmittelbar oder mittelbar darin wirke, und weßhalb ich folglich nicht zweifle, daß dieſe Revolution ihr Ziel erreichen werde, da nicht anzunehmen iſt, daß die Vorſehung getäuſcht werde und rückſchreite.

Wenn ich die franzöſiſche Revolution von ihrem Urſprung an, und in dem Augenblick, wo ihr Ausbruch anfing, betrachte, ſo finde ich ſie mit nichts beſſer zu vergleichen, als mit einem verjüngten Abbilde des jüngſten Gerichts, wo die Poſaunen die furchtbaren Töne erſchallen laſſen, die eine höhere Stimme ihnen eingiebt, wo alle Mächte der Erde und des Himmels erſchüttert werden, und in einem Augenblicke die Gerechten und die Gottloſen ihren Lohn empfangen. Denn, unabhängig von den Entwickelungen, durch welche die phyſiſche Natur dieſe Revolution vorauszuverkündigen ſchien, ſahen wir nicht bei ihrem Ausbruche alle Hoheit und alle Ranggröße des Staats plötzlich fliehen, einzig durch Schrecken gejagt, und ohne daß andre Kraft als die

einer unſichtbaren Hand ſie verfolgte? Sahen wir nicht die Unterdrückten, wie durch übernatürliche Macht, alle Rechte plötzlich wiederergreifen, welche die Ungerechtigkeit ſich über ſie angemaßt hatte?

Betrachtet man ſie, dieſe Revolution, in ihrer Ganzheit und in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, und beſonders, wenn man ſie mit unſrem Nationalkarakter zuſammenhält, der ſo entfernt iſt, ſolche Plane zu faſſen, und vielleicht noch mehr, ihnen folgen zu können, ſo iſt man verſucht, ſie mit einem Werke der Einbildungskraft und der Zauberkunſt zu vergleichen; daher auch geſagt werden konnte, daß die verborgene Hand, welche die Revolution lenkt, auch allein vermöchte, ihre Geſchichte zu ſchreiben.

Betrachtet man ſie in ihren Einzelheiten, ſo ſieht man deutlich, daß ihre Schläge, obwohl zugleich auf alle Stände Frankreichs fallend, am härteſten doch die Geiſtlichkeit treffen. Denn ſelbſt der Adel, dieſer ungeſtalte Auswuchs inmitten von Weſen, die ihrer Natur nach gleich ſind, war in Frankreich durch einige Herrſcher und ihre Miniſter ſchon ſo weit niedergedrückt, daß er gleichſam nur noch eitle Namen und eingebildete Titel verlieren konnte; dagegen die Geiſtlichkeit, im Genuſſe aller ihrer fälſchlichen Rechte und zeitlichen Anmaßungen, auf alle Weiſe die Macht der Rächerhand, welche die Revolution lenkt, erfahren mußte; denn man kann ſich nicht entbrechen, die Prieſter als die ſchuldigſten und ſelbſt als die einzigen Urheber des Unrechts und der Miſſethaten der andern Stände anzuſehen.

In der That iſt die Geiſtlichkeit die mittelbare Urſache der Verbrechen der Könige; weil der Prieſter es

t, der, nach dem Ausdrucke der Schrift, der Wächter
Israels sein sollte, und der im Gegentheil, mißbrau-
end die an Moses, an Samuel und Jeremias gerich-
ten Worte, sich das Recht angemaßt, die Könige ein-
uſetzen und abzuſetzen, ſie zu heiligen, und ſodann all'
hre Verirrungen und Launen für rechtmäßig auszu-
eben, ſofern ſie nur Sorge trügen, den Ehrgeiz und
ie Habſucht dieſes Prieſters zu nähren; weil endlich
ieſe Könige, die er als ſeine Geſchöpfe anſah, überall
n ſeinem Namen all' dieſe Mißbräuche erzeugten, welche
ervorgehend aus einer ſchon verderbten Wurzel ſich in
atürlichem und geſteigertem Fortſchreiten allen Zweigen
es Staates mittheilten.

Zufolge aller Schriften, welche die Beobachter uns
nführen, und noch mehr zufolge des unauslöſchlichen
Buches, das in das Herz des Menſchen geſchrieben iſt,
ollte die Vorſehung der alleinige Gott der Völker ſein,
eil ſie weiß, daß nur mit ihr ſie glücklich ſein können;
nd die Geiſtlichkeit dagegen wollte ſelber für ſie dieſe
Vorſehung ſein. Sie ſuchte nur ihr eignes Reich zu
iften, indem ſie ſtets von dem Gotte ſprach, deſſen
Daſein ſie oft nicht einmal zu vertheidigen wußte.

Es war ihr geſagt, daß von dem durch die Hand
er Menſchen erbauten Tempel kein Stein auf dem an-
ern bleiben ſollte, und ungeachtet dieſes ſo bedeutungs-
ollen Ausſpruches hat ſie die Erde mit materiellen Tem-
eln bedeckt, und überall ſich ſelbſt zum erſten Götzen
emacht. Sie hat dieſelben mit allen Bildern erfüllt,
ie ihre ſinnreiche Habſucht erfinden gekonnt; und dadurch
at ſie das Gebet, ſtatt ihm die freieſte Bahn offen zu
alten, nur in Verirrung und Qual geführt.

einer unsichtbaren Hand sie verfolgte? So
die Unterdrückten, wie durch übernatürli
Rechte plötzlich wiederergreifen, welche
sich über sie angemaßt hatte?

Betrachtet man sie, diese Rev
heit und in der Schnelligkeit ih
sonders, wenn man sie mit v
sammenhält, der so entfernt
und vielleicht noch mehr,
man versucht, sie mit ei
und der Zauberkunst
werden konnte, daß
Revolution lenkt,
zu schreiben.

Betrachtet
man deutlich
alle Stände
Geistlichkeit
gestalte
nach
scher
er

und Leben wiedergeben könnten, vernichtiget haben;
aber, in Wahrheit, diese Schilderungen würden meinem
Herzen zu sehr widerstreben, und überdies steht es nicht
mir zu, hier die Gerechtigkeit zu üben; ich überlasse sie
demjenigen, der besser als der Mensch sie nach allen
ihren Maßen abzustufen weiß, und ich will lieber seufzen
über die verirrten Priester, seien es Betrogene oder Be-
trüger, als noch mehr sie anschuldigen; es ist mir genug,
sie dir als diejenigen gezeigt zu haben, welche die

bei unſrer Revolution zumeiſt im Auge gehabt,
äufer der Nahrungsmittel der Seele, deren
ie unterbrechen, um ſie willkürlich abzu-
n Menſchen in Mangel und Noth zu
euung, welche, zufolge der Prophe-
ttes die erſte Stelle unter allen
; weil Gott die Seelen der
, der ihm eigen iſt, ſelber
lle gleichſam geſättigt wiſ-

Geiſtlichkeit in Frank-
ungen menſchlicher Kraft
, da die Könige ſelbſt, in den
Erhebung nicht ohne Gefahr die
ung der Rechte dieſer Geiſtlichkeit wagen
anſtatt daß ſie, nach kaum erfolgter Beſchrän-
der Macht der Könige, ſich umgeſtoßen geſehen in
ihren Beſitzungen, in ihrem Glanze, und dann in ihrem
Anſehn, ſo daß ſie heute gleichſam genöthigt iſt, auch
die geringſten Spuren ihres Daſeins abzuſchwören.

Hätten auch den franzöſiſchen Herrſcher wohl die
Anſtrengungen bloß menſchlicher Kraft umzuſtoßen ver-
mocht? dieſen Herrſcher, welchen die nämliche Geiſtlich-
keit den rechten Arm nannte; dieſen Herrſcher, der in
der politiſchen Meinung über alle Könige Europens her-
vorragte; dieſen Herrſcher endlich, der unter allen ſeinen
Mitgenoſſen zuerſt geſtürzt, ihnen dadurch eine Lehre
giebt, deren Warnung nicht zu verkennen iſt? Denn
die Klaſſe Menſchen hat eine große Verirrung zu ſühnen;
nämlich die Verirrung, daß diejenigen, die auf den
Thronen ſitzen, und die Höflinge, die ſich in ihrem

Es war ihr geſagt, ſie ſolle die Schätze, die ſie umſonſt empfangen, umſonſt wieder austheilen; aber wer weiß nicht, wie ſie dieſes Auftrages ſich entledigt hat!

Wäre der Gegenſtand nicht ſo bedeutend, und müßte ich nicht fürchten, daß man unter dieſe ſtrengen Urtheile auch diejenigen Glieder der Geiſtlichkeit ſtellte, die durch ihre Tugend und ihre Rechtſchaffenheit weſentliche Ausnahme verdienen, ſo würde ich dir ſagen, wie die Prieſter alle heilſamen und wohlthätigen Rechte, die ihnen urſprünglich gehören ſollten, in eine despotiſche Verwüſtung und in ein gebieteriſches Reich über die Gewiſſen verwandelt; wie ſie ihre heiligen Bücher überall zu einer Steuerrolle der Erpreſſung auf den Glauben der Seelen herabgewürdigt haben; wie ſie, dieſe Rolle in der Hand und den Schrecken zum Gefolge, den Einfältigen, Furchtſamen oder Unwiſſenden heimſuchten, dem ſie nicht einmal die Fähigkeit ließen, auf der Rolle den ihn treffenden Theil dieſer Glaubensſteuer zu leſen, damit er nicht den Betrug einſähe, ähnlich hierin den Geldeinnehmern, die bei den Auflagen bisweilen die Unwiſſenheit und Harmloſigkeit des Landmanns mißbrauchen; wie ſie beſonders die einzige Arznei und Verhaltung, welche uns Geſundheit und Leben wiedergeben könnten, vernichtiget haben; aber, in Wahrheit, dieſe Schilderungen würden meinem Herzen zu ſehr widerſtreben, und überdies ſteht es nicht mir zu, hier die Gerechtigkeit zu üben; ich überlaſſe ſie demjenigen, der beſſer als der Menſch ſie nach allen ihren Maßen abzuſtufen weiß, und ich will lieber ſeufzen über die verirrten Prieſter, ſeien es Betrogene oder Betrüger, als noch mehr ſie anſchuldigen; es iſt mir genug, ſie dir als diejenigen gezeigt zu haben, welche die

Vorsehung bei unsrer Revolution zumeist im Auge gehabt, als die Vorkäufer der Nahrungsmittel der Seele, deren freien Verkehr sie unterbrechen, um sie willkürlich abzuschätzen und so den Menschen in Mangel und Noth zu lassen; eine Veruntreuung, welche, zufolge der Propheten, in den Augen Gottes die erste Stelle unter allen Veruntreuungen behauptet; weil Gott die Seelen der Menschen, mit dem Ueberfluß, der ihm eigen ist, selber nähren, und sie mit seiner Fülle gleichsam gesättigt wissen will.

Auch hätte diese Zerstörung der Geistlichkeit in Frankreich durch die bloßen Anstrengungen menschlicher Kraft nie Statt haben können, da die Könige selbst, in den Zeiten ihrer größten Erhebung nicht ohne Gefahr die geringste Verletzung der Rechte dieser Geistlichkeit wagen durften: anstatt daß sie, nach kaum erfolgter Beschränkung der Macht der Könige, sich umgestoßen gesehen in ihren Besitzungen, in ihrem Glanze, und dann in ihrem Ansehn, so daß sie heute gleichsam genöthigt ist, auch die geringsten Spuren ihres Daseins abzuschwören.

Hätten auch den französischen Herrscher wohl die Anstrengungen bloß menschlicher Kraft umzustoßen vermocht? diesen Herrscher, welchen die nämliche Geistlichkeit den rechten Arm nannte; diesen Herrscher, der in der politischen Meinung über alle Könige Europens hervorragte; diesen Herrscher endlich, der unter allen seinen Mitgenossen zuerst gestürzt, ihnen dadurch eine Lehre giebt, deren Warnung nicht zu verkennen ist? Denn die Klasse Menschen hat eine große Verirrung zu sühnen; nämlich die Verirrung, daß diejenigen, die auf den Thronen sitzen, und die Höflinge, die sich in ihrem

betäubenden Dunſtkreiſe vergiften und berauſchen, den großen Wahrheiten und den großen Grundſätzen ſo ſehr die Augen verſchließen, um eine ganze Nation nur in einem einzigen Menſchen und in den ihm etwa Angehörigen erblicken, da doch alle Menſchen eines Staates ſich ſelbſt vergeſſen ſollen, um ſich hinzugeben, und nur zu ſehr in dem Volk.

Mit einer ſolchen Binde vor den Augen, wie hätten unſre Feinde denn genugſam ihre Blicke erheben können, um wahrzunehmen, welches die Triebkraft unſrer erſtaunenswürdigen Revolution iſt, die wohl die Revolution des Menſchengeſchlechts genannt werden mag? Sie haben nicht erkannt, daß keine menſchliche Kraft, für ſich allein, dieſe wunderbaren Ereigniſſe, die ſich vor unſern Augen anhäufen, zu bewirken vermocht hätte, weil kein menſchlicher Gedanke für ſich allein den Entwurf dazu hätte faſſen gekonnt: ſie haben nicht erkannt, daß die Leiter unſrer Revolution ſelber ſie ohne feſtgeſetzten Plan angefangen haben, und daß ſie zu Ergebniſſen gelangt ſind, auf welche ſie zuverläſſig nicht gerechnet hatten.

Sie haben nicht erkannt, daß die Revolution nur deßhalb mit einem großen Lande, wie Frankreich, begonnen hat, um zum voraus ihren Erfolg zu ſichern: denn hätte ſie in Ländern von geringerer Bedeutung angefangen, wie wäre ſie im Stande geweſen, allen feindlichen Angriffen allein zu widerſtehen?

Sie haben nicht erkannt, daß vom Anbeginn dieſer Revolution alle gegen ſie gerichteten Verſuche nur zu ihrem Vortheil ausgeſchlagen ſind; ſie haben nicht erkannt, daß, da es in dieſer Revolution, die nichts Menſchliches hat, als das Aeußere und das ſcheinbare Spiel einiger

Leidenſchaften, kein Partheihaupt giebt, auch übelthuende Hände einige der Leiter, welche bei dieſem großen Werke angeſtellt ſind, hinwegraffen können, ohne daß dieſes in ſeinem Fortgange geſtört würde; denn man vernichtet keine Parthei, deren Haupt man nicht kennen noch erreichen kann.

Sie haben nicht erkannt, daß der gegenwärtige Zeitraum die krampfhafte Entſcheidung der ſterbenden menſchlichen Mächte iſt, die ſich gegen eine neue, natürliche und lebendige Macht noch kämpfend wehren; nur daß die Vorſehung den blinden Sterblichen noch dieſe Binde vor den Augen zuläßt, damit ſie ſelber den Beſchluß erfüllen, der das Reich der eiteln Macht des Menſchen auf der Erde vernichten will.

Es war daher nicht ſchwer vorauszuſehn, daß unſre Feinde, getroffen von den Wirkungen des außerordentlichen Geſtirns, welches über unſre Revolution wacht, zuletzt alle vor uns fliehen, und geſtehn würden, wie die Prieſter des Pharao bei den Wundern des Moſes: Hier iſt der Finger Gottes. Aber ſie werden bereuen, dies Geſtändniß nicht früher gethan und geglaubt zu haben, daß ſie mit einer großen, freien und ihr eignes Heil ſelbſt berathenden Nation ſich benehmen durften, wie ſie es ehemals mit einem miniſteriellen Kabinet gethan.

Sie werden bereuen, daß ſie uns nur einen gewöhnlichen menſchlichen Krieg zu machen geglaubt, während, wenn man alles genau betrachtet, man finden muß, daß ſeit dem Anfange der Dinge in der Welt wahrhaft nur zwei göttliche Kriege, oder, wenn man will, nur zwei Religionskriege geweſen; nämlich der Krieg der Hebräer, der gleichſam von Moſes bis zu Titus gedauert hat, und

ſodann der Krieg unſrer gegenwärtigen Revolution, obwohl das Wort Religion heutiges Tages wie ausgelöſcht iſt von all' unſern Berathungen, von all' unſern Anordnungen und politiſchen Unternehmungen.

Die Vorſehung beſchäftigt ſich mehr mit den Dingen, als mit den Worten: die Menſchen ſind es, die ſich mehr mit den Worten, als mit den Dingen abgeben: auch ſind die menſchlichen Kriege, wo man am meiſten von Religion ſprach, gerade diejenigen, denen ſie am meiſten fremd war; auch blieben die zahlloſen Kriege und Metzeleien des Islam, obgleich angelegt zu religiöſen Kriegen, nur auf Zerſtören beſchränkt, und bauten nicht auf; auch waren unſre Kreuzzüge, und die Kriege der Ligue, die des Lutherthums und des engliſchen Schisma's, obgleich alle im Namen der Religion geführt, nur Kriege der Scheinheiligkeit; und in Betreff der Religion blieben ſie gleichgültig, weder zerſtörend noch aufbauend: dagegen der jetzige Krieg, ſo materiell und menſchlich er gewöhnlichen Augen erſcheinen möge, nicht bei Zertrümmerungen ſtehen bleibt, ſondern keinen Schritt macht, bei dem er nicht aufbaute.

Wie ſollten wir denn an die politiſche Streitfrage glauben, die von Seiten unſrer Feinde der Beweggrund zu dieſem Kriege ſcheinen wollte? Sie wußten wohl, ſo wie wir ſelbſt, daß jene kaum der Vorwand ſein konnte, und daß ſie ſich gegen uns nur deßhalb ſo ſehr erbitterten, um einige Augenblicke den Sturz, der ſie bedrohte, zu verzögern; denn es iſt eine durch alle Thatſachen der Geſchichte erwieſene Wahrheit, daß die Menſchen viel weniger zu den Waffen greifen, als für ihre Neigung und ihre perſönliche Habſüchtigkeit: daher bleiben

auch ihre Meinungen am Ende ihrer Kriege gewöhnlich dieſelben, und nur verderbte Neigungen ſind es, welche, ſelbſt ohne ſich aufzureiben, bloß Gegenſtand und Verhältniſſe wechſeln.

Der Menſch könnte zwar wohl für Neigungen ſich Mann gegen Mann ſchlagen, wenn es nur dieſe Triebfedern in ihm gäbe; aber ſicher würde er keine verbundene und überlegte Kriege führen, denn die Thiere, obgleich ſie gegen einander kämpfen, führen keine Kriege von dieſer Art, indem ſie keine Meinungen haben, um ihre Wuth und ihre Verwüſtungen zu beſchönigen.

Was die beſte Regierungsform, oder jene politiſche Frage betrifft, welche, obgleich höchſtens nur, wie ich geſagt, ein Vorwand für unſre Feinde, doch ſo viele Arme gegen uns bewaffnet hat, ſo glaube ich, daß die Staatsgelehrten insgeſammt, nachdem ſie ſtets den innern Grund des menſchlichen Geſellſchaftsvereins mit ſeiner äußern Geſtalt verwechſelt, dieſe Schwierigkeit mit ihren Entſcheidungen nicht beſſer aufgehellt haben, als unſre Krieger ſie mit ihren Schwertern aufhellen. Wie könnte dies anders ſein? Sie taſten noch ungewiß an dem geſellſchaftlichen Vertrage, ſie zeigen mir nicht das wirkliche Band, welches die menſchlichen Familien im Zuſtande urſprünglicher Geſellſchaft vereinigt hat; ſie zeigen mir nur Trümmer des menſchlichen Geſellſchaftsvereins, und ſtellen mir die Nationen nicht in ihrer anfänglichen Unabhängigkeit dar.

Die Nationen finden ſich überall durch eine Kraft verbunden, die man dem Menſchen angerechnet, da man ihr keinen andern Urſprung zu geben gewußt, und die man daher mit dieſem Namen geſellſchaftlicher Vertrag

belegt hat, während ſie doch alle von dieſer Kraft, ihnen ſelbſt unbewußt, beherrſcht ſind; denn von allen Zeiten her dienen die Völker wechſelweiſe nach ihren Laſtern wie nach ihren Tugenden zu Werkzeugen, um das große Werk der Vorſehung erfüllen zu helfen: in den großen Entſcheidungskämpfen beſonders dürfen ſie ſich nur als leidend betrachten; denn der Menſch iſt niemals mehr ſich ſelbſt überlaſſen, als wenn ſeine Wege noch dunkel und ſchweigend ſind; wenn er noch an Erfüllung dieſes Maßes arbeitet, dann kann er ſich zumeiſt noch als thätig anſehen: er iſt es nicht mehr, wenn das Maß überfließt, denn alsdann reißt ihn die Bewegung mit fort, und er ſammelt nur noch die Früchte deſſen, was er geſäet hat.

Man ſieht übrigens die wahre Macht des Menſchen ſich faſt im ganzen Umfang der Erde auf die Kunſtgeſchicklichkeit der Verwaltung beſchränken, die Volkskörper und die Regierungen aber ſich von ſelbſt geſtalten, als natürliche Ergebniſſe der Zeiten und der Umſtände, die der Menſch veranlaßt oder entſtehen läßt; und deßhalb eben muß die Art dieſer Geſtaltung ſo oft unſrer Berechnung entgehen. Man ſieht auch auf der ganzen Erde die Grund- und Geſtaltungsgeſetze der Staaten mit ehrfurchtgebietender Hoheit erſcheinen, unter welcher ſie ſtreben, ſich den höheren Geſetzen der ewigen Gerechtigkeit, das heißt, den Geſetzen, die der Menſch nicht gemacht hat, als urſprünglich verbunden und geheiligt darzuſtellen.

Nur in dieſen natürlichen Beobachtungen, mein Freund, können wir den Geiſt der geſellſchaftlichen Verbindung, ſo wie den Entwurf und den wahren Gegenſtand des

menſchlichen Geſellſchaftsvereins entdecken, und wenn dieſe Punkte in den Lehrſätzen der Staatslehrer ſo wenig entwickelt ſind, ſo kommt es daher, daß, ſtatt aufmerkſam die Natur der Dinge zu beobachten, ſie dieſelbe zuſammenſetzen gewollt. Hier iſt das Wenige, was ich von Gedanken über dieſen Stoff dir mitzutheilen habe.

Wenn der Menſch keine Veränderung in den anfänglichen Fähigkeiten ſeines urſprünglichen Weſens erlitten hätte, ſo würde ſein Geſellſchaftsverein nur ein brüderlicher geweſen ſein, wo er in der Unſchuld und Wahrheit ſeiner Natur die Entwicklung aller reinen Gefühle ſeiner geiſtigen Weſenheit genoſſen hätte. Er würde nur ſanfte Bewegungen zu empfinden und zu verbreiten, nur Wohlthaten zu empfangen und mitzutheilen und keine Uebel zu fürchten gehabt haben; denn in jenen früheren, leider von uns ſo fernen Zuſtänden hätte die höchſte Hand, ſo zu ſagen, alles für ihn ohne ſein Wiſſen gethan; wie man jetzt die phyſiſche Natur alles für die Kinder thun, und dieſe alles genießen ſieht, ohne daß ſie wegen der Dauer und Erneuerung all' dieſer ihnen entſpendeten Güter beunruhigt wären.

Der Menſch in dieſem urſprünglichen Zuſtande, unbeſchränkt die Keime ſeiner lieblichſten Tugenden zu entwickeln fähig, hätte darin nicht einmal des Gebrauchs weder ſeiner berathenden und urtheileuden Kräfte bedurft, da für ihn überall nur Gutes einzuſammeln geweſen wäre, noch keiner zwingenden und beherrſchenden Kräfte, da in dieſer großen Familie keine Böſen zu bändigen ſein konnten. Dieſe Kräfte hätten nichts deſto weniger immer in ihm gelegen, aber gleichſam als Macht wie eingehüllt und in Ruhe; und er hätte ganz und gar dem lebhaften

einer unſichtbaren Hand ſie verfolgte? Sahen wir nicht die Unterdrückten, wie durch übernatürliche Macht, alle Rechte plötzlich wiederergreifen, welche die Ungerechtigkeit ſich über ſie angemaßt hatte?

Betrachtet man ſie, dieſe Revolution, in ihrer Ganzheit und in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, und beſonders, wenn man ſie mit unſrem Nationalkarakter zuſammenhält, der ſo entfernt iſt, ſolche Plane zu faſſen, und vielleicht noch mehr, ihnen folgen zu können, ſo iſt man verſucht, ſie mit einem Werke der Einbildungskraft und der Zauberkunſt zu vergleichen; daher auch geſagt werden konnte, daß die verborgene Hand, welche die Revolution lenkt, auch allein vermöchte, ihre Geſchichte zu ſchreiben.

Betrachtet man ſie in ihren Einzelheiten, ſo ſieht man deutlich, daß ihre Schläge, obwohl zugleich auf alle Stände Frankreichs fallend, am härteſten doch die Geiſtlichkeit treffen. Denn ſelbſt der Adel, dieſer ungeſtalte Auswuchs inmitten von Weſen, die ihrer Natur nach gleich ſind, war in Frankreich durch einige Herrſcher und ihre Miniſter ſchon ſo weit niedergedrückt, daß er gleichſam nur noch eitle Namen und eingebildete Titel verlieren konnte; dagegen die Geiſtlichkeit, im Genuſſe aller ihrer fälſchlichen Rechte und zeitlichen Anmaßungen, auf alle Weiſe die Macht der Rächerhand, welche die Revolution lenkt, erfahren mußte; denn man kann ſich nicht entbrechen, die Prieſter als die ſchuldigſten und ſelbſt als die einzigen Urheber des Unrechts und der Miſſethaten der andern Stände anzuſehen.

In der That iſt die Geiſtlichkeit die mittelbare Urſache der Verbrechen der Könige; weil der Prieſter es

iſt, der, nach dem Ausdrucke der Schrift, der Wächter Israels ſein ſollte, und der im Gegentheil, mißbrauchend die an Moſes, an Samuel und Jeremias gerichteten Worte, ſich das Recht angemaßt, die Könige einzuſetzen und abzuſetzen, ſie zu heiligen, und ſodann all' ihre Verirrungen und Launen für rechtmäßig auszugeben, ſofern ſie nur Sorge trügen, den Ehrgeiz und die Habſucht dieſes Prieſters zu nähren; weil endlich dieſe Könige, die er als ſeine Geſchöpfe anſah, überall in ſeinem Namen all' dieſe Mißbräuche erzeugten, welche hervorgehend aus einer ſchon verderbten Wurzel ſich in natürlichem und geſteigertem Fortſchreiten allen Zweigen des Staates mittheilten.

Zufolge aller Schriften, welche die Beobachter uns anführen, und noch mehr zufolge des unauslöſchlichen Buches, das in das Herz des Menſchen geſchrieben iſt, wollte die Vorſehung der alleinige Gott der Völker ſein, weil ſie weiß, daß nur mit ihr ſie glücklich ſein können; und die Geiſtlichkeit dagegen wollte ſelber für ſie dieſe Vorſehung ſein. Sie ſuchte nur ihr eignes Reich zu ſtiften, indem ſie ſtets von dem Gotte ſprach, deſſen Daſein ſie oft nicht einmal zu vertheidigen wußte.

Es war ihr geſagt, daß von dem durch die Hand der Menſchen erbauten Tempel kein Stein auf dem andern bleiben ſollte, und ungeachtet dieſes ſo bedeutungsvollen Ausſpruches hat ſie die Erde mit materiellen Tempeln bedeckt, und überall ſich ſelbſt zum erſten Götzen gemacht. Sie hat dieſelben mit allen Bildern erfüllt, die ihre ſinnreiche Habſucht erfinden gekonnt; und dadurch hat ſie das Gebet, ſtatt ihm die freieſte Bahn offen zu halten, nur in Verirrung und Qual geführt.

Beſtimmung beruht. Wir hätten alſo gekonnt, und könnten noch, bis zu welchem Grade auch unſer Elend und unſre Unwiſſenheit ſich erſtrecken, eine Geſellſchaft von Brüdern darſtellen, alle mit dem Glücke ihrer Brüder beſchäftigt, ohne andre Triebfedern, als ihre Tugenden, ohne andern Herrn, als die Vorſehung; ein Gemählde, das ohne Zweifel nur dem Wahne zu gehören ſcheint, wenn man ſein reines Vorbild auf dieſer Erde der Finſterniß und der Lügen finden will, aber welches gleichwohl noch Zeugniſſe genug in dem Herzen der Gerechten zu finden wüßte, und von daher haben alle Löſungen der Aufgabe ihren Urſprung zu nehmen.

Wenn, ſtatt dieſen tugendhaften und heilſamen Pfaden zu folgen, irgend ein Mitglied dieſer ſchon veränderten und herabgeſetzten Geſellſchaft eine verkehrte Richtung nimmt, und gegen die Grundlagen dieſer natürlichen Gerechtigkeit verſtößt, von welcher wir alle noch Spuren bewahrt haben, ſo werden andre Mitglieder die Bewegungen dieſer nämlichen Gerechtigkeit durch die Zuſammenziehung, die ſie erfährt, lebhaft in ſich erwachen fühlen, und ſie werden durch ihre Vorſtellung jene ewigen Grundſätze aufgedeckt an's Licht ſtellen, die in Ruhe und gleichſam verborgen in uns wohnen, im Schoße ſelbſt unſrer Herabwürdigung, ſo lange die Gelegenheit uns nicht veranlaßt, ſie zu offenbaren. Dieſes Offenbarwerden aber, indem es das uns eingeborne Vermögen, alle Grade der Gerechtigkeit und der zufügbaren Verletzungen derſelben abzuwägen, aus ihrem Herzen herausbringen läßt, wird auf der Stelle den Karakter dieſer natürlichen brüderlichen Geſellſchaft verändern, und wandelt ſie in eine natürliche bürgerliche Geſellſchaft um, das heißt in eine

Geſellſchaft, wo die Geſetze der ewigen Gerechtigkeit werden reden müſſen, weil die Stimme der ewigen Tugend daſelbſt fremd geworden iſt.

Dieſe bürgerliche Geſellſchaft jedoch würde keineswegs den unſrigen gleichen, indem man darin nur poſitive und ſicher begründete Geſetze erblicken würde, ſtatt dieſer blinden Geſetze ohne Grund und Kraft, mit denen der bürgerliche Verein der Völker überſchwemmt iſt. Dieſe bürgerliche Geſellſchaft ſelber konnte hoffen, durch die Entwickelung jener poſitiven Geſetze die Uebertreter in die Bahnen der Tugend zurückkehren, das heißt, in ihren Maßen dieſe Art von natürlicher brüderlicher Geſellſchaft, deren wir noch empfänglich ſind, wiederherſtellen zu ſehn, und ſicher würde dies ihr hauptſächlichſter Zweck ſein, weil ſie alle Vortheile kennt, welche der menſchlichen Vereinbarung daraus erfolgten: auch fühlt man, daß ſelbſt die bürgerlichen Geſetze, welche die Welt regieren, nach ihrer wahren Eigenſchaft, nicht Geſetze der Strenge ſein ſollten, daß ſie nur ein Unterricht, ein Rückruf zur Ordnung, und eine Andeutung der Mittel ſein ſollten, die geeignet wären, in der natürlichen brüderlichen Geſellſchaft die mit ihr vereinbare Summe des Glücks wiederzuerzeugen und zu erhalten.

Aber wenn dies nicht geſchieht, wenn die poſitiven Geſetze ſich vergebens entwickeln, ſo werden die erſten Uebertreter, welche, durch ein neues Verbrechen, ſich noch ſo weit vergeſſen, ihnen Trotz zu bieten, dadurch ſich doppelt ſchuldig machen, und ein wirkſameres und heftigeres Mittel, als jene poſitiven Geſetze ſelbſt, gegen ſich hervorrufen; und dieſe neue Uebertretung wird in einigen andern Mitgliedern die hemmenden und zwingenden

Kräfte entwickeln, die uns eben ſo gut eingeboren ſind wie die poſitiven Grundſätze der Gerechtigkeit, und die dem Menſchen die Macht geben müſſen, allen Rechten dieſer Gerechtigkeit Achtung zu verſchaffen; denn wozu diente ihm das Recht, ſie zu kennen, wenn er nicht zugleich das Mittel hätte, alle Uebelwollenden, welche ſie anzutaſten wagten, zu bezähmen? Wenn wir den thieriſchen Menſchen eine Ungerechtigkeit mit der Stärke ſeines Armes zurücktreiben ſehn, ja ihn ſogar das Leben dem angreifenden Feinde rauben ſehn, ohne daß wir ihn deßhalb verdammen; warum wollten wir nicht in dem ſittlichen Menſchen, der mit ſo viel höheren Vorzügen vor dem thieriſchen Menſchen begabt iſt, gleiche Macht annehmen, die eben ſo die Gerechtigkeit zu erhalten und die gegen ſie verſuchten Eingriffe wieder auszugleichen wüßte? Wenn endlich jedes Erzeugniß der Natur ſein Recht der Erhaltung hat; wenn das Thier, welches ſo ſehr über den andern Erzeugniſſen der Natur ſteht, überdies die Macht hat, ſeinen Feind zu verfolgen und niederzuwerfen; warum ſollte der Geiſt-Menſch, welcher über die ganze Natur ſo weit erhaben iſt, nicht auf ähnliche Weiſe nach ſeiner Klaſſe betheiligt ſein? Die Vorſehung ſelbſt, genießt ſie nicht im höchſten Grade dieſes unbeſtreitbaren Vorrechtes, und ſollten wir dadurch nicht ein neues Recht haben, ihr Ebenbild zu ſein?

Dieſe zweite Entwickelung wird noch eine neue Veränderung in den geſellſchaftlichen Körper bringen, deſſen fortſchreitenden Abſtufungen wir hier betrachtend folgen, und wird ihn aus dem Zuſtande der natürlichen bürgerlichen Geſellſchaft in einen Zuſtand übergehen laſſen, den wir natürliche politiſche Geſellſchaft nennen wollen; denn

der Unterſchied der bürgerlichen Geſellſchaft von der politiſchen Geſellſchaft beſteht darin, daß die erſtere die Verletzungen, welche die natürliche Geſellſchaft erleiden kann, abzuwenden und zu heilen ſuchen ſoll, die zweite aber die Macht hat, ſie zu ſtrafen, ſei es in ihren eignen Mitgliedern, oder in den andern politiſchen Geſellſchaften, die ihr Daſein bedrohen können: es iſt immer dieſelbe hemmende und zwingende Macht, die bereit iſt, in dieſer doppelten Gefahr ſich zu entwickeln; und ſie muß, wie wir es in unſern politiſchen Geſellſchaften ſehn, ſowohl nach innen als nach außen, in einer feindlichen Stellung ſein, oder in einem Stande gewohnten Aufmerkens und Mißtrauens, welches nur eine minder erſcheinende Feindlichkeit iſt.

Uebrigens, mein Freund, iſt es nur um des Geſetzes der Zeit willen, in welchem wir eingekerkert ſind, wenn ich dir die Verſchiedenheiten als aufeinanderfolgend ſchildere, die im Urſprunge gleichſam augenblickliche geweſen, und von welchen wir auch ſelbſt in keiner Zeit die Beſtandtheile und Grundſätze anders als vereint und mit einander verflochten finden, weil die Veränderung unſres regelmäßigen Zuſtandes zugleich mit dem Menſchen auch die Finſterniß herabgeſtürzt hat, die er in ſich aufgenommen, und das wenige Licht, das ihm geblieben, und ſeine Laſter und ſeine Tugenden, ſeine Leidenſchaften und ſeine Vernunft; dergeſtalt, daß Uebles und Gutes, ſich für ihn mit ſchneller Heftigkeit gegeneinander ſtoßend, mit derſelben Kraft und derſelben Schnelligkeit getrachtet haben werden, ihm das wenige Gleichgewicht und die wenige geſellſchaftliche Faſſung, deren er auf dieſer Erde noch fähig iſt, zu verſchaffen; und man ſieht hier die

Keime und die Wurzeln des großen Baumes, der im Laufe der Zeitalter und in der Dauer der Jahrhunderte die guten und böſen Früchte hervorbringen mußte, die in ſeinen Säften aufbewahrt lagen.

Auch können wir glauben, daß die Gattungen der Geſellſchaft, die natürliche, bürgerliche und politiſche, oder, beſſer geſagt, daß die natürlichen Tugenden des Menſchen, ſeine urtheilenden Fähigkeiten, und ſeine zwingenden und hemmenden Kräfte, ſchon in der erſten irdiſchen Familie des Menſchengeſchlechts ihre Zweige getrieben hatten, und daß wegen Verkennung dieſer heilſamen Zweige daſelbſt jener bejammernswerthe Brudermord geſchah, deſſen Bild die Künſte in unſern Tagen wiedergegeben haben mit dieſer ſo lehrreichen Ueberſchrift: Prima mors, primi parentes, primus luctus. Aber in ſolchen Schreckniſſen wird nur das Schlachtopfer zerſtört, die Sache bleibt; denn ein Verbrechen vernichtet nicht ein Recht, im Gegentheil, beſtätigt daſſelbe; es kann nur augenblicklich den Gebrauch davon ausſetzen, und die Triumphe deſſelben verzögern. Gehn wir weiter.

Wenn die natürliche Geſellſchaft ſich verändert, ſo wird man nicht erſt zu ſuchen brauchen, welches diejenigen ſind, durch deren Wirkſamkeit die Auflöſung zu verhindern iſt; es werden diejenigen ſein, in welchen die Bewegungen der dem ganzen Menſchengeſchlechte eingebornen Gerechtigkeit auf eine hervorſpringendere Weiſe erwacht ſein werden, diejenigen, in welchen der Widerſpruch der Ungerechtigkeit zumeiſt jene poſitiven Grundſätze erregt haben wird, die allein das Gegengewicht bilden, und das Gleichgewicht zurückführen können. Denn jemehr die Unordnung und der Irrthum überſtrömen,

deſto mehr Ordnung und Wahrheit iſt nöthig, um gegenzuwirken; ein Geſetz, deſſen Anwendung ſchwieriger und dunkler wird, nach Maßgabe, daß man ſich von der Wurzel entfernt, und daß man ſich in den Strom der Zeitalter taucht, wo alles aus der Richtung ſchlägt; das aber leicht werden und ſelbſt vor jeder Zweideutigkeit ſicher ſein muß, ſobald man ſich den Zuſtänden nähert, wo alles zugleich und mit voller Kraft wirkend ſelbſt nicht die Zeit noch die Nothwendigkeit zum Wählen läßt.

Daher wende man nicht mehr ein, daß dies der Willkür die Frage überliefern heiße, indem jeder behaupten könnte, die zur Belehrung Andrer unerläßliche Entwickelungsſtufe erreicht zu haben. Man muß jetzt wohl fühlen, daß wenn man in dem Geiſt-Menſchen dieſes Licht und dieſe Gaben annimmt, die unſer Weſen bilden, ihr Werth ſeinen Preis durch ſich ſelber haben muß, und keineswegs fürchten darf, durch die Argliſt ehrgeiziger Nebenbuhler verdunkelt zu werden: es wird damit ſein, wie, wenn du willſt, um in die Zeit zurückzufallen, in dem Beiſpiele des jungen Daniel, welcher ungeachtet ſeines Alters ohne Schwierigkeit durch ſeine Erleuchtung den Oberrang über die gelehrteſten Männer und die tiefſinnigſten Zeichendeuter der Könige von Babylon erlangte.

Aus gleichem Grunde muß man daſſelbe ſagen von dem Uebergange der bürgerlichen Geſellſchaft in den Zuſtand politiſcher Geſellſchaft. Dieſe zwingende Kraft, die dem Menſchen eingeboren iſt, um den Beſchlüſſen der Gerechtigkeit Achtung zu verſchaffen, und die in Einigen mehr entwickelt ſein wird, als in Andern, wird dieſelben als geborne Oberhäupter der neuen Geſellſchaft, oder der politiſchen Geſellſchaft, einſetzen, wie in dieſem ſchon

angeführten Beiſpiele der Prieſter des Pharao, wo ſie vergebens gegen den Anführer der Hebräer ihren Wetteifer verſuchten; und für ihren eignen Vortheil wird dieſe politiſche Geſellſchaft nichts beſſres thun können, als ſolchen Häuptern zu vertrauen, indem dieſe, durch jene Entwickelung dem Auge der Vorſehung, welches auf alles wacht, mehr genähert, auch deſto mehr in dem Falle ſein werden, die Heiligung dieſer Vorſehung und die Beſtätigung ihrer Vermögen zu empfangen.

Dieſe Lehre, welche fremdartig ſcheinen kann, ſo ſehr ſind die menſchlichen Dinge davon entfernt, darf jedoch nicht unfolgerecht erſcheinen, wenn man auf die erſten Grundlagen, die wir gelegt haben, Acht giebt; und man muß entweder ſie zugeſtehn mit allen Folgerungen, die wir daraus ziehen, oder den Menſchen nicht aus der Klaſſe des Thiers herausgehn laſſen; denn ſobald er heraustritt, ſind es eben dieſe nämlichen ihm eingebornen Vermögen und dieſes nämliche Licht, welche ihn davon unterſcheiden. Sobald man ihm aber dieſes Licht und dieſe Vermögen zugiebt, ſo darf es nicht ſein, um ſie in Unthätigkeit und Unfruchtbarkeit zu laſſen, und man muß wohl, bei Gelegenheit, ihnen auch die Wirkſamkeit und die Fruchtbarkeit, die ihnen eigen ſind, zugeſtehn.

Wenn gleich aber die menſchlichen Geſellſchaftsvereine uns nichts mehr darbieten, was dieſem erhabenen Plane, der auf die Natur des Menſchen gegründet iſt, ganz entſpräche, ſo haben doch die Unordnungen und Mißbräuche dieſer großen Grundſätze ſich nicht auf einmal entwickeln können; ſie ſind nur in allmähligem Fortſchritte und in Verhältniß des Anwachſens und der Vermehrung des Menſchengeſchlechts erſchienen; daher haben ſich die

bürgerlichen und politiſchen Rechte, indem ſie ſich von den urſprünglichen Zeiten entfernten, immer mehr und mehr in unvermögenden, widerrechtlichen und anmaßenden Händen finden müſſen; aber da die Vorſehung in unaufhörlicher, obwohl ſtillſchweigender, Wachſamkeit beharrt, ſo iſt es doch nicht minder wahr, daß in allen Zeiten die Menſchen, welche für das Werk der Geſellſchaft wahrhaft nützlich waren, ihre Ueberlegenheit, ihre Erwählung und ihre Erfolge nur dieſen Grundlagen und dieſem Lichte verdankten, das in dem Menſchen eingeboren iſt, und das nur den gehörigen Anſtoß erwartet, um ſich zu entfalten und alle ſeine Schätze ſpielen zu laſſen.

Wehe dem, der mir vorwerfen wollte, daß ich hier zu Gunſten deſſen rede, was man gemeinhin Eingebung nennt! Ich weiß zu ſehr, ſo wie du, in welchem Rufe dies Wort ſteht, als daß ich es auszuſprechen oder zu vertheidigen wagte; aber die Furcht vor Worten darf uns beide nicht über die Natur der Dinge verblenden, und die eigenthümliche Weſenheit des Menſchen iſt es, welche mich von ſelbſt auf die Auseinanderſetzungen führt, die ich dir vorlege.

Wenn ich übrigens die Ausſtreichung dieſes verworfenen Wortes, und mit dem man alles verwerfen könnte, von Herzen gern zugebe, ſo muß man auch mir wiederum zugeſtehn, daß, wenn es einen Irrthum veranlaßt hat, dieſer Irrthum ein ſehr verzeihlicher iſt; denn, wenn ich die phyſiſche Natur unterſuche, ſo finde ich daſelbſt, daß keine Körper, daß keine organiſirten Stoffe beſtehn und ihr Geſetz erfüllen können, ohne eine Art von Einhauchung oder Eingeiſtung des Lebens, der Luft, die ſie

durchdringt, die ſie einwirkend aufregt und welche, wenn ſie ſich entzieht, ſie in dem Tode und in der Nichtigkeit läßt; ich ſehe daſelbſt auch, daß je reiner und überſtrömender die Luft iſt, welche ſie einathmen, deſto größer ihre Kraft und ihre Geſundheit blüht. Warum alſo ſollte nicht der Geiſt-Menſch gleicherweiſe der einwirkenden Aufregung einer Triebfeder bedürfen, welche mit ihm in Verwandtſchaft ſtünde, welche aus ihm die ganze Kraftwirkung ſeiner Grundeigenheiten hervorriefe, und in Betreff welcher er in der Abhängigkeit wäre, wie es die Körper der Natur in Anſehung der Luft unſres Dunſtkreiſes ſind? Und in dieſem Betracht ſehe ich nicht ein, wie es auf der Erde einen einzigen Menſchen geben könnte, der nicht begeiſtert wäre. Die einzige Sache, die ſorgfältig zu unterſuchen bliebe, wäre die Art der Begeiſterung eines jeden unter ihnen, denn die Luft kann gleicherweiſe verſchiedene Eigenſchaften in der einen oder in der andern dieſer beiden Regionen haben.

Aber dieſe Unterſcheidung, deren Verfolg ſo wichtig iſt, ſoll mich nicht hindern, weiter vorzugehn, und dir eine noch erſtaunenswürdigere Wahrheit anzudeuten; nämlich daß, gleichwie die Ausdünſtungen der Körper gewöhnlich den Stoffen, mit denen ſie ſich anſchwängern, ähnlich ſind, man bei näherem Hinblick entdeckt, daß überall die Natur die Luft ausſchwitzt, daß überall die Luft den Geiſt ausſchwitzt, und daß überall der geiſtige Menſch die Gottheit ausſchwitzt; eine Bemerkung, die hinreicht, um uns das Maß der verſchiedenen Grundquellen der Rückwirkung oder Begeiſterung der Weſen zu geben.

Ich habe dir vielleicht ſchon genug geſagt, mein

Freund, um dich erkennen zu laſſen, wie gering jetzt mein Vertrauen zu den verſchiedenen Staatsgelehrten ſein muß, welche die geſellſchaftliche Aufgabe löſen gewollt. In der That, haben ſie in dem Menſchen bis zu ſeinem wahren Urquell gegraben? Sind ſie bis zu einer poſitiven Grundlage eingedrungen, bis zu jenem Lichte und jenen Rechten, die in der Weſenheit unſres Seins eingeboren ſind, ohne welche, ungeachtet der Mißbräuche, die wir davon gemacht haben und alle Tage davon machen, es vergeblich ſein würde, an Gründung des Gebäudes der menſchlichen Geſellſchaft zu arbeiten, ſei es der natürlichen, oder der bürgerlichen, oder der politiſchen, da es in dem Maße, als man es aufführte, wieder in den Staub zurückfiele, auf den es geſtellt ſein ſollte? Nein, ſie haben die uranfängliche Geſellſchaft des Menſchen bloß auf ſeine thieriſche Natur gegründet, oder zwar auf ſeine ſittliche Natur, aber auf die verderbte und zerſtörte, bis wo ſie keiner Wiederherſtellung mehr fähig iſt; ſie haben in ihm nur die todte oder die ertödtende Mine eröffnet, und ſie haben die lebendige Mine nicht einmal angebrochen, die doch in ihm iſt, und in welcher llein ſie reines Gold und Stoffe, die ſich in der Prüung bewähren, gefunden haben würden.

Wenn aber dennoch das Bedürfniß dieſer unentbehrhen Stoffe ſich jenen Staatsgelehrten gebieteriſch fühlbar macht, ſo wußten ſie nicht mehr, an wen ſie deßhalb e Forderung richten ſollten, als an dieſe thieriſche tur, oder an dieſe verderbte Natur, welche die einn Minen waren, die ſie im Menſchen entdeckt hatten, von daher wollten ſie alsdann, gleichviel durch welche tel, all' dies Licht, alle dieſe Tugenden und alle dieſe

Kräfte entſtehn laſſen, die ſo ſtreng nothwendig ſind, daß ohne ſie an kein Aufſtellen der geſellſchaftlichen Ordnung gedacht werden kann.

Die thieriſche oder verderbte Natur des Menſchen iſt wie das Gefäß, oder beſſer zu ſagen, das Gefängniß, worin all' dieſe Reichthümer eingeſchloſſen und wie begraben ſind; ſie können nicht anders heraus, als indem ſie daſſelbe mühſam ſprengen, um hindurchzudringen, wie der Keim der Pflanze durch den Schlamm der Erde dringt, um ſeine Blumen und ſeine Früchte an das Tageslicht zu tragen; und die Staatslehrer im Gegentheil haben dies Gefängniß ſelber für den Keim und den Grund genommen. Dies iſt nicht beſſer, als wenn ſie das lebendige Quellwaſſer als ein Erzeugniß des Felſens ſelber, aus welchem es für unſern Durſt hervorſprudelt, wollten gelten laſſen, während dieſes Waſſer gerade den Felſen aushöhlt und anfrißt, um ſich einen Ausgang zu ſchaffen, und er ſelber nur ſich öffnet, damit es bis zu unſern Lippen die ganze Reinheit bringen möge, die es in ſeinem eignen Urſprunge geſchöpft hat.

Selbſt Jean-Jacques Rouſſeau, deſſen Herz und Feder ſo geeignet waren, die Wahrheit auf die Erde herabzuführen, dieſer Jean-Jacques, den ich als einen Geſandten, als einen Propheten der Gefühlswelt anſehe, als denjenigen von allen Staatsgelehrten, der ſeine Sendung am beſten erfüllt hat, der am beſten, obwohl nur in einzelnen Blitzen und abgebrochen, dieſe höheren Grundſätze, die ich dir erörtere, erſchaut hat, der endlich am meiſten Ehrfurcht für die Natur des Menſchen bewieſen hat, dieſer hat ſie gleichwohl nicht auf eine genug poſitive Art gekannt, um uns die Geſchichte

derſelben getreu zu überliefern. Wenn die geheiligten Keime, von denen ich dir rede, ſich oft in ihm fühlbar gezeigt, ſo vermochte er doch nicht immer aus Mangel an Beiſtand und Bearbeitung, ihren Ertrag zur Aernte zu bringen; alsdann warf ſich ſein Saft auf ſeinen Stil zurück; und wie dieſer Saft ſelber zu ſeiner Gabe in dieſer Art beitrug, ſo war er emſig bemüht, wenigſtens Blumen daraus zu ziehen, wenn er daraus keine Früchte ziehen konnte. Allein er mochte immerhin die Zugänge der Wahrheit mit einer großartigen Regelmäßigkeit anordnen, ſie mit entzückenden Geſichtspunkten ſchmücken, und ſie mit hinreißendem Zauber beſeelen, er führte uns doch nicht bis zu der noch ſchöneren und herrlicheren Wohnung, wo dieſe Wahrheit ſelber thront. Auch bedauert man, ihn bisweilen mit gewiſſen Tonkünſtlern vergleichen zu müſſen, die ihre Harmonie deſto mehr bearbeiten, je weniger ihre Melodie ihnen gewiß iſt, und die ihren Hauptgedanken in der Ueberfülle ihrer Begleitungen und in Nebengedanken ſich aufzehren laſſen.

Dies in der That iſt ihm bei der großen Aufgabe geſchehn, die uns beſchäftigt; denn wenn er die erſten Menſchen zerſtreut in den Wäldern, gleich den Thieren, für den Verein zur Geſellſchaft aufnimmt, wenn er in Entzückung geräth über den Zuſtand der Wilden, der ihm als die wahre Jugend der Welt erſcheint, und als der Punkt, auf welchen das Menſchengeſchlecht hätte beharren ſollen (Ungleichh. der Stände S. 129.), ſo iſt dies bloß, weil ihm nicht gegeben war, bis zur lebendigen Grundlage des menſchlichen Geſellſchaftsvereins zu gelangen, noch wahrzunehmen, welches davon die herrlichen Entwickelungen hätten ſein ſollen und können. Seine

liebliche und göttliche Seele ſchauderte vor Unwillen beim Anblick der Gräuel, in welche er den bürgerlichen und politiſchen Menſchen verſunken ſah, ohne den falſchen Punkt zu bemerken, von dem ſie gleich zuerſt ausgegangen waren; und da er den Wilden minder verdorben fand, ſo gebrauchte er all' ſeine Beredſamkeit, um uns zu überreden, daß ein negativer Zuſtand das einzige Ziel ſei, wohin wir ſtreben könnten, die einzige Vollkommenheit, die wir erreichen könnten. Wenn aber dieſer bevorrechtete Mann, der ſo oft dem Ziele nah gekommen, uns gleichwohl unterwegs läßt, was dürfen wir dann von den andern Schriftſtellern über dieſen wichtigen Gegenſtand erwarten?

Von dieſem irrigen Grundſatz ausgehend, müßten nachſtehende Folgerungen ſich ergeben. Die natürliche Geſellſchaft, wie die Staatsgelehrten ſie ausgedacht, ruhet, wie du geſehen haſt, nur auf den Leidenſchaften des thieriſchen Menſchen, oder auf ſeiner gebrechlichen und umnachteten Vernunft. Wenn durch eine in dem Zuſtande der Dinge unvermeidliche Veränderung, oder durch die Entwickelung der Bedürfniſſe des Menſchen, dieſe natürliche Geſellſchaft in den Stand der bürgerlichen Geſellſchaft übergeht, welche Entwickelungsgründe wird ſie dahin mitbringen? Dieſe werden keine erworbenen Einſichten ſein, weil es deren in dieſer natürlichen, ſchon im Verderben befangenen Geſellſchaft keine zu erwerben gab: noch werden es Einſichten ſein, die der Natur unſres Weſens inwohnen, weil jene Staatsgelehrten keine ſolche anerkennen: wie wird ſich denn nun dieſe bürgerliche Geſellſchaft benehmen, um die Mißbräuche der natürlichen Geſellſchaft zu berichtigen?

Iſt es nicht klar, daß ſie, ohne andre Triebfeder als ihre eignen Leidenſchaften und ihre eigne Finſterniß, dieſe Mißbräuche nur verſtärken wird, ſtatt ſie abzuſtellen? Nicht anders wird es beim Uebergang dieſer bürgerlichen Geſellſchaft zur Stufe der politiſchen Geſellſchaft ſein; die Menſchen werden keine natürlichen beſchränkenden ſittlichen Kräfte dahin mitbringen, da die Staatsgelehrten deren eben ſo wenig im Menſchen anerkennen, als ſie in ihm Einſichten dieſer Art annehmen. Kommt es daſelbſt jedoch zum wirklichen Handeln, ſo wird, da die Menſchen als Hülfsmittel nur Arme, und zur Unterſtützung der Arme nur Waffen beſitzen, und da dieſe Art zu ſein Alle, die nur Arme und Waffen haben, einander gleich ſetzt, die ganze Geſellſchaft nur eine Anhäufung von Mördern und reißenden Thieren ſein, die ſich unter einander ausrotten und verzehren. Wenn dies das ganze Geheimniß iſt, welches die Staatsgelehrten uns zu entdecken hatten, und dies die ganze Glückſeligkeit, die ſie uns zu verſchaffen hatten, ſo konnten ſie ſich der Mühe überheben, den Lehrſtuhl zu betreten, da die Wölfe vor ihnen die Stelle einnahmen, und uns die gleiche Belehrung geben konnten.

Uebrigens brauchte man nur die Inſchrift der Kriegsgeſchütze zu leſen, um zu erkennen, wohin die Lehren jener Staatsgelehrten führen, und zugleich woher ſie ſich ableiten: denn die menſchliche Staatskunſt hat den Königen ſo oft wiederholt, ihre Geſchütze ſeien ihre letzten Beweisgründe, daß ſie nun denken und handeln, als ob dieſer letzte Beweisgrund für ſie auch der erſte wäre, nämlich daß, was den Grundſatz anbelangt, ein Geſchütz ihr Alpha und ihr Omega iſt.

Du wirſt mir vielleicht einwenden, daß auch mit der Lehre, die ich dir aufſtelle, noch Ungerechtigkeiten und Unordnungen herrſchen würden: die Sache wäre möglich, obwohl auch das Gegentheil möglich wäre: ich konnte auch noch ſagen, daß, bei einer lebendigen Lehre und bei einer todten, nicht zu zweifeln ſein dürfte, auf welche Seite unſre Hoffnungen ſich zu wenden hätten. Aber du wirſt mir zugeſtehn, daß wenn dieſe Unordnungen auch erſchienen, ſie doch ſicher nicht der von mir vertheidigten Lehre beizumeſſen ſein würden, da vielmehr allzu wahrſcheinlich iſt, daß, wenn man dieſer Lehre volle Ausübung gegeben hätte, jene nicht Statt gehabt hätten, oder doch wenigſtens nicht als das Meiſterſtück der Vernunft, der Weisheit und des Lichts geheiligt wären.

Aber, mein Freund, was mein Vertrauen in dieſe Lehre unendlich vermehrt, iſt die Betrachtung, daß die Staatsgelehrten ſelbſt, indem ſie durch ihren Unterricht dieſe Lehre verwerfen, durch den löblichen und heilſamen Zweck, den ſie ſich bei ihrer Abſicht uns zu leiten doch vorſetzen wollen, und durch den Anſchein von Wahrheit, Richtigkeit und Gerechtigkeit, den ſie allem, was aus ihren Entſcheidungen folgt, zu geben verſuchen, dieſelbe dennoch beſtätigen.

Sie erkennen, wie ich, die drei Ordnungen von natürlicher, bürgerlicher und politiſcher Geſellſchaft an, obwohl ſie unrecht haben, jede derſelben einzeln auf der Erde zu ſuchen, da ſie überall mit einander verflochten ſind, wie die Beſtandtheile der Naturkörper. Es würde auch nicht ſchwer ſein, ſie die wahren Eigenthümlichkeiten dieſer drei Gattungen von Geſellſchaft anerkennen zu

laſſen; nämlich daß die natürliche Geſellſchaft nur aus Brüdern beſtehe und das ſittliche Glück dieſer großen in Einfalt und Unſchuld lebenden Familie zum Zwecke hat; daß die bürgerliche Geſellſchaft die innere Uebereinſtimmung und Ordnung des Staates bezwecken ſoll; und daß die politiſche Geſellſchaft das Anſehn und das Schrecken ihrer Macht, ſowohl nach innen als nach außen, beabſichtigen muß, Begriffe, die freilich für ſie noch etwas verworren ſind: ſie würden endlich ohne Bedenken zugeben, daß die Weisheit und die Tugend in der natürlichen Geſellſchaft, die Gerechtigkeit in der bürgerlichen, und die Kraft in der politiſchen Geſellſchaft die entſprechenden Mittel jenes dreifachen Zweckes ſind; und wenn durch den Lauf der Dinge dieſe verſchiedenen Geſellſchaften entſtehen und ſich entwickeln, dann ſehen wir erſt recht die Staatsgelehrten alles anwenden, um deren Handlungen und Machteigenſchaften als rechtmäßig darzuſtellen, und uns zu überreden, daß alles daſelbſt auf der Gerechtigkeit, auf der Wahrheit, und auf einer wirklichen Kraft beruhe, ungeachtet aller Verlegenheit, in welche ihre Beweisführung geräth, wenn ihre ruhige Vernunft und Unthaten der Erde gegen ihre Behauptungen zeugen.

Auch ſieht man ſie alsdann tauſend Anſtrengungen machen, um durch ihre Betriebſamkeit und durch die Hülfsmittel ihres Witzes das zu erſetzen, was ihnen an Gewißheit und Kräften fehlt.

Auch ſieht man ſie alles Mögliche verſuchen, um die menſchlichen Geſellſchaftsvereine zu begründen, ohne ſich jemals zu der Höhe erhoben zu haben, wo ſie uns

ihre Bildung und ihre urſprüngliche Grundlage zeigen würden.

Auch ſieht man ſie in ihrem Schweiß und Blute ſich abmühen, um einen Geſellſchaftsvertrag zuſammenzubringen, wo, im Grunde, der eine vertragende Theil an Kraft und Licht mittheilt, was er nicht beſitzt, indem er es ſonſt wohl für ſich behalten würde, und wo der andre Theil nimmt, was ihm nicht gegeben wird, da er ſonſt nichts haben würde, und ſchleunigſt die Verhandlung in eine gerichtliche Metzelei umwandelt, wo von zweien Menſchen, die urſprünglich Brüder ſein ſollten, der eine ein Löwe wird, und den andern zu einem Lamme macht, das er gebieteriſch überredet, daß es für das Glück der Geſellſchaft und zur Ehre der Gerechtigkeit mit fröhlichem Vertrauen und patriotiſcher Zuſtimmung ſich von ihm müſſe verſchlingen laſſen.

Auch ſieht man ſie all' ihr Wiſſen aufwenden, um die Frage vom Eigenthum zu löſen, obgleich ihr ganzes Geheimniß ſich auf das Recht des erſten Beſitzes beſchränkt; ein unſichres Recht, zuerſt, weil es nicht immer ſtreng zu erweiſen iſt; ſodann, weil bloß das Recht des erſten Beſitzes, oder der erſten beſondern Zueignung, nicht jenes Recht der vorhergängigen allgemeinen Zueignung auslöſchen kann, welches, in der Ordnung der blinden und rohen Natur, den ganzen Erdboden dem Menſchengeſchlechte überhaupt zuſprechen würde, und weil dieſes Recht des erſten Beſitzes, entblößt von mächtigern und einleuchtendern Rechtsgründen, noch zugleich den Anſprüchen und der Kraft eines zweiten Beſitznehmers untergeordnet iſt, welcher, wenn er kann, den erſteren austreiben wird; ſo daß denn unter dem Scheine einer

vernunftgemäßen Rechtsbeſtimmung der Menſch in Wahrheit nur einer thieriſchen überliefert bleibt, wo das Recht des erſten Beſitzes, welches ein Thier auf eine Beute hat, nicht verhindert, daß ein anderes Thier nicht ſehr geſetzmäßig dieſelbe ihm in Kraft des natürlichen Rechtes, welche alle Thiere auf alle Beuten haben, ſtreitig mache, und daß folglich das Recht des erſten Beſitzes, ſowohl unter ihnen als unter den Menſchen, ſeine Rechtmäßigkeit immer erſt von einer Schlacht erwartet! In der That, um für dieſes Recht des Eigenthums eine genügende Quelle zu finden, müſſen wir wieder auf unſere Grundlagen zurückgehn. Wenn der Menſch aus zweien Stoffen zuſammengeſetzt iſt, ſo muß es für ihn noch eine andre Art von Eigenthum geben, als die irdiſchen Beſitzthümer. Hatte die ewige und erzeugende Urſache alles deſſen, was iſt, den ſittlichen Menſchen aber in die weiten und lebendigen Güter geſetzt, wo ihre Weisheit und Gerechtigkeit ſproſſen, ſo war die Abſicht, ganz ohne Zweifel, daß er ſie bearbeiten und den Ertrag davon abliefern ſollte, nicht aber um ſie zu ſeinem Vortheil zu entäußern, weil jene ewige Urſache der einzige nothwendige Eigenthümer derſelben iſt, und ſonſt zwei Herren dageweſen wären. Das Gleiche findet ſich abbildlich noch jetzt in unſrem Verfahren mit unſren irdiſchen Gütern, wir nehmen Arbeiter an, Tagelöhner, deren Zeit und Schweiß wir bezahlen, denen wir aber weder unſre Aernten noch unſer Grundeigenthum übertragen. In dieſen beiden Beiſpielen gilt ein und daſſelbe Geſetz, obwohl der Gegenſtand ſehr verſchieden iſt, und dies Geſetz heißt, für den Arbeiter, Mühe, Arbeit und Lohn; Aernte und Ruhm für den Eigenthümer und Herrn.

Das wahre Eigenthum, welches der Menſch in dieſem alten Stande gehabt haben würde, wäre ſein eignes Daſein als Geiſt-Menſch geweſen, dem nichts, nach Gott, an Werthe gleichkommt: wären ſeine Gaben, ſeine Einſichten, ſeine Vermögen geweſen, und der Befehl, den er empfangen haben würde, ſie für den und den Gegenſtand, in dieſer und dieſer Region zu gebrauchen; wie das erſte Eigenthum unſrer Taglöhner ihr Körper iſt, ihre Geſchicklichkeit oder ihr Handwerk, und der Auftrag, welchen der Herr ihnen giebt; und die Vorſehung würde alle Menſchen vertheilt haben, nach ihren beſondern Fähigkeiten, in den verſchiedenen Regionen ihres Beſitzthums, wie wir auf unſere Ländereien des unſrigen die verſchiedenen Arbeiter zu den ihnen angemeſſenen Arten des Anbaues verwenden.

Als wir in Folge der augenſcheinlichen Veränderung, die der Menſch wegen ſchlechter Beſorgung ſeines auferlegten Amtes erlitten hat, in den Zuſtand verſetzt worden, in welchem wir uns auf dieſer Erde finden, hat uns daſſelbe Geſetz hieher begleitet; denn die Erde iſt wie der ausgepreßte Rückſtand jener alten und ſaftreichen Vegetationen; und unabhängig von unſeren materiellen Aernten, iſt auch noch etwas für die Weisheit und für die Gerechtigkeit daraus zu ziehen. Um an dieſem Herausziehen zu arbeiten, dafür hätten, ſeit dem Falle, die Menſchen nun noch immer nach ihren Gaben und Fähigkeiten auf dieſer Erde vertheilt ſein ſollen, wie die Vorſehung ſie ehmals auf der urſprünglichen Erde vertheilt haben würde; denn die Art des Eigenthums iſt nicht verändert, ſie iſt nur herabgeſtiegen: alſo wäre den Arbeitern gleicherweiſe der Ruf des Herrn nöthig geweſen

um an ſeinem Gute beſchäftigt zu werden, und ſie hätten gleicherweiſe ihr Tagwerk zu leiſten gehabt, bevor ſie ihren Lohn hätten verlangen können.

Aber der Menſch that das zweitemal wie das erſte; er begehrte der Arbeit keineswegs, und hätte allerdings gern des Lohnes begehrt; er machte ſich zum Herrn der politiſchen und geiſtigen Güter, deren Verwalter er nur geweſen, und nachdem er in dieſer Art von Eigenthum, welche wir ſittliches und göttliches Eigenthum nennen können, ſich alſo betragen, hat er ebendaſſelbe in Betreff des Erdeneigenthums gethan, welches mit jenem verbunden und dem Gange deſſelben zu folgen genöthigt war, ſeitdem wir ſelbſt der Verbindung der beiden Grundſtoffe unterworfen worden: denn wer nicht arbeitet, iſt nicht werth zu leben; und hier ſieht man, welches der Irrthum und die Ungerechtigkeit desjenigen wäre, der nach unſern Grundſätzen auf die irdiſchen Beſitzthümer der Andern Anſprüche zu haben wähnte, während im Gegentheil er ſich fragen ſollte, ob er deren ganz ausgemachte auf ſeine eigenen hat, und ob ſie ihm wirklich durch ſeine Tugenden oder durch die Tugenden ſeiner Vorfahren erworben ſind, da nicht zu läugnen iſt, daß hierin unſre von den Menſchen gemachten Beſitzrechte ſich ohne Unterſchied mit der Lüge und mit der Wahrheit tragen.

In dem Mißbrauche dieſer wirkenden und tugendlichen Quellen des Eigenthums würde folglich der einſichtbegierige Menſch auch den genügenden Aufſchluß über den erſten Urſprung jeglicher Armuth zu ſuchen haben, und jener Art von Scham, welche der Mangel der Glücksgüter, wie der Mangel der Einſichten

und des Anſehns nach ſich ziehen; denn je mehr der Gedanke des Menſchen ſich von der Abſicht des Eigenthümers entfernte, und deſſen Rechte ſich anmaßen wollte, deſtomehr mußte dieſer Eigenthümer ſie als die ſeinigen zurücknehmen, und ihn ſeine Ungerechtigkeit und ſein Unvermögen fühlen laſſen, bis die Weisheit ihn endlich ſich ſelbſt und den Unordnungen überlieferte, die aus ſeiner eignen Finſterniß entſtehn mußten!

Nun dieſe Unordnungen und dieſe Finſterniß ſich mehr und mehr anhäufen, ſowohl in Betreff des göttlichen und politiſchen Eigenthums, als in Betreff des Erdeneigenthums, das ſich jetzt ſo fern von ſeiner Beſtimmung findet, darf es wohl nicht zu verwundern ſein, daß die Staatslehrer, wenn ſie jetzt das eine wie das andre zu ſeiner rechtmäßigen und urſprünglichen Grundlage zurückführen wollen, in einiger Ungewißheit herumtaſten.

Könnte es ſich anders damit verhalten, mein Freund, da bei aller Wunderlichkeit des Ausdrucks, den ich gebrauchen werde, doch nicht weniger wahr iſt, daß ſeit allen dieſen Stufen der Veränderung, durch die wir gegangen ſind, das erſte Eigenthum des jetzigen Menſchen ſeine Dürftigkeit iſt? Ja, dieſe Dürftigkeit iſt es, die ihn jetzt drängt ſeine Fähigkeiten zu entwickeln, und Arbeit bei dem Herrn zu ſuchen; um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, und die Wiedereinſetzung in ſein wahres Eigenthum zu erlangen: ſtatt daß nach dem anfänglichen Plane ihn ein andrer Trieb geleitet, und er keinen Mangel zu fürchten gehabt hätte.

Außer dem Schlüſſel der Beſitzthümer würde in dem erhabenen Plane, von dem ich dir rede, auch der

Schlüſſel jenes wahnvollen Stolzes zu finden ſein, welchen die Menſchen an den Glanz und das Alter ihrer Namen knüpfen. Denn nach dieſem Plane hätten die Menſchen, vertheilt und beſchäftigt nach ihren Fähigkeiten auf den Gütern der oberſten Gerechtigkeit, auch ihre Namen ſämmtlich nach den Fähigkeiten und nach den Regionen empfangen, in welchen ihr Beruf ſie beſchäftigt haben würde, wovon wir in dem bürgerlichen Leben der Völker noch einige Nachbildung erblicken. Aber mit dieſem Anbau und ſeinen Ergebniſſen hätte es ſich wie mit unſeren Gewächſen verhalten, die auf jeder Stufe ihrer Bildung mehr und mehr ihre Wirkſamkeit entwickeln, und deren letzte Ergebniſſe, welches die Früchte ſind, alle früheren übertreffen Die Namen der von der Weisheit zum Anbau ihrer Güter berufenen Menſchen würden demſelben Geſetze des Fortſchreitens gefolgt ſein, und die neuen Namen folglich einen deſto größeren Werth gehabt haben, als ihre Bedeutung höhere Aemter bezeichnet hätte.

Allein der Menſch, der alle dieſe Wahrheiten aus dem Geſicht verloren, der Menſch, welcher ſtets nur das Außenbild der Dinge, und dieſes ſtets verkehrt ergreift, hat die Stelle dieſer belebenden Thätigkeiten durch unfruchtbare Verrichtungen, und die Stelle der mit jenen verknüpften Namen durch ſelbſtgemachte ausgefüllt, die er bequemer gefunden nach ihrem Alter zu würdigen, als nach einem innern Werthe, den ſie nicht haben, und er hat die neuen Namen herabgeſetzt, während nach der wahren Ordnung dieſe neuen Namen einen Preis hätten haben müſſen, deſſen die älteſten Namen nicht theilhaft geweſen wären.

Man würde ferner hier die urſprüngliche Wurzel nicht bloß all' jener abbildlichen Würden, ſondern auch all' jener kindiſchen Zierrathen, und ſelbſt jener geringfügigen Wappen finden können, denen wir gezwungen ſind, wenn wir nachdenken, urſprünglich einen andern Sinn, als den der bloßen Meinung, anzuerkennen.

Denn wenn unſre blinde Nichtigkeit es iſt, welche uns auf dieſe Zeichen in ihrem jetzigen Zuſtande einen ſo hohen Werth legen läßt, ſo iſt es die Unwiſſenheit, welche uns hindert, durch ihre Umhüllung hindurch den Quell zu ſehn, woher ſie ſich ableiten, und es iſt aus Uebereilung, daß wir ſie philoſophiſcherweiſe unter die Spielereien unſrer Kinderjahre verwerfen: ſie haben zwar auf uns dieſelbe Wirkung, nämlich die, uns zu zerſtreuen; aber die Art und Weiſe iſt nicht dieſelbe; ſie beſchäftigen uns mehr, als ſie uns vergnügen; die Spielereien des Kindes vergnügen daſſelbe mehr, als ſie es beſchäftigen; zuerſt nur aus Entbehrung hängt es ſich daran, und nicht aus Meinung, und in ſeinem Spiele iſt es aufrichtig und wahr mit aller Welt: uns aber, uns zieht der Stolz zu unſrem Spielwerke hin, das falſche Glück, durch dieſe Auszeichnung in der Meinung von unſeres Gleichen Andere, als ſie ſelbſt ſind, zu ſcheinen; und die Unredlichkeit leitet unſer Treiben, da wir verlangen, daß ſie vor unſrem Spielwerke ſich niederbeugen und daſſelbe in einem Preiſe ſchätzen ſollen, von dem wir ſelbſt wohl wiſſen, daß es ihn nicht beſitzt.

In dem Plane, den ich nach meinen ſchwachen Mitteln dir in flüchtigen Umriſſen andeutete, wären alle dieſe Zeichen wahrhaft ehrenvoll geweſen, denn ſie wären lebendig geweſen, und hätten folglich ohne Zweideutigkeit

den Antheil bezeichnet, den der Einzelne an dem Werke gehabt, die Vortheile, die er dadurch dem Reiche des Lebens verſchafft, und ſelbſt den Stoff, auf den er ſeine Fähigkeit verwendet, das heißt, den er belebt und wiedergeboren hätte: lauter Dinge, von welchen die Menſchen, in ihrem Reiche des Todes, uns noch ungeſtalte Spuren darbieten, indem alle ihre Anſtrengung dahin geht, daß all' ihr Uebereinkömmliches in dieſer Art wirklich bezeichnend erſcheine.

Man würde auch den Schlüſſel jenes Lehnweſens, das in der Hand der Menſchen jetzt ſo mißbräuchlich und ſeltſam geworden, dort finden können, weil dort jeder ſeine Art von Gülten zu bezahlen gehabt hätte, nicht an Menſchen, ſondern an die ewige Oberlehnbarkeit, nach Verhältniß der Gaben und des Theils von weſentlichen Gut, die ihm zum Genuſſe von ihr übertragen worden wären; und wenn alles dieſes Wahrheit iſt, wie ich es gern glaube, ſo kann man den Vorſchritt nie genug preiſen, den Frankreich dadurch gethan, daß es die leeren Scheinbilder davon abgeſchafft hat.

Und endlich würde man, aus dieſer Quelle ſchöpfend, gewiß nicht verfehlt haben auch den Schlüſſel jener mannigfachen hieroglyphiſchen Zeichen zu finden, die auf den Denkmälern der verſchiedenen Völker erhalten ſind, und die Verzweiflung der Gelehrten machen; aber dieſe Gegenſtände würden uns allzu weit führen.

Ich wende mich daher wieder zu den Staatsgelehrten und wiederhole dir, daß inmitten alles politiſchen Herumtaſtens, worin ſie ſich drehen, ſie meine Sache vertheidigen, denn wenn ſie die Wahrheit uns auch nicht geben, ſo möchten ſie es doch wenigſtens, und

ſuchen dieſelbe, ohne es zu wiſſen, auf die nämliche ewige poſitive Grundlage zu ſtellen, die ich dir unaufhörlich vor Augen halte.

Wirklich fühlen ſie ſelbſt im Ausſprechen der Entſcheidungen, die ihnen jenes Herumtaſten liefert, die Nothwendigkeit der Zuſtimmung und des Beiſtandes eines über den menſchlichen Willen erhabenen Willens, um ihre Anordnungen, ihre Geſetze, ihre Gewalten zu beſtätigen, das heißt, in meiner Sprache, um jene uns eingebornen Gaben, Einſichten und Vermögen zu beſtätigen, und um uns zum Gebrauche derſelben zu berechtigen: denn obwohl in dieſer Ordnung der Dinge ſie mir nur Abbilder und äußern Schein zeigen, ſo iſt doch nicht minder wahr, daß unter allen Geſetzen, die von ihnen ausgehn, unter allen Gewalten, die ſie einſetzen, unter allen Anſtalten, die ſie gründen, keine einzige iſt, welche, bevor ſie in Ausübung tritt, nicht durch eine Art von Weihe hindurchgeht.

Dieſe Geſetze, die man verkündigt, dieſe Feldherren, die an der Spitze ihrer Heere ausgerufen werden, dieſe Könige, die auf dem Schilde, wie zur Zeit unſerer alten Gallier, oder mit anderer Förmlichkeit erhoben werden; dieſe Obrigkeiten, die ſich in ihre Würden und Aemter einſetzen laſſen, gleich allen andern öffentlichen Beamten; dieſe Volksvertreter ſelbſt, welche ungeachtet der Giltigkeit ihrer Wahl ſich noch der ausdrücklichen Anerkennung ihrer Vollmachten unterwerfen müſſen; die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Geſchicklichkeiten, welche dieſelbe Bedingung jedem auferlegen, der ſie in der Geſellſchaft ausüben will, ferner feierliche Einſetzungen, Ernennungsurkunden Seligſprechungen, Weihungen der

Gebäude, kurz alle religiöſe, bürgerliche und politiſche Feiergebräuche, und ſelbſt dieſe einfachen Volksverſammlungen, wo die Menſchen ſich mehr Ehre bezeigen, als bevor ſie hereintraten, wo in der Ordnung und dem majeſtätiſchen Schweigen, die daſelbſt herrſchen, jeder ſich größer werden fühlt durch die Anweſenheit einer Macht, die nicht die ſeinige iſt, und deren Ausſprüche er mit Begierde erwartet; mit Einem Worte, alles Thun der Sterblichen bietet mir dieſe auffallende Lehre, durch welche dieſe nämlichen Sterblichen, ſelbſt während ſie umfaſſende und unzählige Fähigkeiten in ſich erkennen, doch zu geſtehen ſcheinen, daß ſie von Anfang nicht die einzigen Herren derſelben ſind, und daß, ohne ihr Wiſſen, ſie in der That allgemein nur zwei Arten der Beziehung zu dieſem über ihnen ſtehenden Urweſen haben: die eine, daß ſie vor dem Gebrauche, welchen ſie von den Gaben, Einſichten und Vermögen, die ihnen eigen ſind, machen wollen, abwarten, bis eine Hand, die höher ſteht, als ihr Willen, jenen Gebrauch beſtätiget und weiht; die andere, daß ſie jenem Urweſen die Huldigung davon darbringen, und die herrlichen Erfüllungen preiſen, wenn ſie dieſelben glücklich zu ihrem Ziele geführt haben.

Unterſuche ſorgſam und lange, was ich hier vortrage, und du wirſt erkennen, ob dies nicht der urſprüngliche Sinn all' der Einrichtungen ſei, welche die Welt erfüllen, trotz dem, daß, wenn man ſie nur nach den äußern Thatſachen beurtheilt, und ſogar auch, indem man ihnen die wenigen Vorzüge läßt, welche die Hand des Menſchen ihnen nicht rauben kann, ſie

allgemein die Beute des Ehrgeizes, der Heuchelei, der Erpreſſung und des Hochmuths ſind.

Wenn wir nun zwiſchen dieſen Mißgeſtaltungen hindurch den vollbeſtändigen und geheiligten Sinn all' dieſer entſtellten Gebräuche noch wahrnehmen können; wenn über die ganze Erde hin die Menſchen in abbildlichen Einrichtungen, und in übereinkömmlichen und falſchen Dingen uns ſo die Wahrheit enthüllen, warum ſollten ſie mir nicht zugeben, daß es ihnen möglich wäre, mir davon noch ſprechendere Zeugniſſe zu bieten, wenn ſie in den Wirklichkeiten wandelten, weil in dieſen Wirklichkeiten jener Sinn noch hervorſpringender ſein müßte, als in den Lügen und dem Schein, indem er daſelbſt, als in ſeinem natürlichen Elemente befindlich, nur um ſo unmittelbarer und lebendiger ſein müßte? Eine Bemerkung, die für ſich allein ſchon mehr zu Gunſten all' meiner Grundſätze ſtreitet, als es alle politiſchen und philoſophiſchen Bücher vermöchten, und die mir den Menſchen einem oberſten Geſetz unterthan zeigt, nicht nur in allen ſeinen geſellſchaftlichen und politiſchen, bürgerlichen und natürlichen Handlungen, ſondern ſelbſt in allen ſeinen eigenſten, beſonderen und perſönlichen Handlungen: die endlich, wenn er in der Ordnung ſein will, mir ihn in allen ſeinen Gedanken, in all' ſeinem Wollen und bis in ſeinen geringſten Bewegungen nothwendig dieſer allgemeinen Weihe und dieſer allgemeinen Huldigung unterworfen zeigt, welche die allgemeine Oberherrlichkeit der allgemeinen Vorſehung darthun.

Ich brauche dich nicht aufmerkſam zu machen, daß ſelbſt in unſrem Zuſtande des Mangels und der Prüfung dem Glücke des Menſchen gewiß nichts gefehlt

haben würde, wenn er in gerader Ordnung, und nicht in verkehrter, wie er täglich thut, dieſe Wege, Pfade und Gebräuche befolgt hätte, in deren Grunde wir eigentlich eine ſo tiefe Bedeutung entdeckt haben. Die Verderbniſſe würden nur theilweiſe geweſen ſein, und die Wiederherſtellungen nur allgemein, und ſtets im Zunehmen.

Die natürliche Geſellſchaft würde unter den Menſchen keinen Herrn anerkannt haben, und doch würden alle ihre Mitglieder durch die unveräußerlichen Rechte ihrer freien und tugendhaften Natur eben ſo viele Herren geweſen ſein; auch würden ſie ſtets zur Wirkſamkeit bereit geweſen ſein, welche die wahre Eigenſchaft der natürlichen Geſellſchaft iſt.

Die bürgerliche Geſellſchaft würde Verwalter gehabt haben, aber keine andern Herren als die Gerechtigkeit, weil es nur nöthig geweſen wäre, die Grundſätze derſelben zurückzurufen und darzuſtellen, und weil es keiner Herren bedarf, wenn es nur auf Rath und Ueberlegung ankommt, indem ja gewöhnlich die Weiſe des Herrn mehr darin beſteht, daß er will und gebietet, als daß er Berathung hält.

Die politiſche Geſellſchaft endlich würde Führer und Häupter von wirkſamem Anſehn gehabt haben, weil ſonſt der ganze Zweck der politiſchen Ordnung verfehlt geweſen wäre. Allein wenn auch dieſe politiſche Geſellſchaft Führer und Häupter gehabt hätte, ſie hätte darum noch nicht Herren gehabt, da ſie im Gegentheil nach innen wie nach außen ihr nur Vertheidiger und Beſchützer gegen die Ungerechtigkeiten und Unordnungen geweſen ſein würden; aber um ſo furchtbarere

Vertheidiger, als der Uebelthäter ſich weder ihrer Aufſicht hätte entziehen können, noch der Strafe; lauter Folgerungen, die aus den weiter oben dargelegten Grundſätzen über die wahren Rechte des Menſchen ſich ergeben, dieſe Rechte, die ich dir als die weſentlichen Stoffe der feſten Begründung der menſchlichen Geſellſchaft gezeigt habe, als die natürlichen Beſtandtheile unſres Seins, und die man uns nicht verſagen darf, wenigſtens als Vermögen, wenn auch nicht als That, ohne ſie auch der Vorſehung zu verſagen, da wir ſonſt uns nicht mehr ihre Ebenbilder nennen, noch uns verſprechen könnten, ſie vollſtändig auf der Erde zu vertreten.

Und im voraus kannſt du hier den Begriff des Wortes Vertreter bilden. Jedes damit bekleidete Weſen bietet ſich unſerem Geiſte ſogleich als der Wiederſchein einer Macht dar, die über ihm ſteht, eines Vorbildes, dem es ſuchen muß nach beſten Kräften für den höheren geſellſchaftlichen Vortheil nachzuahmen, aber worauf er nie laſten noch Herrſchaft üben kann: denn ſobald der Vertreter auf ſeinen Vertreter laſtet, iſt zu vermuthen, daß die Eigenſchaft, die er empfängt oder nimmt, nur ein Mißbrauch des Wortes iſt, da unmöglich iſt, daß der oder diejenigen, welche ihn beauftragt haben ſie zu vertreten, Urgrund zugleich und Gegenſtand der Wirkſamkeit ſein könnten, deren Bewahrer er nun wird, und daß ſie den Willen haben konnten ihm Rechte zu geben, die ihnen ſchädlich werden dürften; und folglich iſt er weit entfernt, den Geſellſchaftverein zu der Summe von Glück zurückführen zu können, zu welchem trotz unſrer Herabwürdigung unſre Natur uns noch erlaubte zu gelangen.

Aber wie ich dir ſchon geſagt, wie ſollten die Menſchen einige Kunde von dieſem glücklichen Zuſtand bewahren? wie ſollten ſie ihn nicht für bloß einbilderiſch halten, da ſie alle die Wege und alle die Pfade, die ſie dahin leiten konnten, in entgegengeſetzter Richtung gegangen ſind? Sie haben in der geſellſchaftlichen und politiſchen Linie daſſelbe gethan, was die Prieſter in der religiöſen Linie gethan haben; ſie haben die geſellſchaftliche Ordnung mit der Herrſchaft ihrer eignen Begierde verwirrt; den rechtmäßigen und wohlthätigen Vorſtand mit der Stärke oder dem Schrecken; die äußerliche Ueberlegenheit mit den wahren Rechten des Menſchen: da ſie nicht gehörig vorbereitet waren, als ſie ſich zu den verſchiedenen Stufen der geſellſchaftlichen Klaſſe erhoben, das heißt, da ſie den Schlüſſel ihres Weſens weder geſucht noch entdeckt hatten, ſo haben ſie ihre eigne ungeſtalte und mißgeordnete Wirkſamkeit derjenigen untergeſchoben, die ſie dort erwartete, um ihnen ihre Weihe zu geben und ſie zu leiten, und ſie haben ſelber alle Hülfe entfernt, deren ſie zur Sicherung ihrer Schritte bedürftig waren.

Was mußte alsdann aus dem urſprünglichen und geheiligten Zwecke des menſchlichen Geſellſchaftsvereins werden, welcher die Menſchen nur vereinigt hatte, um ſie ſtufenweiſe, und auf ſanften Wegen, zu jenen Erkenntniſſen und zu jenem entzückenden Daſein zurückzuleiten, das unſer irdiſcher Aufenthalt uns jeden Tag bis auf die Erinnerung entführt? Was mußte, ſage ich, aus dem urſprünglichen Zweck unſrer Geſellſchaftsvereine werden, für den alle Einzelnen, welche jene bilden halfen, unaufhörlich hätten ſich ſelbſt vergeſſen ſollen, wenn ſie

den Planen der Vorſehung hätten förderlich ſein wollen, der dieſe Vereine aus keiner andern Urſache ſo theuer geweſen wären, als weil ſie ſelbſt das Ziel und der Menſch der Gegenſtand davon war?

Die Thatſachen werden uns nur zu ſehr antworten: in der Hand des alſo verderbten Menſchen iſt der Gang der natürlichen Geſellſchaft zerſtörend für die Natur geworden, weil der Menſch bloß geſucht hat ſich darin der Weisheit und der Tugend zu entſchlagen; der Gang der bürgerlichen Geſellſchaft iſt zerſtörend für die Gerechtigkeit geworden, weil er bloß geſucht hat darin den Geiſt des Geſetzes zu entbehren, welches das Wohl von Allen iſt; der Gang der politiſchen Geſellſchaft endlich iſt zerſtörend für die Grundlage ſelbſt geworden, oder, mit Einem Worte, für die Vorſehung, weil er bloß geſucht hat darin dieſer einzigen Urquelle der wahren Kraft und der Wirkſamkeit aller wahren Macht zu entbehren. Wenn man die Menſchen den ehrwürdigen Zweck der verſchiedenen Geſellſchaftsvereine ſo wenig erfüllen ſieht, iſt es dann zu verwundern, daß ſie ſo unſicher, ſo blind, ſo grauſam, ſo ungerecht gegen einander ſind, ſtatt dieſer erhabenen Entwickelungen und all' der Glückſeligkeit zu genießen, mit welcher ihr geſelliger Verein ihr Daſein hätte verſchönern können?

Doch, mein Freund, eben in dieſem Zuſtande der Unſicherheit und Finſterniß iſt es, in dieſer weiten Ferne vonder Erfüllung des heiligen Zweckes der menſchlichen Vereinigung, in dieſer noch weiteren Ferne von dem Verlangen nach deſſen Kenntniß iſt es, daß die Menſchen ſich bemühn und ereifern, ſich einander beſtreiten und zerreißen, um zu entſcheiden, welches die Geſtalt

und die Art ſei, welche dieſer Verein haben müſſe. Wie ſollten ſie doch gerechter und hellſehender in dieſem Stücke ſein, als in der Grundſache des Vereines ſelbſt? Denn es iſt Zeit, dir eine Wahrheit zu ſagen, welche dir nicht mehr neu wird ſcheinen dürfen; nämlich, daß die Regierung nur der äußere Theil des geſellſchaftlichen Körpers iſt, während der Verein ſelbſt in ſeinem Gegenſtand und in ſeinen verſchiedenen Eigenheiten betrachtet der Kern davon iſt: daß, welcherlei Geſtalt die Völker auch für ihre Regierung anwenden, der Grund ihres Vereins immer derſelbe bleiben und denſelben Geſichtspunkt behalten muß, nämlich den der Aufrechthaltung der natürlichen Geſellſchaft, der bürgerlichen Geſellſchaft und der politiſchen Geſellſchaft, jede geſtützt auf ihre Grundlagen, die Weisheit, die Gerechtigkeit und die Macht.

Sehe ich nun die Staatsgelehrten ſich in dieſer Art über die Geſtalt des Geſellſchaftsvereins quälen, während ſie über den Grund ſelbſt ſo wenig vorgeſchritten ſind, ſo glaub' ich Leute zu ſehn, die ſich bei einem Leichnam über die Art und Farbe der Kleider ſtreiten, in welchen ſie ihn zu Grabe tragen wollen; oder ich glaube Baumeiſter zu ſehn, die eine Feſtung auf den Meeresfluthen errichten wollen, und über den beſten Entwurf dazu in Zwietracht ſind. Staatsgelehrte! Staatsgelehrte! wenn ſelbſt euch gelungen wäre, eure gebrechlichen Meinungen durchzuſetzen; noch mehr, wenn ſelbſt durch was irgend für ein Mittel euch gelungen wäre, eine äußere Ruhe unter den Völkern zu begründen, und für all' ihre Gefühls-Bedürfniſſe zu ſorgen, ſo hättet ihr zwar viel gethan, aber ihr hättet das Werk doch kaum

begonnen, und beſonders hättet ihr noch keineswegs die Frage über die Regierungen entſchieden.

Wenn dieſe Regierung nur die äußere Geſtalt des Geſellſchaftskörpers iſt, und wenn der Verein, in ſeinem ſittlichen Zwecke betrachtet, der Kern und der Grund davon iſt, ſo müßte man von der Natur ſelber dieſes Vereins das Muſterbild ſeiner Geſtalt erwarten, ſo wie die Geſtalt eines Baumes ſich weſentlich von der Natur ſeines Keimes herleitet. So dürfte man auch nicht darüber erſtaunt ſein, die Regierung nach Alter und Bedürfniß des Geſellſchaftsvereins wechſeln zu ſehn, wie wir ja auch den Menſchen als Erwachſenen anders gekleidet finden, als in ſeiner Kindheit.

Und es wäre ſicher eine der ſchönen Forſchungen des menſchlichen Geiſtes, mit dieſem Kompaß das Meer der Jahrhunderte zu durchſchiffen, und daſelbſt zu beobachten, wie in allen menſchlichen Vereinen, in den natürlichen, bürgerlichen und politiſchen, die Geſtalt der Regierung immer durch das Sittliche des Geſellſchaftskörpers gleichſam fortgeriſſen worden; ein Sittliches, das aber in jedem Falle tiefer unterſucht werden müßte, als dies von Staatsgelehrten geſchehen iſt, welche dieſe Mine anzubrechen verſucht haben: denn ſie ſind nicht durch die Schichte des äußern Sittlichen durchgedrungen, welches faſt nichts lehrt, da es gleichſam in Staub verwandelt und von derſelben Dünne bei allen Völkern iſt.

Aber ich könnte in dieſer anziehenden Forſchung mit den Staatsgelehrten nur inſofern gemeinſchaftlich fortſchreiten, als wir gegenſeitig über unſre Grundlagen übereingekommen wären, und ich weiß ſehr wohl, wie

ſchwer diejenigen, die ich ihnen darbiete, ihre Billigung erlangen werden: aus demſelben Grunde darf ich ihnen noch viel weniger in ihre Streitverhandlungen über die beſte Geſtalt der Regierung nachfolgen, ſo lange die Grundſätze, welche ich über den Zweck und die Art des menſchlichen Geſellſchaftsvereins auseinandergeſetzt habe, nicht nach höchſter Anſchauung von ihnen ermeſſen ſind. Nur, wie ſie, eine neue Meinung zu den ſchon beſtrittenen über dieſen Gegenſtand hinzuzufügen, ohne ihnen zur Unterſuchung Zeit zu geben, ob ich ſie wirklich auf unerſchütterlichen Boden gegründet, auf welchen alle Meinungen genöthigt wären zuſammenzukommen, das hieße nur ein Schwert mehr in die Berathung werfen, und die Unordnung des Gefechtes vermehren, ohne irgend etwas für die Wahrheit zu thun. Uebrigens fordert der politiſche Aufſchwung, in welchem wir uns befinden, jetzt vielmehr das Zuſammenwirken des Antriebs und der Kraft der Bürger, als den Zoll ihres ruhigen Denkforſchens; und wie wahr auch das meinige ſein möchte, ſo würde es doch hier durch weitere Ausdehnung an ungehöriger Stelle erſcheinen.

Auch beſchränkte ich mich, dir die heiligen und unſterblichen Wurzeln darzuthun, auf denen allein, dünkt mich, in ſeinem Urſprunge der geſellſchaftliche Baum beruhen ſollte, damit der Verſtand und das Herz des Menſchen daſelbſt eine Nahrung finden könnte, die Feſtigkeit hätte; und ſtatt Feuer und Schwert hier verſuchen zu wollen, begnüge ich mich das Feld der Staatsgelehrten zu verlaſſen, da ich insbeſondere ſo viele Proben habe, daß ihre Lehre mich nicht bis zum Ziele führen würde.

Wirklich würden ſie mir nur ungenügende Nahrung geben, wenn ſie mich lehrten, wie ſie es thun, daß die Regierungsformen ſich in demokratiſche, in ariſtokratiſche und in monarchiſche eintheilen, wie ſie den Geſellſchaftsverein in drei Ordnungen, in die natürliche, bürgerliche und politiſche, eingetheilt haben: daß die demokratiſche Regierungsform für das Gemeinweſen die vortheilhafteſte ſei, obwohl ſie in dem Fall ſei, durch ihre Bewegungen eine größere Anzahl von Einzelnen zu drücken; daß die monarchiſche Regierungsform, indem ſie Einige begünſtige, dem Gemeinweſen am meiſten entgegen ſei, weil nur zu viele Beiſpiele zeigen, daß ſie die ganze Nation in den Monarchen und ſeine Begünſtigten zuſammenziehe, und alle Uebrigen gleichſam in unthätiger Lähmung laſſe; daß die ariſtokratiſche Regierungsform mehr oder weniger dieſe Vortheile und dieſe Nachtheile vereinige, je nachdem ſie der monarchiſchen oder der demokratiſchen näher liege.

Sie würden mir nur ungenügende Nahrung geben, wenn ſie mir ſagten, daß die wahre Eigenheit der Demokratie in der Thätigkeit aller Mitglieder des Freiſtaats beſtehe, indem jeder perſönlich zum Beſten des Gemeinweſens beiträgt; daß die Eigenheit der Ariſtokratie darin liege, daß die Verwalter des Staats weniger durch Machtanſehn, als durch Berathung und Gerechtigkeit herrſchen, indem ſie das Geſetz befolgen laſſen, da anzunehmen iſt, daß ſie dieſes Geſetz nicht ſelbſt geben, ſondern nur es zu erhalten berufen ſind; daß die Eigenheit der Monarchie ſei, mit Gewalt auf die Nation zu laſten, um ihr die Bewegung und das Schrecken mitzutheilen, und mehr durch die Macht als durch das Geſetz zu

herrſchen, wodurch für die ehrſüchtigen Menſchen dieſe Form ſo vielen Reiz erhält, indem ſie es ſo angenehm finden, über die andern Menſchen zu herrſchen, ohne ſich ſelbſt beherrſchen zu müſſen.

Sie würden mir auch nur ungenügende Nahrung geben, wenn ſie, mit ihrer Beredſamkeit die Regierungen darſtellend wie ſie ſind, ſtatt ſie darzuſtellen wie ſie ſein ſollten, nur zeigen möchten, wie der geſellſchaftliche Körper leidend wird, nach Maßgabe daß die menſchliche Macht ihr Joch über ihm erhebt; wie das Glück des Menſchen und das menſchliche Machtanſehn zwei Reihenfolgen bilden, die ſich durchkreuzen und in umgekehrtem Verhältniß fortſchreiten; und wie es durch dieſe bejammernswerthe Umkehrung kommt, daß der Geſellſchaftsverein das äußerſte Mißgeſchick nur erreicht, wenn er die äußerſte Unterwürfigkeit erreicht, und wiederum nur zu der äußerſten Unterwürfigkeit gelangt, wenn er zu dem äußerſten Mißgeſchicke gelangt.

Warum geben ſie mir nur ungenügende Nahrung durch alle dieſe Wahrheiten, von welchen die einen ſo mittelmäßig belehrend, und die andern ſo niederſchlagend ſind? Darum, weil ſie den übrigen Wahrheiten fremd bleiben, welche weſentlicher und troſtreicher ſein würden, und die allein für Alles Hülfe und für jede Frage Antwort brächten; weil ſie mir da nur von menſchlichen Demokratien reden, von menſchlichen Monarchien, von menſchlichen Ariſtokratien, und weil ſie, aus dem, was bloß menſchlich iſt, nicht herausgehend, den Menſchen nur von Abgrund zu Abgrund führen; weil bei einem ſolchen Weſen, wie der Menſch, der allein die Vorſtellung des Unglücks auf der Erde hat, es hundertmal beſſer iſt,

ihm ſeine Uebel, wenn ſie unheilbar ſind, zu verbergen, als ſie ſeiner Erkenntniß zu enthüllen. Iſt es nicht genug für ihn, daß er leidet, und muß man zu ſeinen Schmerzen noch die Verzweiflung hinzufügen? Was würdeſt du von einem Wundarzte ſagen, der alle deine Glieder aufritzte, um dir den Brand derſelben darzuthun, und der ſodann, ſtatt wiederherſtellende Säfte in deine Adern zu flößen, dich verließe, um ſchöne Abhandlungen darüber aufzuſetzen, wie die Haut rein und glatt zu erhalten ſei?

Gleichwohl iſt es gerade dies, was die Staatsgelehrten aller Länder gethan haben; ſie haben ſich nur bemüht, unſre geſellſchaftlichen Wunden aufzudecken, und ſodann, ſtatt das Leben bis in die Wurzeln des menſchſchlichen Geſellſchaftsvereins einzuſtrömen, wie ich dazu durch dieſe lebendigen Grundſätze, die ich dir darlege, beizutragen ſtrebe, haben ſie ihre Blicke auf die Außenfläche des Kranken beſchränkt.

Sie haben nicht einmal geſehn, daß in allen politiſchen Körpern ſich eine geheime Miſchung der Grundſtoffe der drei Arten von Regierungsform befindet, wie wir deren eine offenbare der Grundſtoffe der drei Arten von menſchlichen Geſellſchaftsvereinen verkündigt haben. Der Grund dieſer Miſchung würde jedoch genug bemerkbar werden, wenn man bedächte, daß überall wo Menſchen in Geſellſchaft vereinigt ſind — aber nicht zerſtreute und entartete Horden, die nicht in Betracht kommen, da ſie als Ganzes weder die Tugenden der natürlichen Geſellſchaft, noch die Einſichten der bürgerlichen Geſellſchaft, noch die Stärke der politiſchen Geſellſchaft darbieten; daß überall, ſage ich, wo Menſchen zu einem

Volkskörper vereinigt ſind, Handeln, Berathen und Befehlen nöthig iſt; daß man wirklich daſelbſt handelt, berathet und befiehlt, einerlei auf welche Art und unter welcher Benennung, und daß dieſes die drei Eigenheiten ſind, welche die drei Regierungsformen unterſcheiden.

Allerdings vermehrt dieſe Miſchung noch die Schwierigkeiten, welche die Staatsgelehrten in ihren Forſchungen erfahren; ſie wollen theilen, was verbunden iſt, ſie möchten zu einer Regierungsform gelangen, die völlig vereinzelt und ohne eine Mitwirkung der beiden andern beſtünde, indeß die ſtrengſte Unterſuchung ſie immer beiſammen zeigen wird, obwohl überall eine von ihnen abwechſelnd vorherrſcht: während ſie nun dergeſtalt in unfruchtbaren Forſchungen über den untergeordneten Gegenſtand, der nur die erhaltende Hülle der Frucht iſt, ſich erſchöpfen, verlieren ſie den uranfänglichen und weſentlichen Gegenſtand, den Anbau der Güter der ewigen Gerechtigkeit und die Veredlung des geſellſchaftlichen Körpers, ganz aus den Augen, und theilen dieſe unordentliche Bewegung allen Gliedern deſſelben mit.

Die Vorſehung hingegen, die ohne Leidenſchaft wie ohne Unwiſſenheit iſt, legt kein ſo großes Gewicht auf dieſe Hülle, als auf die Vervollkommnung und das ſittliche Glück des Geſellſchaftsvereins, weil ſie ihren Gegenſtand nicht aus dem Geſicht verliert, und weil ſie weiß, daß durch dieſe Vervollkommnung ihr Werk vorrücken kann.

Daher, als die Hebräer, nach Samuel, ihre Volksregierung mit der monarchiſchen Regierungsform vertauſchen wollten, fing die Vorſehung damit an, ihnen alle Nachtheile, die ihre üble Wahl mit ſich führen würde,

vorſtellen zu laſſen, und ſie gab ihnen zwar zuletzt einen König, als ſie dieſelben auf dem Vorſatze beharren ſah, aber ſie vergaß darum nicht den heiligen Zweck des Vereines ſelbſt. Sie empfahl ihnen die Befolgung der Geſetze, in denen ſie nicht aufgehört hatte ſie zu unterrichten und verſprach ihnen, daß, wenn ſie nicht alle Begünſtigungen, womit ſie überhäuft worden, vernachläſſigten, ſie und ihr König bewahrt bleiben ſollen, lauter Dinge, die ſie ihnen unter Moſes zum voraus verkündigt hatte; ſiehe das 17. Kap. des 5. Buchs.

Daher, als die Vorſehung durch ihren Propheten Samuel die Hebräer ermahnte, ihre Volksregierung zu behalten, that ſie dies nur, um dieſelben näher zu ſich zu ziehen; ſie that es, um ihr eigenes Reich ohne Vermittlung eines Herrſchers über ſie zu begründen, aber nicht um ſie ſich ſelber preiszugeben, und ſie zu aller Unordnung einer bloßen menſchlichen Volksregierung herabſteigen zu laſſen, wie ſo viele Leute ſo leichthin aus der berühmten Stelle Samuel's gefolgert, die Jean-Jacques in einer der glücklichſten Bewegungen, die er je empfunden, angeführt hat; ein Mißgriff, der doch wohl nicht würde Statt gefunden haben, wenn dieſer große Schriftſteller noch ein Wort mehr geſagt, oder ſeine Leſer eine Zerſtreuung weniger gehabt hätten.

Denn als vor der Herrſchaft der Könige die Hebräer ſich von Gott entfernten, um ſich aller Unordnung der menſchlichen Volksregierung hinzugeben, und ſie dadurch die Beute ihrer Feinde wurden, ſo war es um ſie dieſer Unordnung und den aus ihr entſtehenden Uebeln zu entreißen, es war, ſag' ich, um ſie wieder zu ſich heranzuziehen, daß die Vorſehung ihnen Richter gab, die eine

Art geiſtiger Ariſtokratie bildeten, und die zum Zwecke hatten, ihnen die Geſetze der Weisheit und die Verordnungen der Wahrheit zurückzurufen.

So hat Rouſſeau, des Lobes in ſo vielem Betrachte würdig, und deſſen meiſte Schriften das Handbuch aller guten Menſchen ſein ſollten, über den Gegenſtand, von dem hier die Rede iſt, nur deßhalb ſo viele Zuſtimmung gefunden, weil man gerade das Widerſpiel ſeines Gedankens ergriffen hat. Er würde vielleicht gehöhnt worden ſein, wenn er ſeine erhabenen Grundſätze vollſtändiger dargelegt hätte, ſo mißtrauiſch hat man uns über alles gemacht, was das Reich der Vorſehung betrifft. Und wahrlich, wenn die Hoffnung, zu denſelben Ehren wie er zu gelangen, mein Antrieb geweſen wäre, die Feder zu ergreifen, und mich ſo zu zeigen, wie ich in dieſem Augenblick es thue, ſo würde ich allem Anſchein nach falſch gerechnet haben.

Ich werde deßhalb nicht minder verkünden, daß in den Augen dieſer Vorſehung der erſte Gegenſtand der Anbau ihrer ewigen Güter iſt, der Erzeuger der Wahrheit und Gerechtigkeit; daß der Lohn der Arbeiter das Glück des menſchlichen Geſellſchaftsvereins ſein würde, ausſchließlich gegründet auf ihre göttliche und unmittelbare Aufſicht; daß die Form der Regierungen nur der zweite, untergeordnete Gegenſtand iſt; daß, welches auch die Form dieſer Regierungen ſei, die Vorſehung ſie nur ſofern gedeihen laſſen kann, als ihre Weisheit und ihre unwandelbare Vernunft ſie belebend durchdringt; als ſie, mit Einem Worte — erſchrick nicht über das, was du leſen wirſt — wahrhaft dem Geiſte nach theokratiſch ſind, nicht menſchlich theokratiſch, um nicht zu ſagen hölliſch

vorſtellen zu laſſen, und ſie gab ihnen zu [illegible] Statt
König, als ſie dieſelben auf dem Vor[illegible] theokra-
aber ſie vergaß darum nicht den [illegible] mundel-
Vereines ſelbſt. Sie empfahl ihne[illegible] zeitigen Ver-
Geſetze, in denen ſie nicht aufgeh[illegible] welcher
richten und verſprach ihnen, de[illegible] ewiges Bünd-
Begünſtigungen, womit ſie üb[illegible]
läſſigten, ſie und ihr König be[illegible] dieſer Regie-
Dinge, die ſie ihnen unter[illegible] des menſch-
hatte; ſiehe das 17. Kap.[illegible] daß ihr

Daher, als die Ve[illegible] und na-
Samuel die Hebräer [illegible] derſelben im
behalten, that ſie die [illegible] machen, und
zu ziehen; ſie that [illegible] da ſie höher
mittlung eines H[illegible] mehr, denn
nicht um ſie ſi[illegible] er nicht
Unordnung ein[illegible] Form der
abſteigen zu [illegible] die
berühmten [illegible] Führer
in einer de[illegible] Herrſchaft
den, ang[illegible] Betracht
würde S[illegible] Verſammlung
ſteller n[illegible] zu beſchäf-
Zerſtre[illegible] aus der andern,
T[illegible] Von des Geſellſchaft-
ſich [illegible] der Regierung
men[illegible] ein ſollte, wie die
die[illegible]
Un[illegible] dieſe Gegenſtände,
re[illegible] der Menſchen gehn,
z[illegible] in Straßen und in ihrem

urſprünglichen Vollbeſtande betrachten! Gott iſt der einzige Fürſt und der einzige Oberherr der Weſen, und wie ich dir hier ſchon geſagt habe, er will der Einzige ſein, der über die Völker herrſcht, in allen Geſellſchaftsvereinen und in allen Regierungsformen. Die Menſchen, die ſich an der Spitze der Nationen oder der Staatsverwaltung finden, ſollten nur ſeine Stellvertreter, oder, wenn man will, ſeine Beauftragte ſein; und du haſt geſehn, daß dieſe Vorſtellung auch in ihnen ſelbſt wie in mir iſt, durch die Zuverſicht, die ſie zu ihrem Anſehn haben, und durch ihre Bemühungen, daſſelbe als ein von der Gerechtigkeit ſelbſt ausfließendes zu zeigen. Da dieſe Stellvertreter der Vorſehung, oder dieſe göttlichen Beauftragten, obſchon von Natur den andern Menſchen gleich, durch ihre Gaben und durch ihre Erkenntniſſe von dem übrigen Theil der Nation unterſchieden und ihm überlegen ſein würden, ſo wäre hier nicht ſchwer zu erkennen, woher die Menſchen, die alles mißbrauchen, ihre menſchlichen Monarchien und ihre irdiſchen Ariſtokratien entlehnt haben, und woher dieſe Ehrfurcht ſtammt, welche, wahrhaft oder gemacht, gemeiniglich jeder für die Obrigkeit hat, die über ihm ſteht.

Endlich die Nationen, durch das Mittel dieſer Stellvertreter die Erkenntniſſe und Stützen empfangend, deren ſie zur Erhaltung ihres geſellſchaftlichen Zuſtandes und für die Fortrückung des Werkes benöthigt ſind, würden davon nach ihrer Weisheit Gebrauch machen, und uns hier wirklich den wahren Zweck der demokratiſchen Regierung zeigen, der die natürliche Theokratie angehört.

Hoffen wir nicht, daß wir anderswo als hier die Einſichten finden, deren wir bedürfen, um uns über die

politiſchen Gegenſtände und über alles dasjenige aufzuklären, was ſich auf den menſchlichen Geſellſchaftsverein bezieht, unter welcher Form er auch ſich darſtellt.

Man hat uns geſagt, daß das Volk oberherrlich ſei; ich berühme mich ſo zu denken und es laut zu bekennen; aber wenn das Daſein des Menſchen nur einen einzigen Zweck hat, nämlich den Anbau der ewigen Güter der Wahrheit, ſo kann das Volk nur für dieſen ſelben Zweck und nur in dem Sinne oberherrlich ſein, in welchem wir erſehn haben, daß der Menſch ehmals hätte Eigenthümer ſein ſollen: obſchon wir alſo die Völker, nach dem urſprünglichen Plan, als oberherrlich von Rechtswegen anerkennen, ſo können wir doch nicht umhin zu ſagen, daß ſie der That nach nicht weniger als der Menſch unter ihre anfängliche Beſtimmung herabgeſtiegen ſind. Sie haben allerdings kraft der ihnen eingebornen, in ihnen wie in dem Menſchen erhaltenen und unvertilgbaren Grundlagen, das Vermögen ihre Entartung zu fühlen, und das unbeſtreitbare Recht aus ihr emporzuſtreben; aber das iſt ungefähr alles, was ſie noch haben; und es fehlt ihnen die erforderliche Klarheit, um dieſen Rechten einen ſichern Gang zu geben, und daraus immer wahrhaften Vortheil zu ziehen.

Auch beſchränkt ſich wirklich dieſe Oberherrlichkeit für die Völker darauf, das Gefühl alles ihres Elendes zu haben, die Augen auf diejenigen unter ihnen zu werfen, welche ſie für die wenigſt unfähigen halten, um ihre Befreier zu werden, dieſe durch ihre Wahlſtimmen oder durch ihre Wünſche der wohlthätigen und hellſehenden Gerechtigkeit zu bezeichnen, und abzuwarten, daß die von ihnen gewählten Perſonen bis zu deren Throne nahen

dürfen, und ihnen von dort die Schätze zurückbringen, die ihnen unerläßlich nothwendig ſind, um ihre Vorrechte wieder zu erlangen und ruhmvoll zu offenbaren.

Ohne dieſe Ordnung der Dinge würden die Völker, und diejenigen, die ſich ihrer Führung unterzögen, nur Luftbällen zu vergleichen ſein, die in die Unermeßlichkeit des Raums geſchleudert den Launen der Winde preisgegeben wären, ohne irgend einen Punkt des Widerſtandes, auf welchem das Steuer eine Richtung bewirken könnte, ohne Boden und Geſichtskreis, um ihre Bahn darnach zu ſchätzen, und ohne alle Mittel, um die Zufälle und die Schiffbrüche, die ſie jeden Augenblick bedrohten, vorherzuſehen und zu vermeiden; woraus zu ſchließen iſt, daß, wenn das vorzüglichſte jetzige Eigenthum des Menſchen, wie wir oben erkannt haben, ſeine Dürftigkeit iſt, gleicherweiſe jetzt der erſte Grad der Oberherrlichkeit der Völker ihre Ohnmacht und ihre Dienſtbarkeit iſt.

Zweifeln wir alſo nicht mehr, daß, wie groß auch dieſer Titel der Oberherrlichkeit, der ihnen rechtmäßig noch angehören kann, ſein möge, doch die Bedingungen, die er erfordert, noch unendlich größer ſeien; denn es iſt hier nicht hinreichend, von der Gerechtigkeit, von der Weisheit und von der Treue gegen das Geſetz zu ſprechen, als welche für die Völker nur Tugenden der Ausübung ſind, die ſie im Gebrauch ihrer Rechte beobachten müſſen, um deren Erhaltung zu verdienen, aber die nicht hinreichen zu deren Erwerbung.

Ich habe dir vorhin die Nationen gezeigt, wie ſie bald der Gunſt der Vorſehung, bald den Sprüchen ihrer Gerechtigkeit zum Werkzeuge dienen: ich habe dir auch von der Art Weihe geſprochen, von welcher angenommen

iſt, daß alle Geſetzgeber und alle Dienſtbeamte der Völker ſie empfangen müſſen, um ihre Beſchlüſſe und alle Verrichtungen ihres Amtes rechtmäßig zu machen; hierin iſt, wie wenig auch das, was ich ſagen werde, Glauben finden mag, die Quelle der wahren Oberherrlichkeit der Völker. Sagen wir es alſo laut, was vielleicht noch nie von den Menſchen vernommen worden: wann ſind die Völker oberherrlich im ganzen Umfange, den dieſes Wort geſtattet, und der allein ſie ſo ehrwürdig machen ſoll? Dies iſt nur dann, wenn ſie an's Werk geſtellt ſind zur Erfüllung der Beſchlüſſe der Vorſehung; dies iſt, wenn ſie hiezu ihre Weihe erhalten haben; dies iſt, wenn dadurch ſie bis zu einer Macht erhoben ſind, die über ihnen ſteht, und die ſie nicht mehr an das Gebot ihres Willens, ſondern an das Gebot des Willens der Vorſehung knüpft, als welcher ſtätiger und hellſehender denn der ihre iſt; ohne welches dieſe ehrfurchtgebietende Weihe, dieſes geheiligte Wort, vor dem das Weltall ſich niederwerfen ſollte, zu einem Worte wird ohne Werth und ohne Bedeutung.

Denn davon iſt nicht mehr die Rede, mir für die Weihe der Völker jene gegenſeitige Zuſtimmung anzugeben, jenen Handelsverkehr der Willen, den die Einzelnen unter einander zu treiben gemeint ſind, nach der Annahme der Staatsgelehrten, die niemals andere Grundſtoffe für den Bau des Geſellſchaftsvertrags zu finden gewußt, von welchem nachher alle bürgerlichen und politiſchen Handlungen der Geſellſchaft ſich ableiten ſollen; ich ſehe da nur einen Verkehr von Gleichem zu Gleichem, der aufhören kann nach dem Willen der Theilnehmer, der daher nur ein ſchwankendes Daſein hat, und der mir nur

übereinkömmliche Macht und bildliche Weihen darbieten kann.

Ich ſehe ſelbſt nicht ein, wie daraus jemals ein verbindendes Geſetz hervorgehen könnte, auf deſſen Nutzen und Früchte gerechnet werden dürfte, da jedes Geſetz ſeine Strafe mit ſich führen muß, und unter den Einzelnen, die man als Miturheber des Vertrags annimmt, wenn gleich Viele das Geſetz, doch gewiß nur ſehr Wenige die Strafe für ſich wollen; ſo daß hiedurch allein ſchon das Geſetz nur ſcheinbar wäre, und ſich im Entſtehn vernichtete, ungerechnet alle diejenigen, die durch Liſt, oder auf jede andere Weiſe, dieſe Strafen zu vermeiden wüßten, welche in der wahren Ordnung unmittelbar mit dem Geſetze zuſammenhängen muß. Ich ſehe übrigens, daß das letzte Ziel, wohin die Strafe des Geſetzes der Menſchen ſich auszubreiten vermag, das Tödten iſt, eine Strafe, die nur den Menſchen der Materie ſchreckt, und ſelten den ſittlichen Menſchen beſſert. Es würde mir größeren Eindruck machen, dieſes Geſetz, wenn es, ſtatt zu tödten, wieder auferwecken könnte, und die Schuldigen mit dem Lichte ihrer Verbrechen zu umgeben wüßte.

Laſſen wir alſo dieſe falſchen Bilder der Wahrheit beiſeit, wenn wir bis zur Wahrheit ſelbſt gelangen wollen: öffnen wir zugleich unſre Augen, unſre Herzen und unſren Geiſt dieſer heiligen Weihe, die allein allen Fragen und allen dunklen Trieben unſeres Weſens Genüge leiſten kann, weil ſie allein im Stande iſt, die Völker wahrhaft oberherrlich zu machen, indem ſie dieſelben mit einer Macht bekleidet, welche in ihnen die wirkende Kraft mit einer wahren Machtbefugniß vereinigt, und welche

dadurch die Erfüllung ihrer Sendung ſichert; weil endlich ſie allein im Stande iſt, die Gerechtigkeit auf die Erde zu bringen, und wir, geboren in der Gerechtigkeit, uns gern mit dieſem Lebensmittel ernähren, wie das Kind ſich gern von dem Nahrungsſtoffe derjenigen ernährt, die ihm das Tageslicht gegeben.

Obgleich wir von dieſen hohen Wahrheiten ſo weit entfernt ſind, mein Freund, ſo laß uns doch nicht ſo thörigt ſein, darum ihr Daſein beſtreiten zu wollen. Werfen wir unſre Blicke auf dieſen Erdball, den wir bewohnen; wir ſehen daſelbſt, daß in den verſchiedenen Himmelsſtrichen die Erzeugniſſe, welche ihnen eigen ſind, gewiſſermaßen die Weihe der Jahreszeiten und der Wärmegrade des Luftkreiſes abwarten müſſen, um die Verrichtungen auszuüben, die ſie auf dem Schauplatze der vergänglichen Dinge zu erfüllen haben; wir ſehen daſelbſt, daß die Natur, welche die Vorſehung der phyſiſchen Weſen iſt, dieſe als ſolche in Abhängigkeit hält, und daß ſie, wie eine Oberherrin, von ihrem Throne herab jedes derſelben zu ſeinem Range beruft, und jedes nach ſeinem Theile mit der Ausführung ihrer Beſchlüſſe beauftragt. Wie ſollte es alſo in der höheren Ordnung, aus welcher wir unſren Urſprung nehmen, nicht eine ähnliche Vorſehung geben, welche die Natur dieſes Reiches wäre, wie die phyſiſche Natur die Vorſehung der Erde iſt; und deren Weihe folglich den Menſchen und den Völkern noch unentbehrlicher ſein müßte, damit ſie rechtmäßig und wirkſam an der Erfüllung der Abſichten derſelben zu arbeiten vermöchten, da ſie ſich in ihren Bewegungen verirren können, und die phyſiſche Ordnung in den ihrigen ſich nicht verirren kann?

Wiederholen wir es alſo ohne Scheu, hier iſt die ausſchließliche und nothwendige Quelle, aus welcher die wahre Oberherrlichkeit der Völker fließt; eine Oberherrlichkeit, die ſodann nicht mehr willkürlich und zerbrechlich iſt, ſondern ſich auf eine lebendige ſtützt, und welche die Nationen unter die Abhängigkeit der Dinge ſtellt, wie die Staatsgelehrten ſagen, und nicht unter die Abhängigkeit des Menſchen; weil, wenn ſich ereignet, daß Völker zum Werke berufen und auf dieſe Art geweihet ſind, auf ihnen alsdann eine Macht ruhen muß, die dem Plane der höheren Hand entſpricht, von der ſie gewählt worden, und von welcher ſie nur noch die Werkzeuge ſind; und ſo berechnet dieſe Macht ſich nicht mehr nach der Weisheit der menſchlichen Rathſchläge, und nach der Stärke der Völker und der Größe ihrer Heere; denn da ſie mit der lebendigen Ordnung verbunden iſt, ſo wäre nicht zu verwundern, daß ſie durch dieſen Verein das Recht erhielte, nach ihrem Gefallen den Scharfſinn der Häupter der gewählten Völker ſo wie den Eifer und den Muth ihrer Krieger zu erhöhen, neue Entdeckungen und unerwartete Erfindungen in dem Geiſte der Menſchen entſtehen zu laſſen, und daß ſie dadurch auf der einen Seite einen ſiegreichen Widerſtand trotz allen Hinderniſſen erzeugte, und auf der andern eine hinfällige Schwäche trotz allen Hülfsmitteln.

Für diejenigen, die ihren Geiſt nicht in die engen Schranken des Naturalismus haben einzwängen laſſen, dürfte dies wohl der verborgene Schlüſſel ſein ſo vieler weltberühmten Ereigniſſe, des Umſturzes wie des Ruhmes ſo vieler Reiche, der ſo überraſchenden Niederlagen und Siege, der ſo zahlreichen Erſcheinungen, der Völkerge-

ſchichte, von welchen die Forſcher uns nur untergeordnete Löſungen geben, indem ſie dieſelben durch die Einſichten und Fähigkeiten der Sieger, ſo wie durch die Fehler und Ungeſchicklichkeiten der Beſiegten erklären, während dieſe Fehler und Ungeſchicklichkeiten, ſo gut wie jene Fähigkeiten und Einſichten, zu den ſichtbaren Mitteln gehören, deren jene Macht ſich bedient, um insgeheim ihr Ziel zu erreichen, und die gewählten Völker ihrer Oberherrlichkeit theilhaft zu machen.

Wenn Völker ihre Erwählung zu dieſer wahren Oberherrlichkeit nicht unterſtützen, oder die eines anderen Volkes aufhalten wollten, ſo könnten ſie zu ihrem Unglück es dahin bringen, nicht nur ihre erſte Weihe zu verlieren, ſondern auch an deren Stelle ſogar eine entgegengeſetzte Weihe zu empfangen, welche ſie verwirrte und zu ihrem Untergange führte. Denn es muß mehrere Arten von Weihe geben, wenn es wahr iſt, daß es mehrere Arten von Macht giebt. Welch' neuer Boden im Gebiete der Völkergeſchichte zu durchforſchen, und welch' ergiebige Ausbeute für den aufmerkſamen Beobachter, gewährte, beſonders wenn dieſer ſich genug erhöbe, um zu erkennen, daß die Geſchichte der Nationen eine Art lebendigen und beweglichen Gewebes iſt, durch welches, ohne Unterlaß, die unwiderrufliche und ewige Gerechtigkeit durchrinnt.

Wenn endlich, ohne dieſe Stufen zu erreichen, die Völker den Titel der Oberherrlichkeit anſprächen, und ihre Abſicht und Macht doch nur auf die äußere Geſtalt der Geſellſchaft und auf die materiellen und untergeordneten Einzelheiten des Staates richteten, ſo dürfte man ihnen darum jenen Titel noch nicht beſtreiten, da ſie in

dieſer Klaſſe wirklich oberherrlich wären, und darin noch immer eine ihrem Gegenſtande gemäße Weihe fänden: aber man müßte ihnen zu bemerken geben, daß ſie dieſe Gattung ſo ſehr untergeordneter Oberherrlichkeit mit Unrecht in gleichen Rang mit derjenigen ſtellen würden, welche im Großen den umfaſſenden Planen der Vorſehung angehört, da jene Oberherrlichkeit nur die des Willens des Menſchen, und täglich in Gefahr wäre, mit allen ihren Grundlagen und allen vorübergehenden Früchten derſelben, durch höhere Oberherrlichkeiten fortgeriſſen zu werden.

Uebrigens würden dieſe tiefen Unterweiſungen ſich mehr an die Häupter der Völker, als an die Völker ſelbſt richten; weil, wie ich dir ſchon geſagt habe, die Häupter die erſten Stellvertreter der Vorſehung, und die erſten Werkzeuge der Ausführung ihrer Plane ſein ſollten. Sie bilden zwar mit den Völkern, denen ſie vorſtehn, nur Einen Körper, aber ſie gleichen den Außenwachen eines Heers; ſie ſind es, denen zunächſt die erſten Gefahren und die erſten Siege gehören, und von ihrem Benehmen kann zuweilen das Heil oder der Untergang des Heeres abhängen.

Aber von dieſer nämlichen Urſache hängt noch mehr ihr eigenes Heil, oder ihr eigner Untergang ab: wie oft auch hat man nicht geſehn, daß Völker erhalten blieben, während die Häupter derſelben gleichſam als ihres Ranges unwürdig herabgeſtürzt wurden! wie oft hat man nicht während der Dauer eines und deſſelben Volkes deſſen Regierungsform wechſeln, deſſen Fürſtengeſchlechter ſich erneuern, deſſen Häupter und Verwalter der Reihe nach durch andre Häupter und Verwalter erſetzen ſehn,

die auch ihrerſeits wieder in Schmach und in Staub fielen!

Der Grund dieſer Thatſachen iſt ſehr einfach; die Völker ſind nämlich in den Augen der Vorſehung noch werther, als es die beſondern Oberhäupter und Geſchlechter der Fürſten ſein können, weil jene, als Völker, ſich beſſer eignen, die Abſichten der Vorſehung zu fördern, welche insgeſammt zu Gunſten der Völker ſind; weil endlich die Völker, welche die Macht nur hervorbringen, weniger dem Verderben ausgeſetzt ſind, als die Häupter, welche dieſelbe zu leiten haben. Auch ſieht man wohl, daß Völker ſich verirren, (weniger jedoch durch eigene Schuld, als durch Beiſpiel und Verführung) aber ſelten ſieht man ſie in Maſſe freveln: dagegen über die ganze Erde hin man nie aufgehört hat, ihre Häupter mehr noch freveln als ſich verirren zu ſehen. Als was muß es daher erſt gelten, wenn man ſie bemüht ſieht, die Völker, die ihnen anvertraut ſind, mit ſich fortzureißen in ihr eigenes Verderben?

Man könnte daher dieſen Oberhäuptern nicht oft genug wiederholen, daß ſie uns mit dieſen hohen Namen von Oberherren und Stellvertretern, die ſo leicht zu mißbrauchen ſind, nicht mehr verführen mögen. Die wahre Weihe, deren Bild ſie, wie ich dir oben gezeigt, uns überall darbieten, iſt die einzige, welche zugleich ihre Rechte und unſer Glück ſichern kann; denn wenn es mehrere Arten von Macht und mehrere Arten von Weihe giebt, ſo kann es auch mehrere Arten von Stellvertretern geben. Ja, wenn es gewiß iſt, daß der Menſch der Stellvertreter der Wahrheit und Gerechtigkeit ſein kann, ſo kann er auch der Stellvertreter der Lüge, der Be-

gierde, des Stolzes, der Tyrannei, mit Einem Worte, der Stellvertreter der Ungerechtigkeit und der Finsterniß sein, weil alle diese verschiedenen Mächte immer bereit sind, ihm ihre Weihe zu geben; und eben deßhalb, weil diese Arten von Oberherrlichkeiten allzumal begierig sind, ihre besondern Vertreter hienieden zu haben, sieht man so viele Gegenstrebungen, Unruhe und Verwirrung auf der Erde.

Wenn nun die Völker selbst nur in so fern wahrhaft oberherrlich in der höheren Ordnung sind, als sie die Werkzeuge der höchsten Oberherrlichkeit sind, und von dieser ihre Weihe haben; um wie viel mehr würden die Häupter und Vertreter dieser Völker uns betrügen, wenn sie diese höchste Oberherrlichkeit sich anmaßen und deren unwiderruflichen Beschlüssen eine andere Weihe unterschieben wollten, die nicht die ihre ist! Wenn es nicht zwei Gerechtigkeiten giebt, so muß man die wahre und einzige, bevor sie auf die Erde gebracht werden kann, in ihrem eigenthümlichen Gebiete eingeärntet haben; und auf diesem giebt es nur einen alleinigen Oberherrn, vor welchem der Mensch, die Völker und ihre Häupter ehrfurchtsvoll abwarten müssen, welchen Antheil seiner Rechte er ihnen unter der strengsten Verantwortlichkeit beliebig überlassen werde.

Wie dürften der Mensch, die Völker und ihre Häupter sich über das ihnen beschiedene Theil beklagen? Ist es für sie nicht genug, die Verwalter der ewigen Gerechtigkeit sein zu können, die Anbauer der lebendigen und fruchtbaren Güter derselben, mit Einem Worte, durch ihre Tugenden, ihren Eifer und ihre Redlichkeit,

auf der Erde die Stellvertreter des alleinigen Oberherrn der Weſen zu ſein?

Ueberdieß iſt das Unvermögen des Menſchen in Hinſicht der Oberherrlichkeit, außer ſeinem untergeordneten und beengten Kreiſe, durch die That und auf unwiderrufliche Weiſe dargethan.

Durch eine Urſache, welche die Philoſophie verwirft, weil ſie viel mehr urtheilt als unterſucht, die aber für den einfachen Verſtand nur dieſe augenſcheinliche Herabſetzung des Menſchen iſt, welche die ganze Natur in jedem Augenblicke ausſpricht, ſind von unſeren Fähigkeiten nur zwei zu unſrer Verfügung geblieben, der Willen und die Handlung. Deßhalb ſieht man wirklich nur zwei Vermögen unter den Menſchen, das der Verwaltung und das der Ausführung. Das Vermögen des feſtbeſtändigen Gedankens, oder der erleuchteten und unwandelbaren Geſetzgebung, findet ſich unter ihnen nicht, und iſt das einzige, das nicht mit uns herabgeſtiegen iſt: es iſt in den Händen des wahrhaften Oberherrn zurückgeblieben, der ſich dadurch das Mittel vorbehalten hat, uns fühlen zu laſſen, welches unſre urſprünglichen Rechte waren, und welches der Preis deſſen iſt, was uns fehlt; niemals hat Voltaire ſo wahr geſprochen, als da er, in ſeinen Fragen über die Encyklopädie, bei dem Wort Idee, geſagt, „daß der Gedanke nicht uns gehöre"; denn wenn der Gedanke nicht uns gehört, und wir alle dennoch Gedanken haben, ſo müſſen ſie uns wohl irgendwoher kommen. Auch ſind die Herren der Völker, wenn ſie uns als die Quelle des Gedankens erſcheinen wollen, da ſie denſelben doch nicht haben, nur ein Zerrbild der Wahrheit. Auch iſt das

Wort Oberherr, in dieſer Grundbedeutung, nur ein Vernunftbild, ſobald man es auf einen Menſchen anwenden will: auch würde der Menſch, welcher in der höheren Ordnung, von der ich rede, als Geſetzgeber gelten wollte, ſeinen Willen für ſeinen Gedanken nehmen, und ſich einen Gedanken zuſchreiben, der ihm nicht gehörte.

Wirklich findet man die Menſchen, wenn ſie auf ſich ſelbſt beſchränkt ſind, immer nur dieſſeits oder jenſeits des Geſetzes, welches ſie aufſtellen oder ſchaffen, weil ſie, als bloße Weſen der Verwaltung und des Handelns, nicht mehr ausreichen, ſobald es auf Geſetzgebung ankommt, das heißt, wenn der Gedanke wirkſam werden ſoll, weil dieſer Gedanke, der in ihnen dunkel oder todt iſt, zurückbleibt, während ihr Handeln immer fortſchreitet im Guten und im Böſen, aber gemeinhin mehr im Böſen als im Guten.

Und in Wahrheit, man vergleiche den Gang der bloß menſchlichen Oberherren mit ihren Geſetzbüchern, faſt nie wird man beide in Einklang finden, man wird ſie in ihren Arbeiten, ob ſie abtragen oder aufbauen, nur abbildliche Werke hervorbringen ſehn, und die immer wieder auf's neue anzufangen ſind, weil ihre ausübende Kraft nicht aus dem Geſetze hervorgeht, und man daher nur Kinder ohne Mütter und Mütter ohne Kinder findet: ſtatt daß in der höheren Ordnung das Geſetz und das Handeln immer eins ſind, weil das Geſetz daſelbſt unaufhörlich von dem Gedanken und das Handeln unaufhörlich von dem Geſetz ausgeht.

Aber obgleich das Geſetz und das Machtanſehn, in der höheren Ordnung, nur dem alleinigen höchſten Oberherrn angehören, da beide der Ausdruck ſeiner ewigen

Vernunft und ſeiner unwandelbaren Weisheit ſind, ſo iſt darum nicht weniger wahr, daß die Geſetze der Völker und die menſchlichen Gewalten ſelbſt, wie mangelhaft ſie uns auch ſcheinen mögen, immer unſre Ehrfurcht und Unterwerfung verdienen, wenn ſie nur nicht augenſcheinlich die Rechte des Menſchen verletzen, weil, wenn ſie auch unſeren Augen nur ungeſtalt erſcheinen, wir doch nicht abſprechen können, daß ſie nicht mit dem Geſetze von oben heimlich verbunden ſeien, welches in der Unermeßlichkeit ſeiner Abſichten alles umfaßt, jede Triebfeder ſeines Werkes nach ſeinen Entwürfen bewegt, und wechſelsweiſe, und wann es nöthig iſt, Finſterniß und Licht über die Völker ausgießt.

Wenn dieſe menſchlichen Gewalten augenſcheinlich die Rechte des Menſchen verletzen, und durch ihre ausſchweifende Wuth zu rohen thieriſchen Gewalten werden, ſo giebt es keine göttliche noch politiſche Sittlichkeit, welche dem Menſchen alsdann unterſagte, ſie abzuwehren. Wenn durch irgend eine Macht, wie rechtmäßig ſie übrigens ſei, der Menſch in den Kampfraum hinabgeworfen und den wilden Thieren überliefert worden, ſo kann man ihm nicht zum Geſetz machen, ſich von ihren mörderiſchen Zähnen ruhig zerreißen zu laſſen, und ſich nicht zu vertheidigen, wenn er es vermag. Dieſes Recht des Menſchen bleibt unverändert, wenn die menſchlichen Gewalten ſelber in den Kampfraum niederſteigen, und ſich gegen ihn in reißende Thiere verwandeln.

Ich beſchließe hier, mein Freund, die kleine Zahl politiſcher Betrachtungen, die ich dir angekündigt habe, und faſſe mich in wenigen Worten zuſammen: die Einſicht des höheren und göttlichen Geſetzes, und die Fähigkeit

des Menſchen daſſelbe, wenn er rein iſt, zu verwalten, das ſind die erhabenen Rechte des Menſchen auf der Erde, das ſoll der Geiſt und das Werk der Regierungen ſein; die Ordnung und das Glück der menſchlichen Geſellſchaftsvereine, gegründet auf den Anbau und die Ausbreitung des Reiches der Gerechtigkeit und Wahrheit, das iſt die Frucht, die ſich aus all' dieſen Keimen ergeben ſoll; und ohne jetzt tiefer in dieſe Gegenſtände einzudringen, hab' ich dir in dieſen kurzen Bemerkungen die regelmäßigſten Grundlagen mitgetheilt, die bis jetzt für das Gebäude der Geſetzgebung und des Staates gefunden worden.

Aber nicht, als ob der Schlüſſel all' dieſer Einſichten, welche du eben überſchaut haſt, und die mir nicht ſo leicht umzuſtoßen ſcheinen, unſeren Händen jemals gefehlt hätte! Dieſer Schlüſſel umfaßt alle Welten durch ſeine allgemeine und durchdringende Wirkſamkeit; dieſer Schlüſſel iſt doppelt, ohne daß er aufhört, Einer zu ſein, wie in der Tonkunſt der Grundton die Eigenheit beſitzt Dur und Moll zu ſein, ohne daß er aufhört, Mittelpunkt zu ſein; das heißt, er iſt zugleich der Urgrund des Menſchen, ohne daß er aufhört, ein einziges Weſen zu ſein, und ohne daß der Menſch darum der Urgrund ſei, wie in dem Grundtone Dur wohl Moll, aber Moll nicht Dur enthält. Dieſer Schlüſſel wirkt nicht ohne zu ſprechen, und ſpricht nicht ohne zu wirken; er macht keine Bewegung, ohne dreifach zu öffnen und zu ſchließen, weil er die Wurzel iſt von allem was iſt, der bewahrende Herd alles deſſen, was ſein kann, und die Schranke von allem was nicht iſt: daher verſchließt er die Quellen der wahren Oberherrlichkeit und des wah-

ren Lichts; nnd als ſolcher iſt er allein der Ruheort des Geiſtes des Menſchen, wie er allein der Ruheort ſeines Herzens iſt: doch wenn du von mir verlangteſt, dir ihn mit einem Namen zu bezeichnen, ſo würde ich dir nur durch Schweigen antworten, da ich mich deutlich genug erklärt habe, um von dir verſtanden zu werden.

Ich kehre alſo mit dir zu unſern einfachen Betrachtungen zurück, und erinnere dich an das, was ich dir im Anfange dieſer Schrift geſagt habe, daß die politiſchen Bewegungen, in deren Stürmen wir wandeln, mir für das Auge Gottes nur Wege zu ſein ſcheinen, auf welchen er uns zu größerer Glückſeligkeit, als wir denken, vorbereitet. Denn der ſtaunenerregende Entwickelungsgang unſrer großartigen Revolution, und die hervorleuchtenden Erſcheinungen, welche denſelben auf jedem Schritte bezeichnen, müſſen jedem, der nicht ſinnlos oder unredlich iſt, die Ausführung eines förmlichen Beſchluſſes der Vorſehung in Feuerzügen darin zu erkennen geben: man kann ſogar ſagen, daß das Werk von ihrer Seite ſchon gethan iſt, obwohl noch nicht ganz von der unſrigen. Ihre Hand, gleich der eines geſchickten Wundarztes, hat den fremden Körper weggeſchafft, und wir empfinden alle unvermeidlichen Folgen einer ſchmerzhaften Hülfleiſtung und den Druck des Verbandes der Wunde; aber wir müſſen mit Geduld und Muth dieſe Schmerzen ertragen, da unter ihnen keiner iſt, der uns nicht zur Geneſung führt.

Ich erinnere mich auch, den politiſchen Zuſtand der Menſchen auf der Erde zuweilen mit einem Gebäude verglichen zu haben, welches aus Kellergewölbe, Erdgeſchoß und Oberſtock beſteht. Ich habe geſehn, daß die

menſchlichen Regierungen, prieſterliche und weltliche, unter welcher Geſtalt ſie erſchienen, faſt alle Völker in die unteren Gewölbe hinabgeſtoßen hatten. Die Franzoſen, durch die natürliche Wirkung ihrer Revolution, ſind aus dieſem Gewölbe hervorgegangen und zu dem Erdgeſchoß emporgekommen: aber ſo lange ſie noch nicht in den Oberſtock aufgeſtiegen ſind, haben ſie ihr Werk noch nicht vollendet, und dahin, mein' ich, will die Vorſehung ſie führen, damit ſie nicht nur der Finſterniß der Gewölbe, wo man nichts ſieht, ſondern auch der Beſchränkung des Erdgeſchoſſes enthoben ſeien, wo man nur das Allernächſte ſieht, während man von dem Oberſtocke herab einen größeren Raum überſchaut, und den Feind beſſer beobachten kann.

Die Vorſehung überläßt den Franzoſen, wie den andern Völkern, die Sorge all' dieſes untergeordneten Verfahrens, all' der geringeren Anordnungen ihrer Staatswirthſchaft, der Finanzen, der Zucht, der Verwaltung, lauter Dinge, die nützlich und nothwendig ſind, aber nur die Oberfläche des Werkes ſind, und gleichſam nur dem innern Haushalt angehören; ſie überläßt ihnen, ſag' ich, dieſe Art von Sorgen, weil ihnen zur Wahrnehmung, und wenn ſie wollen, zur Verbeſſerung der Fehler, die ſie in dieſer Ordnung der Dinge begehn, die einfache natürliche Vernunft hinreicht; nur die Verbrecher ruft die Vorſehung unmittelbar vor ihren Richterſtuhl; und ſie behält ſich vor, inmitten all' dieſer äußern Beſchäftigungen, den Menſchen ohne ſein Wiſſen dennoch zur Kenntniß ihrer weiſen Abſichten zu leiten, und ihm die Früchte derſelben zuzuwenden, denn ſie kann von der Seele des Menſchen andre Werke und andre Ergebniſſe

erwarten, als ſolche, die nur die Schale ſeines Weſens angehn. Und wahrlich, es würde ein unauflöslicher Widerſpruch in dem Urheber der Dinge ſein, wenn er den Menſchen mit ſo umfaſſenden und erhabenen Fähigkeiten geſchaffen hätte, damit dieſer ſie ausſchließlich auf Gegenſtände beſchränkte, wo ſie weder ihre Beruhigung noch ihre Nahrung finden können; die eigne Natur des Menſchen aber iſt es, die ihn, in ſeinen unfruchtbaren Beſchäftigungen, auch gegen ſeinen Willen, über ihn ſelbſt ſetzet.

In der That, wenn zufolge alles deſſen, was dargelegt worden, alle Geſellſchaftsvereine des Menſchen, um ihrem Zwecke zu entſprechen, zu der Erhabenheit der göttlichen, geiſtigen und natürlichen Theokratie ſtreben dürfen, welches auch ſonſt ihre Regierungsform ſein möge, ſo iſt es alſo gewiß, daß die Fähigkeiten des Menſchen weit hinausragen über dieſe geringeren Zwecke, die wir den inneren Haushalt genannt haben, und die zuletzt bei allen Völkern nur darauf hinausgehen, den öffentlichen Abgaben eine andre Art und Weiſe, den Zeichen der Würde und den unterſcheidenden Bekleidungen eine andre Geſtalt, den Obrigkeiten und Verwaltungen einen andern Namen zu geben. Müßte nicht alle Vernunft ſich empören, wenn ſie bloß deßhalb Millionen Menſchen hinopfern und die Welt in Zerrüttung ſtürzen ſähe, damit dergleichen Unterſchiede neu geſtaltet würden, und man am Ende doch immer in demſelben Kreiſe ſo geringer und unweſentlicher Ergebniſſe bliebe?

Nein, das Räthſel der menſchlichen Dinge muß ein wichtigeres und bedeutungsvolleres Wort haben. Dieſes Wort, ich glaube es geſchrieben zu ſehen in der erhabenen

Natur des Menſchen, und in dem unaufhörlichen Verlangen der Vorſehung ihn ſeinem wahren Berufe ſtets näher zu bringen. Indem ſie den Menſchen die Verwaltung der niederen Dinge überläßt, möchte ſie zugleich ihren Sinn auf die Verwaltung der höheren Dinge führen, da ſie weiß, daß ihnen alle Mittel dazu gegeben ſind, und daß dieſe Mittel ſtets bereit wären, ſich zu entwickeln, wenn dieſe unſinnigen und bösartigen Menſchen ſich nicht ſelber dagegen ſetzten, und uns ſo oft den Finger des Menſchen neben dem Finger Gottes zeigten.

Ich wiederhole dir es daher hier feierlich; ich glaube in unſrer ſtaunenswürdigen Revolution eine deutliche Abſicht der Vorſehung zu erblicken, uns ſelbſt, und nach und nach viele andre Völker, (obwohl ich nicht ſagen kann, durch welches Mittel) den wahren Gebrauch unſerer Fähigkeiten wiedererlangen zu laſſen, und den Völkern dieſen erhabenen Zweck zu enthüllen, welcher die ganze menſchliche Geſellſchaft angeht, und den Menſchen in allen ſeinen Beziehungen begreift. Das philoſophiſche Auge ſieht daher auch mit geheimem Vergnügen, daß unſre Regierung wie von ſelbſt die nationale Einrichtung auf die Seite der Sitten lenkt, ohne welche es keine natürliche Geſellſchaft giebt; das Geſetz auf die Gleichheit und ewige Gerechtigkeit, ohne welche es keine bürgerliche Geſellſchaft giebt; die Vernunft auf ein höchſtes Weſen, als deſſen wahrer Tempel das Herz des Menſchen öffentlich anerkannt worden iſt, weil ohne dieſes höchſte Weſen kein natürlicher, bürgerlicher oder politiſcher Verein feſt beſtehn könnte, indem es keine Weisheit, keine Gerechtigkeit und keine Macht gäbe.

Es würde daher kein Gemählde bloßer Einbildung ſein, wenn wir uns ſchon jetzt das Glück vorſtellten, welches wir uns von unſerer Revolution verſprechen dürfen, wenn einſt die Hand der Vorſehung dieſelbe vollſtändig zu ihrem Ziele geführt haben wird: ein Zeitpunkt, den das Auge des Menſchen jedoch nicht ermeſſen kann, weil die Vorſehung gern auf verborgenen Wegen wandelt, und ihre Geheimniſſe nur in Wolkenhülle zeigt, um den Schwachen zu ſchonen, der von ihrem Glanze geblendet werden könnte, um ſie dem Gottloſen zu entziehen, der ſie entweihen würde, und um den Gerechten ſelbſt wachſam zu erhalten und vor Dumpfheit zu bewahren; denn vergeſſen wir nicht, daß die erſte Eigenſchaft des Menſchen die iſt, Verwalter der göttlichen Dinge zu ſein, und er daher zu ſeinem Vortheil wie zu ſeinem Nachtheil die Fähigkeiten gebrauchen kann, die ihm anvertraut ſind, und die Wunder, welche die Revolution uns verkündigt, ſind nicht den untreuen Dienern verheißen.

Ich überlaſſe deiner Beredſamkeit, das Gemählde dieſer Wunder zu entwerfen; du wirſt die Farben dazu in deinem Herzen finden, und du wirſt fühlen, daß das Auge der Vorſehung ſich für unſer Land nicht mehr verſchließt, als es ſich für Ninive verſchloß, deſſen Einwohner nicht beſſer waren, als wir: daß, wenn in dieſem großen Schauſpiel, welches begonnen hat, und in welchem alle Völker der Welt der Reihe nach eine Rolle haben werden, die Vorſehung uns in den erſten Auftritt geſtellt, und für uns zuerſt ihre Zeiten der Gerechtigkeit eröffnet hat, ſie gleicherweiſe auch für uns zuerſt ihre Zeiten der Gnade und des Lichts eröffnen wird.

Du wirſt mit Freude erkennen, daß ihre Abſicht

geweſen, ihre Tenne zu reinigen, bevor ſie ihr gutes Korn daſelbſt niederlegte; daß, weit entfernt uns in die Vernichtung aller Religion zu verſtoßen, ſie deren eine aus dem Herzen des Menſchen zu erwecken wiſſen wird, die reiner und weniger vermiſcht ſein wird, als diejenige, welche die Oberherren nach ihrem bloß menſchlichen Willen und Machtgebot begültigen und verſchwinden laſſen; die aber auch nicht mehr der Verderbniß durch den Handel des Prieſters und durch den Hauch des Betruges ausgeſetzt ſein wird, wie diejenige war, die wir eben verſchwinden geſehn ſamt ihren Dienern, welche ſie entehrt hatten, dieſen Dienern, welche es dahin gebracht, daß, während keine Regierung anders wandeln ſollte als unter dem Schirme des Gebets, die unſrige genöthigt geweſen zu ihrer Sicherheit jede Art von Verbindung mit dieſem Gebet abzubrechen, daſſelbe ganz und gar von ſich auszuſtoßen, gleich als wäre es verpeſtet worden, und ſo die einzige Regierung der Welt zu ſein, welche daſſelbe nicht mehr unter ihre Beſtandtheile zählt, eine Erſcheinung, die zu merkwürdig iſt, um den Beobachtern, die in den Geſetzen des Gleichgewichts der Gerechtigkeit und der göttlichen Ausgleichungen unterrichtet ſind, entgehn zu können.

Du kannſt die Grundlagen für dieſe tröſtende Hoffnung ſelbſt in unſeren Ausſchweifungen wiederfinden, ja ſogar wenn ich es ſagen darf, bis in unſeren Wuthausbrüchen, die von ſolchen Entwickelungskämpfen faſt unzertrennlich ſind, da dieſe, gleich heftigen Arzeneien, die heilſamen Säfte des Kranken nicht wieder beleben können, ohne die verderbten und ſchädlichen Säfte zum Ausbruche zu bringen; denn wenn alles lebendig iſt in

den Vergeltungen der Menſchen, in ihren Gerechtigkeiten, und ſelbſt in ihren Leidenſchaften und in den bejammernswerthen Uebeln, welche die Folgen davon ſind, müſſen wir nicht glauben, daß alles auch lebendig ſein würde in ihren Tugenden, wenn ſie ſich mehr beſtrebten, den Sinn dieſes ſchönen Namens in ſich zu rechtfertigen und zu verwirklichen?

Glauben wir alſo, nach ähnlicher Weiſe, daß die Vorſehung nicht verfehlen wird, uns dieſelben Vergütungen und dieſelbe Abwägung darzubieten: glauben wir, daß, wenn ſie ſo ſtreng und ſo lebendig in den Aeußerungen ihres Zornes iſt, ſie noch lebendiger in ihrer Sanftmuth und in ihrer Liebe iſt, und daß ſie viel geneigter ſein wird, uns zu erhören, wenn wir ihre Nachſicht und belebende Güte für unſere Mitmenſchen erflehen, als wenn wir ihre Rächerhand gegen ſie zu beſchwören ſuchen, und daß daher das Glück der Erde, ſo zu ſagen, in der Hand des Menſchen ſtehen wird, da er das Recht haben wird, es bis in dieſer alleinigen Quelle alles deſſen, was gut iſt, zu ſchöpfen.

Denn vergeſſen wir nicht, welches das erſte und das ſchönſte der Rechte iſt, die wir in unſerer Eigenſchaft als Menſchen beſitzen, nämlich daß wir alle, auch in der höheren Ordnung, das Prieſteramt der Wohlthätigkeit gegen unſere Mitmenſchen ausüben können; daß wir die Uebel und die Schmerzen der Erde der ewigen Weisheit vortragen dürfen, deren zu reines Auge ſie ohne dieſe Vermittlung nicht wahrnähme; daß wir dadurch das Herz dieſer höchſten Vorſehung rühren, und ihren wiederherſtellenden Balſam auf unſere Mitbürger herniederziehen, der allein ihre Wunden heilen und der ihnen das Leben

wiedergeben kann. Aber vergeſſen wir auch nicht, daß, wenn wir einen Augenblick nachlaſſen, alle unſre Kräfte anzuſtrengen, um uns zur Erfüllung dieſes göttlichen Berufes fähig zu erhalten, wir dadurch dem Tode zur Beute alle diejenigen überlaſſen können, die wir ihm zu entreißen im Stande geweſen wären, wenn wir die Gerechtigkeit angebaut hätten; und um dieſe heiligen Pflichten nicht zu verſäumen, wollen wir ſtets eingedenk bleiben, daß der Menſch geſchaffen war, um das Gebet der Erde zu ſein.

Lebe wohl, mein Freund; Gruß und Brüderſchaft.

Anmerkungen.

S. 418. „Huldigung und Religion.“ Für erſteres Wort ſteht im Franzöſiſchen das bedeutendere hommage, mit beſtimmter Hinweiſung auf den Stamm homme, alſo in dem Sinne, daß die Huldigung des Menſchen eine Darbringung ſeiner ſelbſt iſt, welches im Deutſchen nicht mit ausgedrückt werden konnte, und daher durch dieſe Erinnerung nachgetragen ſein mag.

S. 435. „Nur zwei Religionskriege.“ In einem ſpäteren Werke wiederholt der Verfaſſer dieſe geiſtvolle Zuſammenſtellung auf folgende Weiſe: „Die franzöſiſche Revolution hat von Seiten der Vorſehung wahrſcheinlich den Zweck gehabt, den Dienſt des Gebets wo nicht einzuſtellen doch zu reinigen,

wie der Dienſt des Gebets bei ſeinem Urſprunge den Zweck gehabt, den Dienſt des jüdiſchen Geſetzes einzuſtellen. In dieſer Beziehung könnten die Franzoſen als das Volk des neuen Geſetzes betrachtet werden, ſo wie die Hebräer das Volk des alten Geſetzes waren. Ueber dieſe Erwähnung brauchte man, ungeachtet unſrer Verbrechen und Unthaten, nicht gerade verwundert zu ſein; die Juden, die in ihrer Zeit erwählt worden ſind, waren nicht beſſer, als die Franzoſen jetzt ſind." S. Le ministère de l'homme-esprit, p. 168.

S. 452. „Jean-Jacques." Die Art, wie Saint-Martin über Rouſſeau urtheilt, giebt ein ſchönes Zeugniß jener freien Geiſteshöhe, auf welcher beide treffliche Männer verweilen, und wo ſich vieles übereinſtimmend und verbunden findet, was auf niedrem Standpunkte nur getrennt und widerſtreitend erſcheint. Wie ſehr Saint-Martin den bekannten Sonderling nach deſſen innerſtem Werthe zu würdigen verſtand, giebt er in andern Stellen zu erkennen, deren Mittheilung hier nicht unangemeſſen erſcheint. „Beim Leſen der Bekenntniſſe von J. J. Rouſſeau — ſagt Saint-Martin — bin ich über die vielen Aehnlichkeiten erſtaunt, die ich zwiſchen ihm und mir habe finden müſſen, ſowohl in unſrem Benehmen gegen Frauen, als in unſrer Sinnesart, die zugleich der Vernunft und der Kindheit angehörte, und in der Leichtigkeit, mit der uns die Menſchen für dumm hielten, ſo oft wir keine völlige Freiheit hatten uns zu entwickeln. Auch unſer Zeitliches hat einige Aehnlichkeit gehabt, die Verſchiedenheit unſrer Stellung in dieſer Welt abgerechnet; aber fürwahr, wenn er ſich an meiner Stelle mit ſeinen Mitteln und meinem Zeitlichen befunden hätte, ſo würde er ein andrer Menſch geworden ſein, als ich!" Und ferner: „Rouſſeau war geboren mit einem großen Feuer im Geiſte und im Herzen, Eigenſchaften, welche nicht immer zuſammen gehn, in ihm aber ſich vereinigt hatten. Als Beweis dafür gilt, daß er die Neigung zum Guten, tiefe Gedanken, durchdringenden

Scharfblick und großen Sinn beſaß, daß er den Menſchen liebte, und beſonders daß er lange Zeit alle Menſchen für vollkommen, alle für vortrefflich gehalten. Als er ſpäter durch Alter und Erfahrung dahin gekommen war, ſeine Meinung von den Menſchen mit ihrer wirklichen Art und Weiſe zu vergleichen, ſo empörte er ſich dergeſtalt über den Abſtand, gerieth über ſeinen Irrthum in ſolche Wuth, daß er davon eine Erſchütterung erlitt, die ihn weit auf die entgegengeſetzte Seite derjenigen Anſicht warf, zu welcher er einen großen Theil ſeines Lebens ſich gehalten hatte; nachdem alle Menſchen zuerſt ihm als vortreffliche erſchienen waren, ſah er zuletzt alle für Ungeheuer an, welches ihn bis zur Verrücktheit brachte, denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er in ſolchem Zuſtande geſtorben iſt. Wenn dieſer ſeltne und reichbegabte Menſch das Glück einer erleuchteten Leitung gefunden hätte, welche Früchte würde er nicht gebracht haben? Seine Werke ſind von ſo tiefer Philoſophie, daß man die Kraft ſeines Geiſtes nicht genug bewundern kann. Er iſt allein und ohne Hülfe unendlich weit in einer Laufbahn vorgedrungen, wohin Voltaire niemals nur den Fuß geſetzt hat. Er iſt auf Grundlagen der Wahrheit gekommen, er hat die ächten Saiten berührt, und daraus Töne hervorgerufen, die den am meiſten Unterrichteten überraſchen dürfen." S. Oeuvres posthumes de Saint-Martin, t. 1. und t. 2. p. 326.

Wir erinnern hier zugleich an den trefflichen Abriß, den unſer Fichte von Rouſſeau's Geiſt und Lebensſtellung gegeben hat.

S. 494. „Voltaire." In dem angeführten Werke, welches in den ſpäteren Ausgaben dieſes Schriftſtellers gewöhnlich mit dem philoſophiſchen Wörterbuche verſchmolzen erſcheint, heißt die hieher gehörige Stelle: „Was iſt eine Idee? Ein Bild, welches ſich in meinem Gehirne abbildet. Und wer iſt der Mahler, der dieſes Bild bewirkt? Ich bin es nicht; ich bin nicht geſchickt genug im Zeichnen; derjenige, der mich gemacht hat, macht meine Ideen. Und woher weiß man, daß

man nicht ſelbſt ſeine Ideen macht? Weil ſie uns ſehr oft wider Willen im Wachen, und immer ohne unſren Willen im Schlafe kommen, wenn wir träumen. Mallebranche hätte alſo Recht, wenn er ſagt, daß wir alles in Gott ſehen? Wenigſtens bin ich überzeugt, daß, wenn wir auch nicht alle Dinge in dem großen Weſen ſehen, wir ſie doch durch deſſen mächtige und gegenwärtige Wirkſamkeit ſehen" u. ſ. w.

Die Rückkehr der Bourbons.

Bruchstück zur Geschichte unserer Zeit.

Nach Sinn und Angabe des Grafen Gustav von Schlabrendorf entworfen.

Paris, 1814.

Einleitung. — Ueberblick der Staatsumwälzung Frankreichs. — Napoleon's Sturz. — Letzte Kriegsereignisse im Jahre 1814. — Was für die Bourbons entschied. — Thätigkeit rückgekehrter Auswanderer. — Geheimer Bund. — Der Senat. — Dessen Entwurf der Staatsverfassung. — Urtheile. Chateaubriand. Gregoire. — Einzug des Grafen Artois in Paris. Ursprung des Lilienordens. — Die verbündeten Sieger in Paris. — Landung Ludwigs des Achtzehnten in Frankreich. — Sein Einzug in Paris. —

Durch langwierige Vernachlässigung und vielfache Mißhandlung des Gemeinwesens hatte die Königliche Regierung in Frankreich sich schon oft in große Verlegenheiten gebracht, denen sie nicht immer durch glückliche Mittel entgangen war; ihre Noth wurde endlich gegen das Jahr 1788 so groß und dringend, daß man nur noch in den

außerordentlichſten Maßregeln Rettung ſah, und ſich an die Einſicht und an den guten Willen des Volkes wenden mußte. Die zahlloſen Mißbräuche, an welchen der Staat litt, hatten bisher, ſo lange nur das Volk durch ſie bedrückt war, kaum hin und wieder vorübergehende Unruhen aufgeregt, aber deſto mehr die Gegenwirkung der Einſicht und des Urtheils erweckt; als aber die Folgen dieſer Mißbräuche, durch ihre höchſte Ausdehnung, zuletzt auch die Vornehmen und den Hof ergriffen, da trat die große Staatsumwälzung ein, die ſich zuerſt gegen diejenigen wandte, durch welche ſie nothwendig geworden war.

Ganz Europa lag in zitternder Erwartung, welche Wendung die ſtaunenswürdigen Ereigniſſe nehmen würden, die ſich nun mit Schnelligkeit entwickelten, und mehr noch durch die in ihnen lebendig werdenden Grundſätze, als durch die Erſcheinungen ſelbſt, in Verwunderung ſetzten. Der kühne Aufſchwung verſprach der Welt anfangs die friedliche Entwickelung eines beſſern Zuſtandes, aber bald trübte ſich dieſe Hoffnung, und die neuen Kräfte wurden im Fortgange der Begebenheiten je mehr und mehr in heftige Kämpfe gerufen. Durch ihre Gegner wurde die Revolution ſtärker zugleich und ſchlimmer; durch die innern Feinde erſt in die Schreckniſſe der Bürgerwuth, durch die äußern Angriffe in der Kriegsherrſchafft Bonaparte's gewaltſam aufgereizt. Die Macht Bonaparte's, ſtufenweiſe von der Feldherrnwürde zum Konſulat und zum Kaiſerthum geſtiegen, ſchien den flüchtigen Wechſel der Dinge zu dauerhafterem Beſtande überzuführen, und die Revolution gewiſſermaßen zu beendigen. Sieg auf Sieg hatte ſeine Herrſchaft bis zur höchſten Furchtbarkeit auch im Ausland erhoben, und

keine Macht ſchien auf dem Feſtlande mehr übrig, von welcher die ſeinige etwas könnte zu befürchten haben. Allein er ſelbſt, die Mittel verkennend, die ihn gehoben, bereitete unvermerkt ſein Sturz. Die große Freiheitsbewegung in den Gemüthern ſchien er wohl eine Zeitlang von ihrem Ziele abzulenken, ſie um ihre gerechten und unverſagbaren Früchte zu betrügen, und die von ihr geſchaffene Kraft nur für ſeine Zwecke fortzugebrauchen; aber nicht nur in den Franzoſen blieb eine Gegenwirkung thätig, die, wenn gleich lange verdeckt und leiſe, doch bisweilen auch in ſtarken Schlägen, für die Sache der Freiheit fortwaltete: ſondern auch nach Deutſchland, Italien, Spanien und Polen trug Bonaparte mit ſeinen ſiegreichen Waffen überall zugleich die Regungen hin, die er in Frankreich nie ganz unterdrücken konnte; mit jedem Siege legte er den Keim zu Revolutionen (geiſtig im Sinne der franzöſiſchen, und leiblich gegen dieſelbe), und in ihnen den Keim zu ſeinem künftigen Untergange. Als endlich die Saat des Verderbens für ihn aufgegangen, in Rußland ſein Kriegsheer verloren, bei Leipzig er geſchlagen, ſein Thron geſtürzt, und ganz Europa im Namen der Freiheit unter Waffen war, da hatte er nur für ein fremdes Werk, nicht für das ſeinige, gearbeitet, für dieſelbe Revolution, die während des gewähnten Stillſtandes mit ſolchen Rieſenſchritten fortgeſchritten war. Nicht die entgegengeſetzten Grundſätze haben über die Revolution endlich den Sieg davon getragen, wie mancher Dünkel ſich thöricht einreden möchte, ſondern die Grundſätze der Revolution haben ſich auswärts friſche Kräfte geſucht, über die Herrſchaft Napoleon's geſiegt, und durch ihr unwiderſtehliches Emporſchießen ihn weg-

gedrängt; wurde das, was Frankreich erfuhr, größtentheils durch die von außen gekommenen Kräfte gewirkt, so ſtanden doch auch die innern bei dieſem Anlaß mit neuer Stärke auf, und fanden mit jenen tauſend Vereinigungspunkte vorbereitet.

Napoleon war von Troyes mit geringer Begleitung auf dem Wege nach Paris vorausgeeilt, und ließ ſeine Truppen angeſtrengt nachfolgen. Sein Verhängniß ſchien ihn herbeizuziehen, um ein näherer Zuſchauer der Ereigniſſe zu ſein, die ſeinen Untergang entſchieden. Er kam bis vier Stunden von Paris, wo er die Nacht ruhig ſchlief, aber ſchon am frühen Morgen wieder eiligſt aufbrach, um den mit Ungeduld erwarteten Nachrichten von Paris entgegenzugehen. Er fuhr im Schritt, ohne Bedeckung, nicht ohne ängſtliche Ahndung. Endlich kam ein General auf der Straße von Paris dahergeſprengt, der kaum den Wagen erreicht hatte, als Napoleon ausſtieg, und mit ihm zu Fuße nach dem Orte, wo er geſchlafen, langſam zurückging. Paris war verloren, die Uebergabe nicht zu verhindern geweſen, und mächtig brach überall der verhaltene Haß und Unmuth aus. Die Truppen waren noch weit zurück. Um ihnen etwas näher zu ſein, begab ſich Napoleon nach Fontainebleau, während zugleich Caulincourt mit Vollmachten zum Unterhandeln der verbündeten Herrſcher nach Paris abging.

Inzwiſchen kamen die Truppen, welche Paris geräumt hatten, ungefähr 15,000 Mann ſtark, bei Fontainebleau an, bald auch nach und nach das Heer aus der Champagne, und einige andere Abtheilungen, zu welchen

der Befehl noch hatte gelangen können. Napoleon faßte wieder frischen Muth, und ohne weiter der Antwort zu achten, die Caulincourt von Paris zurückbrachte, und die der General Schuwaloff im Namen Alexanders dem General Flahault bestätigte, daß Napoleon der Regierung entsagen solle, sann dieser jetzt nur wieder auf Fortsetzung des Kriegs und auf die Wiedereinnahme von Paris.

Er redete am 3. April nach gehaltener Heerschau seine Garden an, und verkündigte ihnen zum Theil das Geschehene, und sein Vorhaben. Die Truppen befanden sich in der größten Gährung; die erregten Gemüther überließen sich der Gewalt ihrer Empfindungen, und die verschiedensten Meinungen, Absichten und Gesinnungen durchkreuzten sich. Vielen Generalen und Offizieren mißfiel der Marsch auf Paris. Man erwog die bedenkliche Lage im Allgemeinen, die geringe Hoffnung dauernden Erfolgs, die Auflösung und Schwäche des noch vorhandenen Heeres, das großentheils umstellt und nirgends einer festen Stütze mehr sicher war.

Die Absetzung Napoleon's durch den Senat wurde bekannt, und bald vereinigten sich die meisten Oberbefehlshaber, dieselbe als den einzigen Ausweg zu betrachten, der für das Heil Frankreichs noch übrig sei. Sie begaben sich in der Nacht des 4. April zum Kaiser, um ihm die Nothwendigkeit seiner Abdankung vorzutragen, allein sie wurden mit Wuth und Zorn zurückgewiesen, und Napoleon traf gleich in der Frühe die nöthigen Anordnungen, um den Marsch auf Paris auszuführen. Die Truppen, im Allgemeinen, zeigten sich ihm, wie nach so langer Kriegsgemeinschaft in so vielen Feldzügen nicht anders zu erwarten war, anhänglich und gehorsam, bereit

für ihn das Letzte zu wagen; ohne seine Zustimmung schien es unmöglich, diese Masse von Kräften seinem Einflusse zu entziehen. Er hatte eben Heerschau gehalten, aus den Gliedern der Truppen häufig den Losungsruf: „Nach Paris! nach Paris!" vernommen, und kehrte mit einiger Befriedigung in das Schloß zurück, als ihm der Marschall Ney auf dem Fuße folgte, und ihm geradezu erklärte, es bleibe nichts übrig, als abzudanken. Während des lebhaften Wortwechsels, der darüber entstand, trat der Marschall Lefevre herein, und rief mit Heftigkeit aus: „Sie sind verloren! Sie haben auf keinen Ihrer treuen Diener hören wollen; der Ausspruch des Senats hat Sie abgesetzt." Diese Worte trafen den Kaiser so gewaltig, daß er einen Strom von Thränen vergoß. Die Marschälle Oudinot und Macdonald kamen dazu, und erklärten gleichfalls, daß keine Hoffnung mehr für ihn sei, ihm bleibe nichts übrig, als abzudanken, wozu er sich endlich, jedoch nur zu Gunsten seines Sohnes, entschloß. Noch galt er als Fürst und Herr, und seine abtrünnigen Großen beeiferten sich seine Aufträge zu vollführen.

Ney, Macdonald und Caulincourt begaben sich nach Paris, um bei der provisorischen Regierung und bei dem Kaiser von Rußland den Entschluß Napoleon's zu vermitteln.

Noch war sein Loos nicht entschieden, eine günstige Wendung konnte ihn, oder doch seinen Sohn, auf dem Thron von Frankreich erhalten; die verbündeten Mächte hatten wegen der Bourbons noch nichts erklärt, die wenigen Stimmen, die für diese laut geworden waren, mußten einzeln verhallen, wenn kein mächtiger Beistand

von außen zu erwarten war. Unter dieſen Umſtänden kamen Ney, Macdonald und Caulincourt nach Paris vor den Kaiſer Alexander, wo in der Nacht vom 4. auf den 5., zum Theil durch auswärtigen und zufälligen Einfluß, mit geringer Rückſicht auf den Willen des franzöſiſchen Volks, die lange zweifelhaft ſchwankende Entſcheidung vorzüglich durch Talleyrand zu Gunſten der Bourbons herbeigeführt, und alſo die bedingte Abdankung Napoleon's verworfen wurde.

Seine Sache war indeß mit jedem Augenblick ſchlimmer geworden, der Marſchall Marmont hatte mit der proviſoriſchen Regierung unterhandelt, und ſeine Truppen, ungefähr 12,000 Mann, waren mit Waffen, Geſchütz und Gepäck in die Linie der Verbündeten, in der Nacht auf den 4. übergegangen. Andere Truppen löſten ſich auf und zerſtreuten ſich nach allen Richtungen, ſo daß Napoleon kaum 25,000 Mann übrig behielt. Dennoch konnte er mit dieſen ihm getreuen Truppen noch ſehr gefährlich werden, eine Bewegung auf Paris würde Verwirrung und Schrecken verbreitet haben; der Rückzug hinter die Loire hätte den Krieg in's Ungewiſſe verlängern, die Vereinigung mit den Truppen im Süden und mit dem Vicekönig in Italien ihn auf einen neuen und günſtigen Schauplatz führen können; die Untergenerale waren willig, und daß Napoleon ſeine noch übrige Kraft nicht verkannte, zeigt der Tagsbefehl, den er an die Truppen erließ.

Es war daher natürlich, daß man, indem man ihm die Hauptſache abſchlug, doch darauf bedacht war, ihn nicht durch Verweigerung aller günſtigen Bedingungen auf's äußerſte zu bringen. Die Vorſchläge, welche Ney

und Macdonald nach Fontainebleau zurückbrachten, ſicherten ihm und ſeiner Familie die Oberherrlichkeit der Inſel Elba, den Kaiſertitel und ſechs Millionen Franken Einkünfte, ſobald er die franzöſiſche Krone förmlich niederlegte. Nach mehreren Zögerungen faßte er ſeine Abdankung endlich in merkwürdigen Worte ab, die geſchickt ſagten, was einſt nützen, und verſchwiegen, was jetzt ſchaden konnte.

Noch einmal ſchien er in ſeiner Entſchließung zu ſchwanken, und das Glück der Waffen auf's neue verſuchen zu wollen; durch Nachrichten von ſeiner Gemahlin am 7. mit neuem Strahl der Hoffnung beſeelt, hatte er ſeinen Truppen den Befehl zum Aufbruche nach Orleans gegeben, als neue Zweifel ihn zurückhielten, und ohne weiteres Ereigniß endlich am 11. April der bekannte Vertrag von Fontainebleau zwiſchen den beiderſeitigen Bevollmächtigten zu Stande kam, worin dem Kaiſer Napoleon die Oberherrlichkeit der Inſel Elba, ſeiner Gemahlin und demnächſt ſeinem Sohne die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, dem Vicekönig von Italien ein angemeſſenes Beſitzthum außerhalb Frankreich, und überhaupt der ganzen Familie die vortheilhafteſten Bedingungen in Betreff ihres Vermögens und ihrer von Frankreich zu beziehenden Jahrgelder beſtimmt wurden. Es iſt bemerkenswerth, daß die Verpflichtung für Napoleon, ſich von der Inſel Elba nicht zu entfernen, in keinem Artikel dieſes Vertrags vorkommt.

So ſchied Napoleon aus Frankreich, ohne daß ſein großer Sturz ihm Theilnahme erregt hätte; die Gemü

ther hatten ſich ihm längſt abgewandt, ſeine Obergewalt war verhaßt. Es iſt wahr, er hatte einſt Frankreich durch ſein Erſcheinen, durch die Schlacht bei Marengo, vom Untergange gerettet, aber dieſe Wohlthat war durch ihn ſelber längſt vergeſſen gemacht; er hatte Frankreich um die Freiheit betrogen, doch ihm großen Kriegsruhm dafür gegeben, und durch Vergrößerung und Bereicherung das Anſehn und die Eitelkeit des Volkes genährt. Jetzt hatte er auch dieſe Vortheile zu Grunde gerichtet, und Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht. Der lang unterdrückte Haß, den ihm die Freiheitsfreunde ununterbrochen gehegt, der in tauſend kleinern Gegenwirkungen durch alle Schrecken einer argwöhniſchen und grauſamen Herrſchaft hindurch ſein Daſein gezeigt, brach laut und unverhohlen aus, ſobald der Druck nur nachließ, und begleitete ihn in Verwünſchungen bis zu ſeinem Einſchiffungsort. Seine Großen, der üblen Behandlung ihres Herrn überdrüſſig, waren froh, ſich durch ihr erworbenes Vermögen und Anſehn in eine andere Ordnung der Dinge hinüberzuretten. Selbſt die Truppen, mit ſcheuer Ehrfurcht dem Feldherrn ergeben und bis zuletzt auf ſeine Führung vertrauend, ſahen mehr mit Bedauern als mit Unwillen den Wechſel ſeines Glücks, und entſagten leicht ſeiner Perſon, nicht aber den tauſendfachen Erinnerungen und Gewohnheiten, die ſich an ſeine Wirkſamkeit geknüpft hatten, noch weniger den Geſinnungen und Meinungen, die, früheren Urſprungs, durch ihn größtentheils nur ungern waren geduldet worden. Die öffentliche Meinung in Frankreich ließ Bonaparte'n gänzlich fallen, und die wenigen, deren Verhältniſſe und Geſinnungen nicht ſowohl ſeiner Perſon als vielmehr

ſeiner Herrſchaft unauflöslich verbunden blieben, waren ein Gegenſtand allgemeinen Abſcheues, und zogen ſich in Verborgenheit zurück.

Die Franzoſen waren nun von dem unterdrückenden Herrſcher befreit, neue Hoffnungen für das Vaterland wurden rege, ein beſſeres Reich konnte beginnen; allein die Begebenheiten drängten zu ſchnell und mannigfaltig, um der edlern Geſinnung ſogleich freie Bahn zu laſſen. Die Herzen athmeten kaum aus der langen Beklemmung auf, als auch ſchon wieder unheilbringende Elemente die Luft erfüllten. Frankreich war längſt aus der Reihenfolge ſeiner ehemaligen Könige herausgetreten, ein Vierteljahrhundert hatte allen Zuſammenhang mit dieſen aufgehoben, und ein ganzes Menſchengeſchlecht mit ungeheuren Begebenheiten ſich in die Lücke geſtellt; es war ein ganz neuer Zuſtand, in welchem ſelbſt das Alte nur auf neuen Gründen befeſtigt werden konnte; das franzöſiſche Volk mußte, um eine dauerhafte Ordnung des Staats zu gründen, in allem würdigen Glanze ſeiner theuer erworbenen Rechte, in ſelbſtſtändigen Vertretern da ſtehen, und durch freie Entſchließung auf den erledigten Thron einen neuen Fürſten berufen, der ohne andern Anſpruch, als den Willen des Volks, eben dadurch in dieſem die einzige Rechtsquelle der Macht anerkannt hätte.

Vielfache Gründe waren vorhanden, dieſen Fürſten am liebſten in dem Hauſe Bourbon zu ſuchen, gegen welches im allgemeinen die Liebe wie der Haß in die Ferne zurückgetreten war, und das gleichwohl die Möglichkeit mancher wohlthätigen Vermittlung in ſich zu tragen ſchien. Aber bei dieſem Hauſe war es nöthiger, als bei jedem andern, daß ſeine Rückkehr auf den franzöſi-

schen Thron nie aus dem rechten Gesichtspunkt verloren, und keineswegs als eine bloße Rückkehr, sondern als eine Gelangung betrachtet würde, wenn nicht unwiederbringlich alle Früchte der fünfundzwanzigjährigen Anstrengungen und Leiden auf's neue hingeopfert, und statt eines beruhigten Zustandes nur wieder die Fortsetzung der traurigen Zerrüttung für Frankreich gewonnen sein sollte. Die Entwickelung der Denkweisen, Ansichten und Empfindungen läßt sich nicht gewaltsam stillstellen, noch weniger zurücktreiben in vorige Formen, so wenig wie der Jüngling wieder zum Kinde werden kann, gesetzt auch dieser letztere Zustand wäre der bei weitem glücklichere; könnte jenes Statt finden, so würde ja wohl eher Bonaparte'n geglückt sein, was seinen Nachfolgern viel weniger gelingen konnte. Nicht bloß die Schrecken der Volksstürme oder die Anmaßung Bonaparte's, nein, der letzte König selbst, der unglückliche Ludwig der Sechzehnte, dessen rechtmäßiges Königthum von keiner Parthei bezweifelt wurde, hatte Grundsätze aufgestellt und geheiligt, nach welchen fernerhin weder er, noch irgend einer seiner Nachfolger andere Rechte auf den Thron haben konnte, als die aus der einzigen wahrhaften Machtquelle, dem Willen des Volkes, flossen. Die gutgesinnten Vaterlandsfreunde, deren Frankreich zu jeder Zeit eine große Menge zählte, die freilich nach solchen Jahren der Knechtschaft nicht in den ersten Würden glänzten und mächtigen Aemtern vorstanden, suchten mit bekümmerten Herzen unter den vorhandenen Machtwirkenden noch Anhalt und Stütze für die heiligen Ansprüche des Volks, dessen gerechtes Verlangen, wahrhafte Bedürfnisse und eigentliche Gesin-

nung so sehr Gefahr liefen, in Getümmel roher Kräfte überhört zu werden.

Bei den glücklichen Fortschritten der Verbündeten im Jahre 1814 waren alsbald auch die alten französischen Ausgewanderten wieder aufmerksam geworden, und begannen nach und nach, so wie die Möglichkeit einer Hoffnung für ihre alte Sache zu steigen schien, von verschiedenen Seiten sich zu regen. Ihr Einfluß an den Höfen mochte übrigens nicht gering sein, aber für ihre eigne Angelegenheit war er fast erloschen; von ihnen wußte die durch Kraft und Geist bedeutend gewordene Stimme der Völker nichts; von allem, was ihnen äußeres Gewicht geben konnte, wurden sie in diesem Kriege entfernt gehalten, und die Mächte, nicht abgeneigt, mit Napoleon zu unterhandeln, und der Möglichkeit ausgesetzt, es zu müssen, waren vorsichtig genug, sich auf nichts einzulassen, was im voraus ein Ziel oder Grundsätze bestimmt hätte, welche sie erst durch die Begebenheiten finden wollten.

Drei Prinzen des Bourbonischen Hauses, eigentlich nur von England und auch von diesem noch mit Zurückhaltung begünstigt, hatten sich aufgemacht, und folgten, um günstige Gelegenheiten abzuwarten, den Hauptquartieren der siegreichen Heere nach, ohne jedoch einstweilen etwas anderes zu erlangen, als daß man sie duldete. Die Verbindungen, die sie im innern Frankreich unterhielten, waren für selbstständige Unternehmungen zu schwach, wiewohl für glückliche Umstände brauchbar genug; so ließ man sie gelten, ohne doch von ihnen sich viel zu versprechen. Es kam alles auf die großen Waffenentscheidungen an. Diese erfolgten günstig.

Die verbündeten Heere drangen immer weiter in Frankreich vor. Der Herzog von Berry befand ſich auf der Inſel Jerſey, und harrte daſelbſt des Augenblicks, wo er nach Bretagne überſetzen könnte. Der Graf von Artois verließ im Februar die Schweiz, wo er ſich ſeit kurzem aufhielt, und nahm ſeine Richtung über Pontarlier nach Veſoul; ſeine Reiſe wurde allerdings von den Erſcheinungen begleitet, aus denen man die Liebe des Volkes gewöhnlich annimmt zu erkennen. Er fand Anhänger, deren Zuruf ihm entgegenſchallte, das Schweigen der Andersgeſinnten wird bei ſolchen Gelegenheit nicht in Rechnung gebracht; aber, auf ſolche Aeußerlichkeit geſtützt, durfte auch Bonaparte ſich lange Zeit für den geliebteſten Herrſcher ausgeben; hier indeß mochte gerade der ausgebreitete Haß, den er gegen ſeine Herrſchaft erregt hatte, leicht als eine Theilnahme für die Bourboniſche erſcheinen, und es gab vielleicht nie eine günſtigere Gelegenheit, aus fremder Schuld mit leichter Mühe ein ungeheures Verdienſt davonzutragen; die Bourbons konnten dem von den Feinden und von Napoleon geängſteten Volke ein guter Ausweg aus dem entſetzlichen Kriege dünken.

Entſchiedener, als der Graf von Artois, hatte der Herzog von Angouleme, beſchützt von dem engliſchen Feldherrn, ſchon im Januar in Frankreich auftreten können, wo er in Saint-Jean-de-Luz einen Aufruf an die Franzoſen gegen Bonaparte ergehen ließ, dem aber der Herzog von Wellington noch nicht beiſtimmen durfte. Die Royaliſten im ſüdweſtlichen Frankreich, größtentheils Adliche, welche Napoleon's Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Heimath benutzt und ſich ihm unterworfen hatten,

waren nicht unthätig. Sie ſahen überall im Innern Bonaparte's Macht ſinken, und ſuchten daher eifrig die Gemüther für die alte Ordnung zu bearbeiten, knüpften Verbindungen an, entwarfen Anſchläge, ſendeten Abgeordnete an Ludwig den Achtzehnten und an die Verbündeten; ja ſie hielten ſogar Waffen bereit, um den Gang der Ereigniſſe nöthigenfalls zu unterſtützen. Sie gewannen den Maire von Bordeaux, den nachherigen Grafen Lynch. Alles dies war aber verhältnißmäßig nur immer noch ſehr wenig, und flößte dem engliſchen Feldherrn kein Vertrauen ein; ja der Herzog von Angouleme ſelbſt, an ſeiner Sache verzweifelnd, beſonders da man von den Verhandlungen der verbündeten Mächte mit Napoleon Nachricht bekam, war ſchon im Begriff, ſich wieder nach England einzuſchiffen.

Unterdeſſen gingen die kriegeriſchen Ereigniſſe weiter, der Herzog von Wellington ſetzte über den Adour, und ſchlug den Marſchall Soult am 27. Februar bei Orthes. Der Weg nach Bordeaux war nun offen, und der Marſchall Beresford wurde mit 15,000 Mann dahin abgeſchickt; ihn begleitete der Herzog von Angouleme. Bei ihrer Annäherung zogen die wenigen franzöſiſchen Truppen von Bordeaux ab. Die Royaliſten hatten aber noch ſo wenig Selbſtvertrauen, daß ſie auch jetzt noch nicht ihre Geſinnung ausbrechen ließen, und erſt am Tage des Einzugs der engliſchen Truppen und des Herzogs von Angouleme, am 12. März, dieſem entgegenzogen, da ſie denn, den Maire Lynch an ihrer Spitze, den Herzog von Angouleme als Prinzen ihres rechtmäßigen Fürſtenhauſes begrüßten, die weiße Kokarde aufſteckten, und den König hochleben ließen.

Dieſes Ereigniß von Bordeaux war im Ganzen von keiner großen Wirkung, ſo ſehr ſich auch die Royaliſten angelegen ſein ließen, es als einen Hauptſchlag zu ſchildern und zu feiern. Sie hatten Fuß gefaßt, aber nichts weiter. Die neuen Siege der Verbündeten bei Arcis-ſur-Aube, bei Fère-Champénoiſe und bei Paris, warfen freilich einen günſtigen Schimmer auf jene Regungen, die ſich an fremde Waffenkraft anlehnten. Aber ein bloßes Anlehnen blieb es auch zu Paris, wo die höchſte Entſcheidung über Frankreichs Geſchick doch nur nach dem Willen der Fremden erfolgen konnte.

Hier ſoll der Hauptſitz eines angeblich durch ganz Frankreich verbreiteten Bundes zur Wiederherſtellung des Königthums geweſen ſein, eines Bundes unter der Leitung unſichtbarer Obern. Allein die Thätigkeit ſeiner Mitglieder, wenn ſie groß war, wie man behauptete, verlor ſich in das Innere, denn nach außen hat dieſe, wie ſo viele Geſellſchaften ähnlicher Art, keinen entſchiedenen Beweis ihrer Wirkſamkeit gegeben. Einen Aufruf des Grafen von Artois vom 27. Februar aus Veſoul hatten die Royaliſten vielfach verbreitet, mancherlei Sendungen und Mittheilungen veranſtaltet, im übrigen aber, wie in Bordeaux, die Ereigniſſe abgewartet, und erſt am 31. März, als Napoleon's Machtbetraute ſich geflüchtet, ſeine Truppen abgezogen, und die Heere der Verbündeten im Einrücken begriffen waren, erhoben zu Paris eine Anzahl Mitglieder jenes Bundes auf dem Platze der Eintracht den noch ſchwachen Ruf: Es lebe der König! Die weiße Fahne, die weiße Kokarde wurden aufgeſteckt, weiße Schnupftücher wehten in den Händen, und auch manche Freiheitsfreunde ließen ihr erſtes Aufathmen aus

der Unterdrückung willig in jenen Ruf übergehen. Allein dieſe Bewegung war nichts weniger als allgemein. Die dreifarbige Kokarde behauptete ihr Recht, und ließ die weiße — nicht bloß ein Zeichen der Bourbons, ſondern auch des Friedens — höchſtens neben ſich gelten, ohne ihr zu weichen. Die Freunde der Freiheit wollten die Rechte des Volks unter jeder Regierung bewahren, und das volksthümliche Zeichen mit einem höfiſchen nicht voreilig vertauſchen.

Die allgemeine Stimmung war aus den verſchiedenartigſten Elementen gemiſcht, ſie konnte eine den Royaliſten, nach verſchiedenen Anzeigen, noch ſehr gefährliche Wendung nehmen. Eilig ſuchten dieſe daher bei den verbündeten Mächten einen Ausſpruch zu erlangen, der das ganze Anſehen derſelben und die Kraft ihrer Heere auf der Seite der Bourbons zeigte. Sie redeten zu dem Kaiſer von Rußland durch Abgeordnete; der Einfluß, den alte Verbindungen, und Begriffe in den höhern Klaſſen Europas behaupteten, ward durch alle Mittel in Wirkſamkeit geſetzt. Allein die verbündeten Herrſcher konnten ihre Beſchlüſſe nicht auf die Meinungen weniger einzelnen Menſchen, die nicht im Namen des Staates zu ſprechen befugt waren, gründen wollen, ſie bedurften öffentlicher Behörden, um die Würde der Staatsverhältniſſe auch in den Formen gebührend zu behaupten.

Als Napoleon an die Spitze der franzöſiſchen Regierung getreten war, ließ er viele Freiheitseinrichtungen anfangs noch fortdauern. Aber von Jahr zu Jahr veränderte ſich die Geſtalt der Dinge in immer größere Unterwürfigkeit unter ſeine Willkür, bis zuletzt die Verzweiflung ſeiner Niederlagen vollends die Formen zerſchlug,

welche die wachsende Macht seiner Siege schon aller Bedeutung entledigt hatte. Von den frühern Körperschaften, in welchen das Volk seine Freiheit einigermaßen vertreten glauben konnte, bestand nur noch der Senat, eine Versammlung, welche Napoleon nach Willkür zusammengesetzt, verändert, und aller selbstständigen Macht beraubt hatte, und die zuletzt, anstatt des Vertrauens der Franzosen, nur ihre Verachtung besaß. Dennoch blieb der Senat die einzige Machtbehörde, durch welche ein Wechsel der Regierung in diesem Augenblick mit dem Scheine gesetzlichen Ansehens eingeleitet werden konnte. Nicht ohne Einwirkung der fremden Herrscher wurden demnach die in Paris anwesenden Senatoren durch den Fürsten von Talleyrand, als Vice-Großwahlherrn, zu einer außerordentlichen Versammlung berufen, in welcher sofort die Absetzung Napoleon's und die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen wurde, letztere aus dem Fürsten von Talleyrand, den Grafen von Beurnonville und Jaucourt, dem Herzoge von Dalberg und dem Abte Montesquiou bestehend. Diese Wahl geschah weniger in Rücksicht auf das Vertrauen, welches das Volk zu diesen Personen haben sollte, als in Rücksicht der Verbindungen, welche die fremden Mächte mit ihnen schon hatten.

Die öffentlichen Angelegenheiten lagen also in den Händen verschiedener Gewalten, aus deren Zusammenwirken das Schicksal Frankreichs sich entscheiden mußte. Die verbündeten Herrscher hatten die Gewalt der Waffen, die jedoch für die innern Angelegenheiten der Franzosen nur als friedliche Vermittlung auftreten wollte; das Ansehen der französischen Sache wurde durch den

Senat und die provisorische Regierung vertreten, die Persönlichkeit einiger bedeutender Männer stand zwischen den Franzosen und den Fremden mitten inne, und vertrat beide wechselseitig bei einander, ohne andern Beruf, als den die Gelegenheit ihnen gab. In keiner dieser drei Machtwirkungen konnte der gesetzmäßige Ausfluß der volksthümlichen Machtquelle zu finden sein, in keiner zeigte sich eine dem wahrhaften Sinne des Volks entsprechende Richtung. Ihre ächte Wohlfahrt, ihre eigenste Stimme, ihre gerechteste Forderung sahen die Franzosen in dieser Zeit ohne beglaubigte Sachwalter in den Händen zweideutiger oder schon schuldig gewordener Behörden, die ohne unabsehbare Verwirrung doch nicht umzustoßen, und vielleicht durch die fremden Waffen gegen jeden Angriff geschützt waren! Der Senat aber zögerte nicht, entsetzte Bonaparte'n des Thrones, und erklärte die Bande der demselben geleisteten Unterthaneneide für aufgelöst.

Der Senat ging nun in seinen durch die Umstände ihm aufgedrungenen und überlassenen Verrichtungen weiter, und gab in seiner Sitzung vom 6. April eine Konstitution, in welcher er bloß im Allgemeinen die Hauptzüge der künftigen Staatsform aufstellte, und auf den solchergestalt eingeschränkten französischen Thron Ludwig Stanislaus Xavier, den Bruder des letzten Königs, berief. Die provisorische Regierung hatten den Entwurf dazu vorgelegt, und benutzte die noch von den Ereignissen übertäubte Stimmung des Senats, um die Annahme des Entwurfs in rücksichtsloser Eile zu beschleunigen.

Erklärender Vortrag, Erwägung, Verhandlung fand dabei nicht Statt; die Eile ſchien durch den äußeren Zuſtand gerechtfertigt, man hörte keine Gründe mehr an. Der Senator Grégoire, ehmaliger Biſchof von Blois, in den früheren geſetzgebenden Verſammlnngen als redlicher Vaterlandsfreund bekannt, beſtand vergebens darauf, daß der Entwurf erſt gedruckt, und an die Mitglieder vertheilt würde, um geprüft und berathen zu werden, ehe man ſeine Annahme beſchlöſſe. Der Augenblick ſchien allzudringend, jede Zögerung gefährlich, und ſo ging auf Betreiben der proviſoriſchen Regierung die von ihr vorgeſchlagene Konſtitution bei der Mehrheit der Glieder durch, und wurden von allen unterzeichnet.

Die Bekanntmachung dieſes Werks regte die Geiſter mächtig an. Zunächſt war dem Spotte die Geſchwindigkeit bloßgeſtellt, mit welcher in Frankreich ſolche Entwürfe zu Tage gefördert würden, und die nur mit der Kürze ihrer Dauer in Verhältniß ſtünde. Man zählte die frühern Konſtitutionen auf, und alle hatten zu kläglich geendet, als daß man für die neue ein beſſeres Schickſal ſollte hoffen können. Durch vieljährige Erfahrungen in ſolchen Gegenſtänden gereift und geübt, wandte ſich das Urtheil ſodann zu dem eigentlichen Gehalt, und faßte ſcharf die mannigfachen Seiten einer ſolchen Arbeit auf; enthüllte die Mängel, zeigte die Lücken derſelben, und ſchloß von dem loſen Gewebe des Ganzen ſogleich auf deſſen Unhaltbarkeit. Am heftigſten wurde die Unzufriedenheit durch den Umſtand aufgeregt, daß die Senatoren, die nicht einmal befugt geweſen zur Bildung einer Konſtitution, ſich ſogar angemaßt hatten, ihre Macht und Reichthümer zu ſichern und in ihren Familien zu

verewigen. Die Sache wurde nach zwei entgegengesetzten Richtungen getadelt, mit mehr Leidenschaften von dem einen, mit mehr Mäßigung von dem andern Theil.

Wüthend griffen die Royalisten den Rest von Freiheitsgrundsätzen an, der sich in der gegebenen Konstitution noch offenbarte; sie wollten keinerlei Abfinden und Vermittelung zwischen Altem und Neuem gestatten; rein und unbedingt sollte das Alte wieder in Frankreich einkehren. Statt dem Himmel zu danken, ihre Sache unter volksthümlichen Einschränkungen wieder einigen Bestand gewinnen zu sehen, trotzten sie mit blindem Stolz auf die längst abgeschiedenen Vorurtheile. Konstitution, Wahl, Berufung auf den Thron, und andere dergleichen Worte, galten ihnen für den Ausdruck verbrecherischer Vorstellungen. Der Thron, die Herrschaft über das französische Volk, war nach ihnen ein unveräußerliches Eigenthum der Bourbons, ihr Anspruch ewig derselbe, und die ganze Revolution nur ein aufrührerisches Interregnum. Von unserm letzten Könige, sagten sie, ist Ludwig der Achtzehnte nicht der Bruder, sondern der Oheim; denn unser letzter König war Ludwig der Siebzehnte, der, obgleich als Kind im Gefängniß gestorben, nichtsdestoweniger rechtmäßiger König von Frankreich, Erbe seines Eigenthums war, das durch die Ermordung seines Vaters auf ihn überging.

Zahlreiche Schriftsteller beeiferten sich, diese Rechte der Bourbons zu beweisen, und trugen ihre Sätze mit mehr oder weniger Geschicklichkeit vor. Im Allgemeinen war das Talent nicht auf dieser Seite. Den meisten Ruf hatte Chateaubriand, dessen schwungvolles Schönsprechen doch bald im langweiligen Einerlei ermüdete.

und den hellern Köpfen zum Geſpötte wurde. Der Inhalt ſeiner Deklamationen belief ſich der Hauptſache nach auf Folgendes: „Die mit dem Namen der Bourbons verknüpfte Wirkſamkeit iſt den Franzoſen ſo bekannt, daß ſie darüber nicht erſt belehrt zu werden brauchen; der König weckt bei ihnen ſogleich die Vorſtellungen der rechtmäßigen Macht, der Ordnung, des Friedens, der geſetzlichen und monarchiſchen Freiheit. Die Erinnerungen des alten Frankreichs, die uralten Gebräuche, die Familienſitten, die Gewohnheiten unſerer Kindheit, die Wiege, das Grab, alles knüpft ſich an dieſes heilige Wort König; es erſchreckt niemanden, im Gegentheil, es beruhigt. Der König, die Obrigkeit, der Vater: ein Franzoſe vermengt dieſe Begriffe. Er weiß nicht, was ein Kaiſer iſt; er kennt weder das Weſen, die Form noch die Begründung der mit dieſem fremden Titel verbundenen Macht. Aber er weiß, was ein Herrſcher iſt, der von Ludwig dem Heiligen und Heinrich dem Vierten abſtammt; ein Oberhaupt nämlich, deſſen väterliche Macht durch Staatsgeſetze geleitet, durch die Sitten gemäßigt, durch die Zeit wie ein edler Wein milde und vortrefflich geworden iſt. Hehlen wir es uns nicht länger, in unſern Geſetzen, Meinungen und Beſitzungen wird nicht eher Ruhe, Glück und Beſtändigkeit ſein, als bis das Haus Bourbon wieder auf den Thron gelangt ſein wird. Die Rechtſchaffenheit und die Ehre ſaßen auf dem franzöſiſchen Throne, wie auf den übrigen Thronen die Gewaltſamkeit und die Staatsliſt; das Alterthum, dankbarer, als wir, hätte nicht verfehlt, ein Königsgeſchlecht, das mit einem Helden anfängt, und nach drei und dreißig Königen, unter denen nur Ein Tyrann war,

mit einem Märtyrer aufhört, durch den Namen des Göttlichen zu bezeichnen. Unſer Boden trägt von Natur die Lilien; getränkt von dem Blute ſo vieler Schlachtopfer, die am Fuße der Richtſtätte Ludwigs und Antoinettes zur Sühne dargebracht worden, werden ſie nur deſto ſchöner wieder erblühen. Wir wollen das Königthum; aber es wäre der Gipfel der Schande und des Unſinns, ein Königthum ohne den rechtmäßigen Herrſcher zu wollen, ja daſſelbe ohne dieſen nur möglich zu glauben; das Volk, wenn es will, möge die Verfaſſung dieſes Königthums ändern, aber niemand hat das Recht, den Herrſcher zu wechſeln. Selbſt von dem grauſamſten, gewaltſamſten König, der alle Geſetze verletzt, alle Freiheit unterdrückt, muß die Krone ſtets zu ſeinen Kindern oder rechmäßigen Erben übergehen. Der Bruder unſers Königs, Ludwig der Achtzehnte, der zuerſt über uns herrſchen ſoll, iſt dieſer rechtmäßige Erbe. Unter allen Herrſchern Europas könnten wir keinen wählen, der unſerm Bedürfniß mehr entſpräche. Er beſitzt dieſe feſten Vorſtellungen, dieſe Mäßigung, dieſen geſunden Menſchenverſtand, die einem Fürſten ſo nothwendig ſind, aber er iſt zugleich ein Freund der Wiſſenſchaften, unterrichtet und wohlredend, umfaſſenden, hellen Geiſtes, entſchloſſenen und philoſophiſchen Karakters."

In anderer Weiſe ließ ſich Grégoire vernehmen, der in einer vielgeleſenen Schrift folgende Beherzigung vortrug:

„Die Konſtitution, die man eben entworfen hat, iſt von dem Volke noch nicht genehmigt, und alſo noch kein

Heiligthum, das müßte unangetaſtet bleiben. Als Bürger übe ich das Recht, das ich durch die Senatorwürde nicht verlieren kann, und trage meine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand vor. Voreilige Stimmen haben ſchon jede Konſtitution für überflüſſig erklärt, und alles auf die Rückkehr eines rechtmäßigen Herrn hingewieſen; eines Herrn! unwürdiger Ausdruck für Knechte! eines rechtmäßigen Herrn! als wenn im Staate noch Anderes rechtmäßig ſein könnte, als was aus dem Volkswillen hervorgeht; als wenn die Völker Heerden wären, die bloß zur Luſt ihrer Hüter da ſind! Zu lange ſchon haben Dummheit und Laſter die Herrſchaft über die Völker geführt; die guten Fürſten ſind die ſeltneren; die Staatsverfaſſung muß die Nachtheile der häufigern ſchlechten ausgleichen; unter jeder Regierungsform ſoll das Geſetz herrſchen, und die Freiheit der Bürger daſſelbe bilden und ſichern. Ich zwar, als Republikaner von Geiſt und Herzen, darf mir erlauben, die Monarchie nicht für die beſtmögliche Regierungsform zu halten, und die Bundesverfaſſung der Schweiz und der Vereinigten Staaten in Nordamerika für andere Länder gleichfalls anwendbar zu finden; aber ein guter Bürger ſoll eingedenk ſein, daß Solon den Athenern nicht die an ſich beſten, ſondern die für die Umſtände angemeſſenſten Geſetze gab. Um die übereilte Annahme einer Verfaſſungsurkunde zu verhüten, und den gefürchteten Nachtheilen eines Aufſchubs zu begegnen, hatte ich in vorläufigen Berathungen den Vorſchlag gemacht, zu erklären, daß Frankreich aus ſeinem alten Fürſtenhauſe ein Oberhaupt erwählen würde, dem die Konſtitution, ſobald ſie erwogen und ausgearbeitet wäre, vorgelegt werden ſollte. Aber

dieſer Vorſchlag wurde nicht berückſichtigt, man ſah die Schrecken des Bürgerkrieges drohen, die Macht der fremden Heere den Entſchluß drängen, und folgte den Antrieben des Augenblicks; die Mitglieder des Senats eilten dem vorgelegten Entwurf beizupflichten, ihn zu unterzeichnen; ich unterzeichnete mit, weil der Beſchluß der Verſammlung auch der meinige werden mußte, und mit Gehorſam, wenn auch nicht Billigung, auferlegte. Aber wie durfte in Moniteur geſagt werden, der Entwurf ſei einſtimmig angenommen worden, da dem ganzen Senate bekannt war, daß wenigſtens Ein Mitglied in Betreff mehrerer Artikel ſich entſchieden dagegen erklärt hatte?"

„Der Ausdruck Souverainetät, lange mißverſtanden und unrichtig angewandt, kann nur von dem Volke gelten; denn ein Volk kann niemanden angehören, als ſich ſelber. Die Rechtsquelle aller Macht liegt in ihm, iſt ein weſentlicher, unveräußerlicher Theil von ihm; woher könnte ſie das Eigenthum eines einzelnen Menſchen, oder einer Familie ſein? Sie kann durch Auftrag übergehen auf die Beamten des Staats, aber Auftrag ſchließt Verantwortlichkeit ein, und alle Beamte des Volks, Könige, Fürſten, Senatoren, Richter u. ſ. w. ſind daher verantwortlich und abſetzbar. Wenn, aus Rückſichten für das Gemeinwohl, der Herrſcher für unverletzlich erklärt werden muß, ſo laſtet die Verantwortlichkeit dafür ganz auf ſeinen Miniſtern, die Ausnahme ſelbſt beſtätigt die Regel, und das Volk, eben ſo unverletzlich, findet irgendwo ſeine Bürgſchaft. Warum nimmt die neue Konſtitution dieſen Grundſatz nicht auf, dieſen erſten Grundſatz aller Freiheit? Warum verſchmäht ſie hierin das

erfahrungsreiche Beispiel Englands, Spaniens, und unserer früheren Konstitutionen?"

„Die Herstellung des Königthums mußte darauf hinführen, über die Regentschaften, die Minderjährigkeit, die Erziehung des Thronerben, über die Eidesleistung desselben, zu bestimmen; warum ist alles dieses gar nicht erwähnt? Warum nicht ausgesprochen, daß der Herrscher kein Stück des Landesgebiets veräußern, dessen Eintheilung nicht abändern, sich nicht aus dem Königreich entfernen, und sich ohne Einwilligung des Volks nicht verheirathen darf? Warum ist zweifehaft gelassen, ob er unbedingt über die Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande verfügen, sie vermehren und gebrauchen, Krieg und Frieden machen kann, oder ob dazu die Bestätigung des Senats und der gesetzgebenden Gewalt nöthig ist?"

„Es ist nicht hinlänglich, daß die Steuern und Auflagen solcher Bestätigung bedürfen, und also die Mittel, ohne welche jene Dinge nicht auszuführen sind, dem Volke und seinen Vertretern vorbehalten bleiben; der Grundsatz muß dastehen, nicht ein zufälliges Hinderniß, daß die Macht nicht mißbraucht werde; zufällig ist dieses Hinderniß, weil auswärtige Hülfsgelder schon gleich darüber hinwegführen. Eben so müßte der Unterhalt des Königlichen Hauses bestimmt sein, und gleich beim Anfange einer Regierung für die ganze Dauer derselben, um alle Ränke zu deren jährlicher Vergrößerung für immer abzuschneiden."

„Der wahre Adel kann nur im persönlichen Verdienst bestehen, der Mensch ist der Sohn seiner Thaten. Das Vorurtheil wird trotz aller Gegenwehr eitlen Uebermuths sich verlieren, und einst nur noch in den

Jahrbüchern der menſchlichen Verirrungen zu finden ſein. Was ſoll der erbliche Adel, die erbliche Senatorwürde? Sollten nicht, ſtatt dem Könige allein die Ernennung zu letzterer anheimzuſtellen, alle Zweige der geſetzgebenden Macht dazu mitwirken? Dann wäre der Erwählte wirklich ein Vertreter des Volks; ſo iſt er es nur ſeiner ſelbſt, und ſeiner Familie, wie ſchon ein Anderer vor mir geſagt hat. Hundertmal, wenn von Erneuerung der geſetzgebenden Verſammlung die Rede war, habe ich die ängſtliche Vorſorge geſehen, daß nicht dieſelben Leute in den Stellen blieben, und jetzt errichtet man zweihundert erbliche Senatorſtellen! Was die Zuſammenſetzung des ganzen Körpers, der augenſcheinlich einer Erneuerung bedürfte, was die Vermögensausſtattung der Mitglieder betrifft, ſo überlaſſe ich Andern, ihre Einwendungen dawider aufzuſtellen."

„Die geſetzgebende Verſammlung, deren Benennung nicht ganz richtig mehr iſt, ſollte nicht ſo weit von der ausübenden Macht abhängen, daß ſie von dieſer aufgelöſt werden kann, und das Volk dieſelben Mitglieder nicht wieder wählen darf. Auch ſollte feſtgeſetzt ſein, daß kein Volksvertreter, die Senatoren mit inbegriffen, während ihrer Berufszeit für irgend jemand eine Anſtellung bei der Regierung erbitten oder ſonſt nachſuchen dürfe."

„Das Geſetz bedarf zu ſeiner Gültigkeit der Beſtätigung des Königs; aber kann dieſe bedingt oder unbedingt verweigert werden, und iſt dieſe Verweigerung bei wiederholter Anregung deſſelben Gegenſtandes immer auf's neue gültig? Die Konſtitution ſchweigt über die Art der Kundmachung der Geſetze. Nach den Worten von Gottes Gnaden muß hinzugeſetzt werden: und durch die

Konſtitution; dies letztere wegzulaſſen, wäre eine Beleidigung gegen das Volk."

„Wie ſo ſetzte man nicht ſogleich feſt, daß niemand verhaftet, eingekerkert und vor Gericht gezogen werden könne, als in Kraft des Geſetzes; daß binnen vier und zwanzig Stunden vom Augenblicke der Verhaftung ein Verhör Statt finden müſſe, und nur die geſetzmäßige Behörde zu richten befugt ſei? Die Habeas-Korpus-Akte der Engländer lag nahe genug. Die Unverletzlichkeit der Briefe, die des Hauſes eines jeden Bürgers, gehörten ebenfalls hieher."

„Die Preßfreiheit iſt durch die Konſtitution ausgeſprochen; das iſt gut, und entſpricht dem allgemeinen Verlangen. Aber, Senatoren, heute verkündigt ihr die Preßfreiheit, und morgen führt ihr die Cenſur ein? Ich weiß, durch welche Scheingründe man dieſe Maßregel beſchönigt, aber kein einziger beſteht die Prüfung; den Mißbrauch mag man beſtrafen, aber nie darf man ihn durch Aufhebung des Gebrauchs verhindern."

„Der letzte Artikel der Konſtitution ſagt, ſie ſolle dem Volke zur Annahme vorgelegt werden; aber nichtsdeſtoweniger ſoll der zum Thron berufene Fürſt zum Könige der Franzoſen ausgerufen werden, ſobald nur er die Konſtitution unterzeichnet und beſchworen hat? Iſt das Volk dabei nur um der Form willen genannt und aus Höflichkeit? Und wenn nun ſeine Stimme euer Werk verwürfe, wie ſie denn unläugbar das Recht dazu hat, in welcher Verlegenheit würdet ihr ſein? Ich will nicht Zweifel erheben über das, was geſchehen wird, von den Grundſätzen aber darf man nicht ablaſſen."

„Der Senat hat in ſeinem Entwurfe noch vieles

andere verſäumt, was die Gunſt der öffentlichen Meinung erwerben könnte; er beſitzt dieſelbe jetzt keineswegs; die Urſachen ſind in der Vergangenheit, wo die Mehrheit, aber nicht die Geſammtheit deſſelben, die verderblichen Unternehmungen der Obergewalt durch nachgiebige Beſchlüſſe gefördert hat; aber dies trifft nicht den Senat allein, dies trifft leider ganz Frankreich; der bürgerliche Muth ſchien verloren, während der kriegeriſche auf dem Gipfel ſtand. Ich bin weit entfernt, dem Senat alles zuzurechnen, was ihm die allgemeine Meinung zum Theil mit größtem Unrecht vorwirft; er hat in dieſen letzten Tagen entſcheidende Verdienſte um Frankreich erworben, er kann noch größere erwerben, wenn er die öffentliche Stimme hören will, In Frankreich haben die unwandelbaren Begriffe der Rechte des Volks, trotz allen Gegenſtrebungen, Wurzel gefaßt; der Gang der ſtaatsbildenden Kunſt iſt in beiden Welten beſchleunigt fortgeſchritten, und der menſchliche Geiſt in ſeiner Freiheit aufgetreten. Dies darf man nicht verkennen, wenn man das Heil der Völker berathen will, dies glaubt' ich mich befugt, mit gleicher Freimüthigkeit auszuſprechen, mit der ich früher unter ſchwierigen Verhältniſſen gegen die Schöpfung eines neuen Adels, gegen das Kaiſerthum, gegen die Anmaßungen in Betreff der römiſchen Staaten, gegen die Willkür aller Art geſprochen habe." —

Zu dieſen Bemerkungen des ſtarren Mannes, welchen ein Bergaſſe und Andere dieſer Art mit ſchwachem Talente vergebens zum Beſten der Royaliſten beſtreiten wollten, kamen heftigere Ausbrüche von andern Schriftſtellern, die ihre Angriffe unmittelbar auf die Gegner richteten.

„Was heißt denn die Rechtmäßigkeit des Herrschers? Welchen Begriff soll man mit diesem gleich anfangs so schlau hingeworfenen Worte verbinden? Heißt es, der König sei an und für sich, als Erbe Ludwigs des Siebzehnten, König von Frankreich, und sei es immer, ohne Unterbrechung, durch alle unsere Zustände hindurch, gewesen? Wenn der Wunsch eines ganzen Volkes ihn beruft, warum sein Recht, statt auf diese sichere Grundlagen, lieber auf einen zweifelhaften, bestrittenen Anspruch gründen? Dies heißt ohne Noth die Vernunft und das Herz der Franzosen beleidigen, und allen Denkweisen Gewalt anthun, um das königliche Ansehen doch nur schlecht zu begründen! Zu welchen Voraussetzungen sieht man sich genöthigt, um Ludwig aus bloß persönlichem alten Rechte, ohne die Beistimmung des Volkes, ohne die Kraft der Konstitutionen, als rechtmäßigen König anzusehen! Man muß annehmen, daß der Sohn Ludwigs des Sechzehnten im Kerker regiert habe und als König gestorben sei; daß seit dieser Zeit in Frankreich nichts Gesetzliches geschehen sei, daß das Volk nie einen andern Willen ausgesprochen habe, als den im Jahre 1791 unter Beipflichtung des Königs offenbarten Willen; daß es im Jahre VIII die Regierung der Konsuln und darauf die des Kaisers verworfen habe, obwohl Millionen von Unterschriften das Gegentheil beweisen, obwohl das Volk unausgesetzt seine Abgeordneten zu der gesetzgebenden Versammlung abgeschickt hat, obwohl alle Mächte Europens mit Bonaparte Verträge abgeschlossen, der Kaiser von Oesterreich ihn zum Eidam genommen, und viele andere Fürsten in seine Verwandtschaft getreten sind; man muß folglich sagen, daß alles unter den bisherigen

Regierungen Geſchehene null und nichtig iſt; daß die Geſetze bloß willkürliche Gewalt waren; daß alſo jede gerichtliche Entſcheidung ungültig, jedes Todesurtheil ein Mord, jede Scheidung ein doppelter Ehebruch war; daß es in Frankreich ſeit fünfzehn Jahren nur Beiſchläferinnen ſtatt Eheweiber gab, und nur Baſtarde erzeugt wurden; man muß annehmen, daß ſo viele edle und tapfre Vaterlandsvertheidiger nur elende Aufrührer und Räuber, ſo viele rechtſchaffene Obrigkeiten und Beamte nur freiwillige Diener der Ungerechtigkeit waren, und das Volk ſich in zügelloſer Wildheit ohne Staat befand; ja es kömmt an den Tag, daß die Mächte Europens die Feigheit hatten, mit einem Partheihaupte zu unterhandeln, und der Nachfolger der Cäſaren ſeine erhabene Tochter einem verheiratheten Abentheurer zur Gemahlin gegeben! Dahin gelangt man durch die Behauptung, daß Ludwig Stanislaus Xavier mit vollem Rechte Erbe des letzten Dauphins ſei."

Dergleichen Erörterungen leuchteten der Mehrheit der Franzoſen ein; die Sache ſelbſt, wie ſie in der Reihe des Geſchehenen daſtand, ſprach zu deutlich, als daß die Redensarten einer kleinen Anzahl rückkehrender Ausgewanderten die Kraft der Wirklichkeit ſchwächen konnten, ſo ſehr ſie auch im Allgemeinen die Vorſtellungen des großen Haufens der Vornehmen verwirrten. Die Redensarten der Emigrirten fanden am meiſten Eingang bei den Fremden, wo ſie es am wenigſten gefollt hätten. Die Engländer müßten ihre ganze beſtehende Ordnung umwerfen, ihren König abſetzen, und ſein ganzes Haus verbannen, wenn der Staat als Eigenthum einer Familie nur in erblicher Nachfolge rechtmäßig beherrſcht würde.

Unſern deutſchen Vorſtellungen iſt der Begriff einer auf ſolche Grundlage zurückgeführten Rechtmäßigkeit vollends fremd. In der deutſchen Nation iſt das Wahlrecht urſprünglich, in unſrer ganzen Geſchichte zeigt ſich beſtändig das Recht der Fürſten an Verfaſſung und Verträge geknüpft; die oberſte Gewalt war zuſammengeſetzt aus Kaiſer und Reich; und wie jeder deutſche Reichsgraf zum Kaiſer erwählt werden konnte, ſo konnte auch der Kaiſer von den Fürſten abgeſetzt werden; eben ſo war die rechtmäßige Gewalt jedes dieſer letztern immer nur auf geſetzliche Bedingungen gegründet. Doch iſt in den letzten Zeiten die eigentliche Kunde der allgemeinen vaterländiſchen Angelegenheiten bei den Deutſchen ſehr zurückgetreten, und nur dadurch wird es erklärlich, daß die Einflüſterungen einer franzöſiſchen Tagesmeinung, das von Talleyrand zuerſt wieder in Umlauf gebrachte Feldgeſchrei der auf göttliches Recht geſtützten ſogenannten Legitimität, auch auf deutſcher Seite ſo ſtarken Wiederhall finden konnte.

Während ſolche Streitfragen die Weiterſehenden beſchäftigten, wandten ſich viele bisher unentſchiedene Gemüther doch günſtiger zu den Bourbons, die allerdings das fürerſt nächſte Ergreifbare ſchienen, um aus den Uebeln der bürgerlichen Zerrüttung und beſonders auch aus dem Drucke fremder Kriegsheere herauszukommen. Die weiße Kokarde, als Schutz- und Verſöhnungszeichen geltend, zeigte ſich immer häufiger neben der dreifarbigen, die endlich von ihr ſogar verdrängt wurde, indem die Nationalgarde und die öffentlichen Beamten den Befehl erhielten, die weiße Kokarde aufzuſtecken, obwohl die Uniform der erſtern noch aus den Farben Roth, Blau

und Weiß fortbeſtand. Oeffentliche Erklärungen und Zuſtimmungen zu den Beſchlüſſen des Senats und der proviſoriſchen Regierung liefen von mehreren Orten ein, und jedes Beiſpiel rief neue hervor. Die Städte Dijon, Autun, Rheims, Evreux, Langres, Dünkirchen, Dieppe, ſodann Nantes, Orleans, Poitiers, ſpäter Lyon, Marſeille und Nismes erklärten ſich für den König. In manchen Landſchaften brach der Haß gegen Napoleon heftig aus, in andern wurde er durch das Mißtrauen gegen die Bourbons aufgewogen, hin und wieder auch entſtanden Unruhen. Die Feſtungen, von zahlreichen Truppen unter entſchloſſenen Anführern beſetzt, ließen große Schwierigkeiten befürchten, folgten aber leichter, als man erwartet hatte, dem allgemeinen Beiſpiel. Mainz, Metz, Lille, Straßburg pflanzten die weiße Fahne auf. General Carnot, der in Antwerpen befehligte, wollte auch diesmal, wie ſchon mehrmals, von dem, was die Geſammtheit gelten ließ, nicht abweichen, und fügte ſich der neuen Veränderung. Die Marſchälle Berthier, Jourdan, Augereau, Suchet und Soult, letzterer nicht ohne noch die Waffen unglücklich gegen Wellington verſucht zu haben, der General Grenier als Befehlshaber des noch anſehnlichen Heeres in Italien, kündigten den Truppen, an deren Spitze ſie ſtanden, das Vorgegangene an, und forderten ſie zu Treue und Gehorſam gegen die neue Regierung auf. Der Marſchall Davouſt in Hamburg mußte ſich nach einigem Zögern am Ende daſſelbe zu thun bewogen ſehen. Ganze Abtheilungen von Truppen gingen auseinander und in ihre Heimath.

Am 12. April hielt der Graf von Artois, Bruder des Königs und Statthalter des Königreichs, seinen Einzug in Paris. Schon Tags vorher hatte sich einiger Zudrang aus der Hauptstadt bei ihm eingefunden. Er sprach mit Zuversicht zu den Umstehenden, und indem er auf seine weiße Kokarde am Hute zeigte, sagte er, der Kaiser von Oesterreich habe sie ihm zugeschickt, nicht ohne Absicht sein persönliches Erscheinen mit dem äußeren Machtansehen eines solchen Einverständnisses verknüpfend. Der Prinz war ohne Gefolge und Bedeckung, bis eine Abtheilung der Pariser Nationalgarde ihn einzuholen kam. Nach den ersten Worten, die er zu dieser gesprochen, ließ er weißes Band herbeibringen, schnitt es in Stücke, band eins derselben davon in sein Knopfloch, und forderte die Grenadiere auf, seinem Beispiel zu folgen, wie auch geschah; dies war der Ursprung des Lilienordens, den alle Menschen nach Gutdünken anlegten, und der, trotz der nachherigen Bemühung, ihn zu beschränken und zu heben, der ausgebreitetste aller Orden und daher ganz ohne Werth blieb. Noch außerhalb der Barrieren kamen dem Prinzen einige Marschälle entgegen, worunter Ney und Kellermann. An den Barrieren selbst empfingen ihn die Mitglieder der provisorischen Regierung, unter welchen der Fürst von Talleyrand das Wort führte, und die städtischen Behörden. Nachdem er die Kirche besucht hatte, bezog er die Tuilerien, auf deren Dache von nun an die weiße Fahne wehte. Der Zulauf war, wie bei solchen Gelegenheiten immer, sehr groß, die Freudenbezeigung laut genug, aber keineswegs allgemein.

Die provisorische Regierung, ohne sittliche Haltung, und den Ansinnungen des Tages augenblicklich nachgebend,

übergab durch einen Beſchluß vom 14. April dem Grafen von Artois, als dem Statthalter des Königreichs, die Regierung bis zur Ankunft Ludwigs des Achtzehnten, und erklärte ſich ihrer bisherigen Amtsverrichtungen erledigt. Dieſer Beſchluß wurde dem Prinzen durch den geſammten Senat überreicht, wobei der Fürſt von Talleyrand wieder die Anrede hielt. Der Prinz erwiederte in ſeiner Antwort dem Senat, daß er von dem Konſtitutionsentwurf Kenntniß genommen, von dem Könige aber noch keine Vollmacht zu deren Annahme erhalten habe, doch kenne er die Geſinnungen und Grundſätze des Königs hinlänglich, um verſichern zu können, daß der König mit allen Hauptpunkten einverſtanden ſei.

Eine der erſten Maßregeln des Prinzen beſtand darin, daß er in alle Provinzen des Königreichs beſondere Abgeordnete mit den ausgedehnteſten Vollmachten ſandte, welche über die Handlungen der Behörden wachen, den Geiſt der Einwohner erforſchen und möglichſt bearbeiten ſollten. Es wurden hierzu beinahe nur Altadliche gewählt, von deren Händen ein ſolches Vertrauen aber ſicherer bewahrt, als geſchickt angewendet war. Bevor ſie abreiſten, richtete der Prinz einige Worte an ſie, deren Inhalt verſöhnend für die Vergangenheit klang, aber die Mißtrauiſchen keineswegs befriedigte.

Inzwiſchen war auch der Kaiſer von Oeſterreich am 15. April in Paris eingetroffen, und die verbündeten Mächte berathſchlagten nunmehr ernſtlicher über die Art und Weiſe, wie ein dauerhafter Friede zu ſchließen ſei. Am 23. April wurde von ihnen mit dem Grafen von Artois eine vorläufige Uebereinkunft abgeſchloſſen, zufolge deren alle Feindſeligkeiten eingeſtellt, und die Gränzen

Frankreichs auf den Umfang, den das Königreich vor der Revolution gehabt, beſchränkt worden. Für die ausführlichen Verhandlungen erwartete man die Ankunft Ludwigs des Achtzehnten.

Die Franzoſen ſahen mit geſpannter Neugier auf das Benehmen des Grafen von Artois und der Royaliſten, die mit ihm waren. Die Bourbons waren der Nation wirklich fremd geworden, man wußte nichts mehr von ihnen und mußte ſie erſt kennen lernen. Viele Leute fragten ganz unbefangen, wer die Herzogin von Angouleme ſei, und ſuchten ſich über die Art, wie die Glieder der Königlichen Familie zuſammenhingen, zu unterrichten. Dieſes Unbekanntſein und dieſe Fremdheit hatte für die Bourbons perſönlich wenigſtens den Vortheil, daß man, wenn nicht für ſie, doch auch nicht gegen ſie eingenommen war, und daß ſie abgeſchnitten von allem, was ſie ehemals verhaßt gemacht hatte, ihr Betragen gleichſam von vorne anfangen und einrichten konnten. Daß man nicht groſſe Geiſtesfähigkeiten von ihnen erwartete, gereichte ihnen nicht gerade zum Nachtheil, die Hauptſache war, welche politiſche Anſichten ſie mitbrachten. Dieſe wußten ſich nicht lange unentſchieden zu erhalten; der Graf von Artois, der Neuheit ſeiner Aufgabe noch ungewohnt, und des Bodens, worauf er ſtand, unſicher, verſuchte zwar anfangs in einem dem Volke günſtigen Tone zu ſprechen, und tröſtliche Hoffnungen zu wecken, allein die Klügern wollten bald gemerkt haben, daß dies mehr aus dem Gefühl der Nothwendigkeit, ſich in die Zeit zu ſchicken und nur erſt Feſtigkeit zu gewinnen, herrühre, als aus Ueberzeugung. Die Begünſtigung der Altadlichen, ihr anmaßendes Betragen, und ihre heftigeren

Aeußerungen deuteten ſchon entſchieden die Richtung an, in welche die wiedereingeſetzten Bourbons unvermeidlich einlenken würden, und ließen die traurigen Folgen, die daraus entſtehen müßten, im voraus befürchten. Die heimliche Uneinigkeit in der Königlichen Familie ſelbſt war auch ſchon in ſofern ruchtbar geworden, daß man erwartete, der König würde die Handlungen ſeines Bruders wenig gutheißen, und wenn auch nur aus Widerſpruch manches in entgegengeſetzter Art anordnen. Das ungeheure Lob, welches man dem Könige vorangehen ließ, und wodurch man den geiſtreichſten, kräftigſten und kundigſten Herrſcher, ja einen Weltweiſen und Gelehrten verkündigte, wirkte jedoch im Ganzen nicht günſtig für ihn, beſonders da ſeine eifrigſten Anhänger nach Maßgabe ſeines Näherkommens dieſes Lob nach und nach doch wieder etwas herabzuſtimmen nöthig fanden.

In England war die öffentliche Stimmung höchſt aufgeregt, und der ganze Rauſch der unerwarteten Glückserfolge hatte ſich auf den bisher ganz unbeachteten König von Frankreich geworfen, der am 20. April mit großem Gepränge ſeinen öffentlichen Einzug in London hielt. Das Volk war außer ſich und ſchwelgte im Taumel der Freude, niemand durfte in London ohne die weiße Kokarde erſcheinen. Am 23. ſchiffte Ludwig ſich zu Dover auf der Jacht Royal-Sovereign ein. Die engliſche Regierung hatte alles mit außerordentlicher Pracht und höchſtem Glanze dazu vorbereitet, der Herzog von Clarence, als Admiral, begleitete die Fahrt auf der Fregatte Jaſon. Ein ungeheures Freudengeſchrei erfüllte die

Lüfte im Augenblick der Abfahrt, das Geſchütz der Schiffe und das vom Lande wechſelte ſeine Grüße. Was das fremde Land an Freudenbezeigungen gaſtfreundlich darbot, konnte im voraus ein trauriger Erſatz für das dünken, was das eigne hierin würde fehlen laſſen.

Am 25. April landete der König in Calais, mit ihm ſtieg die Herzogin von Angouleme an's Land. Eine Menge Volkes war am Ufer verſammelt, und bewillkommte den König noch freudig genug, doch war der Abſtand von den engliſchen Begrüßungen ſchon merkbar. Auf der Reiſe zur Hauptſtadt, die er am folgenden Tage antrat, über Boulogne, Montreuil, Abbeville, Amiens und Compiegne, war der Empfang ebenfalls noch ziemlich gut, doch ſchon lauer; Neugierde und ungewiſſe Spannung über die Art, wie ſich die neuen Ankömmlinge benehmen würden, waren die vorherrſchende Stimmung des überall zuſammengeſtrömten Volkes.

Die Worte Lally-Tolendal's: „Endlich iſt der Bruder Ludwigs des Sechzehnten, der Enkel Heinrichs des Vierten und des Heiligen Ludwigs, der Erbe ihrer Rechte und ihrer Herzen, auf den Boden ſeiner Vorfahren zurück! Ludwig der Achtzehnte nähert ſich ſeiner Hauptſtadt mitten durch die Bevölkerungen der Städte und Dörfer, deren Wogen ihn umgeben; die auf jedem ſeiner Schritte ihm die Huldigungen ihrer Ehrfurcht und Liebe darbringen wollen; die in jedem ſeiner Blicke einen Strahl von Troſt und Hoffnung finden; die ihm ſchon die Sicherheit ihrer Güter, ihres Kunſtfleißes, ihrer Perſonen, ihrer Kinder, ihrer Gedanken, ihres Schlafes verdanken", dieſe Worte ſchildern im hohen Schwunge,

wie es hätte ſein können, wie es aber nur wenig geweſen iſt.

Im Schloß von Compiegne kam der König am 29. April an. Die Marſchälle von Frankreich und mehrere Generale hatten ihn eingeholt. Als er in ſein Zimmer gelangt war, redete er zuerſt die Marſchälle und Generale an: „Meine Herren", ſagte er, „ich bin glücklich, mich in Ihrer Mitte zu finden", er wiederholte mit Nachdruck: „glücklich und ſtolz." Man ſchien gerührt. „So groß", ſagte einer der dem Tage huldigenden Schriftſteller, „war ſchon die Stärke des rechtmäßigen Herrſchers, und dieſer mit dem Namen König verknüpfte Zauber! Allein kommt er aus der Verbannung zurück, von allem entblößt, ohne Gefolge, ohne Leibwache, ohne Reichthümer, nichts hatte er zu geben, kaum etwas zu verſprechen; er ſteigt aus dem Wagen, geſtützt auf die Tochter des Heiligen Ludwig; er zeigt ſich den Feldherren, die ihn nie geſehen, den Grenadieren, die kaum ſeinen Namen wiſſen; aber es iſt der König: alles fällt zu ſeinen Füßen, das Heer, die Großen, das Volk." In dieſen Worten, verglichen mit dem, was nachher geſchehen iſt, liegt ſchon ein großer Aufſchluß.

Von Compiegne zog Ludwig der Achtzehnte weiter nach dem Schloſſe von Saint-Ouen, in der Nähe von Paris, wo er die Abgeordneten der oberſten Staatsbehörden, die Marſchälle und Generale, die Miniſter und Staatsräthe vorließ. Der Groß-Zeremonienmeiſter von Frankreich, Marquis von Dreux-Brézé, führte den Senat ein, an deſſen Spitze der Fürſt von Talleyrand dem Könige eine Anrede hielt, worin er zwar noch nicht alle Ausdrücke, die auf eine freiſinnige Erwartung hindeuten

konnten, wegließ, aber im Ganzen doch unbedingt ſchon eine traurige Probe der Sprache gab, wie man dem Hofe gefällig in Zukunft würde ſprechen müſſen. Der König erwiederte nur, daß er den Ausdruck dieſer Geſinnungen günſtig aufnehme. — —

Das Königreich der Niederlande.

Brüſſel, 1817.

Sanabilibus aegrotamus malis.
Seneca.

Das Königreich der Niederlande, als neue Geburt der umgeſchwungenen Verhältniſſe Europas, bietet der politiſchen Anſicht noch nicht den feſten Boden, der, bei ältern Reichen, für das Staatsurtheil aus der Erfahrung daſteht. Die Geltung, welche die einzelnen Beſtandtheile des neuen Staates ehemals hatten, iſt in dieſem nicht wiederzuerkennen. Alles iſt hier neu, die äußere Zuſammenſetzung des Gebiets, wie der innere Geiſt des Wirkens. Der Staat, weniger aus eignen Gründen hier entſprungen, als gleichſam hiehergeſtellt durch Bedingniſſe, die außer ihm liegen, muß ſich erſt in ſich ſelber finden, und den Standpunkt, der ihm angewieſen iſt, aus ſeinem Innern befeſtigen.

Die frühere Geſchichte der Länder, aus denen das Königreich beſteht, liefert wenig Erſprießliches für die Beurtheilung der Gegenwart; ob dieſe Gegenden ſchon früher einmal zuſammengehört, ihre Bewohner nur ein

und daſſelbe Volk ausgemacht haben, das iſt jetzt gleichgültig, da die Erinnerung dieſer Einheit längſt aus dem Leben geſchwunden iſt. Wichtiger iſt der Zeitraum der Geſchichte, worin noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts der verſchiedene Karakter der einzelnen Theile der Niederlande ſich gezeigt und ausgebildet hat; hieher gehören der Aufſtand der Belgier gegen den Kaiſer Joſeph, die Partheien in Holland, die Unruhen in Lüttich, der Einfluß der franzöſiſchen Revolution, das gemeinſame Schickſal unter Napoleon's Herrſchaft. Die Hauptzüge dieſer Ereigniſſe hat aber ſchon Benjamin Conſtant in ſeiner Denkſchrift über die Niederlande angeführt.

Aus allen dieſen Wendungen und Geſtaltungen geht ein fortlaufender Zwieſpalt hervor, der Belgien und Holland in allen Stücken auffallend von einander ſcheidet. Selbſt unter der Vereinigung mit dem franzöſiſchen Reiche war dieſer Zwieſpalt nur einer größern Allgemeinheit untergeordnet, ohne darum aufzuhören. Jetzt, da beide Länder als die Hälften eines und deſſelben Reiches faſt ohne weitere Beimiſchung neben einander ſtehen, zeigt er ſich in ſeiner ganzen Kraft und Tiefe. Die frühere Abneigung iſt durch die ſtete Berührung zu wirklichem Haß geworden, der mit erbitterter Heftigkeit in allen Gelegenheiten hervorbricht. Nicht bloß Haß befeindet die beiden Völker, auch Geringſchätzung und Verachtung, die mehr noch, als jener, aufreizen und erbittern. Und wären die Gemüther auch noch zu verſöhnen, ſo iſt doch der Stand der Dinge nicht ſogleich zu verändern, und ſichtbar genug ſtehen auch alle Intereſſen der beiden Völker in vielfachem Widerſpruche. Die Verſchiedenheit der Richtungen, welche Holland und Belgien genommen,

ſetzt beide in ein ſo unglückliches Verhältniß, daß der Vortheil des einen nothwendig der Schaden des andern dünken muß.

Der Handel und die Schifffahrt der Holländer, der Landbau und die Fabriken der Belgier, die eines weitern Spielraums bedürfen, als der Gränzumfang des Staats gewähren kann, müſſen in dieſer Enge ſich nothwendig befehden. Holland, als Markt der Engländer, knüpft mit dieſen das Verhältniß, durch welches allein ihm Belgien verbunden ſein könnte, und dieſes muß fortwährend die Verbindung mit Frankreich zurückwünſchen, die ihm für ſeine Erzeugniſſe einen ſo ausgedehnten Markt eröffnet hatte. Dieſelben Waaren, welche in Holland den Handelsverkehr beleben, tödten die Fabrikthätigkeit in Belgien; jenes verlangt Freiheit des Handels, dieſes begehrt deſſen Beſchränkung; keine Anordnung, die nicht, wenn ſie hier fördert, dort hemmt; kein Geſetz, das nicht, wenn es hier Tadel erzeugt, dort Beifall findet! In allen Stimmungen, Bedürfniſſen und Forderungen das entſchiedene Gegentheil, zerarbeiten ſich beide Völker in einer Vereinigung, in welcher, ohne einen anderweitigen Erſatz, die Intereſſen des einen wie des andern nur verletzt erſcheinen.

Auf ſolchen Zwieſpalt iſt der ganze Staat mit allen ſeinen Trieben und Kräften geſtellt, in dieſen ſtürzen unausweichlich alle ſeine Verhältniſſe mit hinein. Dieſer Gegenſatz zwiſchen Holland und Belgien hat ſich in allen Lebensbeziehungen herrſchend feſtgeſetzt. Verſchiedenheit der Sprache kann in einem großen Staate ohne Nachtheil beſtehen, beſonders wenn die herrſchende Bildung der einen Sprache, z. B. in Oeſterreich der deutſchen,

eine unwillkürliche Unterordnung der andern begründet; in einem Staate von geringerem Umfange muß diese Verschiedenheit zu beständigen Reibungen Anlaß geben. Die Sprachtrennung ist in den Niederlanden so groß, daß nicht einmal die Stellvertreter der Nation ein bestimmtes Organ für ihre Verhandlungen besitzen, sondern die unwürdige, jede Ausbildung der Beredsamkeit und des Zusammenwirkens hemmende, Einrichtung gestatten müssen, daß in der Versammlung der Reichsstände bald holländisch, bald französisch geredet wird. Das Mißverstehen und die Verwirrung, die in einzelnen Fällen hieraus entspringen, sind bei weitem noch nicht so schlimm, als die stete Vergegenwärtigung des trennenden Gegensatzes auf allen Punkten, wo wesentlich Einheit walten soll.

Die Verhandlungen der Gerichtshöfe müssen ebenfalls beide Sprachen zulassen, die örtliche Verwaltung sich für eine oder die andere entscheiden, und wenn belgische Regimenter sich gegen das holländische Befehlswort empören, so bergen die holländischen Seeleute ihrerseits den Verdruß nicht, ihren auf allen Meeren berühmten Namen gegen den niederländischen zu vertauschen.

Die Verschiedenheit des Glaubens, die durch die allgemeine Denkweise der Zeit im Leben so sehr zurückgetreten, ist in den Niederlanden durch fanatische Bewegungen auf das heftigste wieder hervorgerufen worden. Die Theilnahme des Volks an der versuchten Gegenstrebung der katholischen Geistlichkeit gegen allgemeine Staatsordnungen hat zwar bei den Meisten keineswegs einen innern Glaubenseifer zum Grunde, sondern ist bloß eine Aeußerungsart des gemeinsamen Oppositionsgeistes, daher auch die französischen Zeitungsschreiber, die jeder

religiöſen Richtung fern ſind, dem Widerſtreben der Geiſtlichen als einem politiſchen heftig das Wort reden; aber gerade deßhalb gehört auch dieſer Streit, der den belgiſchen Katholiken durch neue Klüfte von dem holländiſchen Proteſtanten ſcheidet, zu den unſeligſten Erregungen einer ſchon ſtark genug vorhandenen Zwietracht, die auf dieſe Weiſe ſelbſt in die Gewiſſen eindringt.

Nach allem dieſen darf das Mißbehagen und die Unzufriedenheit, die in ſolcher Allgemeinheit und Stärke ſchwerlich wiedergefunden werden, nicht in Erſtaunen ſetzen. In ſeinen Intereſſen, in ſeiner Gewohnheit und Art zu ſein, von allen Seiten durch eine Verbindung, die kein Theil gewollt hat, geſtört, findet das Volk nirgends Ziel oder Erſatz ſeines unbehaglichen Zuſtandes. Im Herzen keiner beſtimmten Ordnung der Dinge zugethan, fühlt es ſich der gegenwärtigen nicht einmal durch Hoffnung genähert. Den mächtigen Antrieben der Zeit ohne ſichere vaterländiſche Richtung hingegeben, hat es aus den mannigfachen Veränderungen nur den roheren Freiheitsſinn, den Geiſt widerſtrebenden Trotzes und gährender Ungebundenheit davongetragen. Der gemeine Mann, beſonders in Belgien, läßt durch ſein Benehmen bald merken, wie wenig er nach Staat und Regierung fragt, deren Geſetze er nur eben befolgt, weil er ſie zu befolgen gezwungen iſt. Das ganze Netz der obrigkeitlichen Beziehungen liegt nur ſehr loſe über der bewegungsvollen, aufgereizten, in ſich entzweiten und gährenden Maſſe.

Das Wohlwollen und die Thätigkeit des Königs wird von allen Kundigen mit aufrichtiger Zuverſicht erkannt. In arbeitſamer Zurückgezogenheit iſt das landesväterliche Walten aber der Menge nicht ſo ausgeſtellt, als es der

Prunk der Herrſchererſcheinung wäre. Die Königliche Familie, nach ihrem Beſtand und Weſen, kann überhaupt nur nach und nach, durch dauernde ſtille Einflüſſe, nicht durch raſche auffallende Wirkungen, dem Volke ein Band des Vereins werden. Der Prinz von Oranien ſelbſt, an der Spitze des jüngſten Waffenruhms, den der neue Staat bei Bellealliance erworben, muß in dem militairiſchen Verhältniſſe noch manches vermiſſen, das durch die Zeit allein hervorgebracht werden kann.

Daß die in dem Grundgeſetz gegebene Verfaſſung, von der ſich ſonſt allerdings viel Gutes erwarten läßt, ſchon jetzt die Grundlage nationalen Zuſammenhanges, das Bindungsmittel der entgegengeſetzten Richtungen ſein könnte, dazu müßte ſie dem holländiſchen Republikaner nicht kühnere Erwartungen, dem belgiſchen Ariſtokraten nicht die Hoffnung auf Vorrechte getäuſcht haben. Auch ſie alſo iſt gegenwärtig, ſtatt über die Spaltung des Staates erhaben das Gemeinſame darzuſtellen, in dieſer großen Spaltung befangen, und ſogar ein neuer Kampfplatz derſelben.

Aber ſogar der Mittelpunkt, den eine Hauptſtadt für das Land und die Regierung gäbe, fehlt dem Königreiche der Niederlande. Der Hof und die Staatsbehörden wandern unbeſtimmt von dem Haag nach Brüſſel, und wieder zurück; für die Verſammlung der Reichsſtände iſt der Wechſel zwiſchen beiden Orten regelmäßig feſtgeſetzt. Dieſe Aushülfe befriedigt weder die eine noch die andere Seite; die Schwierigkeiten und Koſten nöthigen zu einer feſten Entſcheidung. Neuer, heftiger Kampf um den Vorzug, den der bleibende Sitz des Hofes und die Erwählung der Hauptſtadt für Holland oder Belgien

gewähren wird! Alle Leidenſchaft der Partheien iſt rege, um die Entſcheidung nach den vorgefaßten Wünſchen zu lenken. Die Lage des Hofes iſt in dieſer Rückſicht ſehr unangenehm, denn auf beiden Seiten ſind Gründe von großem Gewicht. Einestheils iſt Holland der geſchichtliche Kern, aus welchem der Staat und der Fürſt entſproſſen ſind; dagegen iſt die hinzugekommene Maſſe Belgiens bedeutend größer, und die geographiſche Mitte des Ganzen liegt in ihr. Anderntheils bleibt, vom Haag aus beherrſcht, das überwiegende Belgien unverſichert den Schwankungen ſeiner eignen Schwere überlaſſen, die es, bei größeren Ereigniſſen, aus den lockern Banden wohl gar entſchlüpfen machte; dagegen folgen der Regierung nach Brüſſel die zuverläſſigern und vertrautern Neigungen der Holländer nur in ſehr verringertem Maße nach. Reiz und Fülle der neuen Verhältniſſe ſprechen für Brüſſel, Gewohnheit und Zuverſicht der alten für den Haag.

Die Frage wegen der Hauptſtadt leitet auf die höhere zurück, welche Richtung überhaupt die Regierung in dieſer außerordentlichen Lage zu ergreifen habe? Der Zuſtand des ungewiſſen Schwankens muß endigen, wenn nicht ſeine Folgen eben ſo gefährlich werden ſollen, als ſein Daſein traurig iſt. Wäre eine freundliche Vereinbarung des Getrennten, eine wahrhafte Verſchmelzung des Entgegengeſetzten möglich, ſo würde dieſe durch kein Opfer zu theuer zu erkaufen ſein.

Dieſe Hoffnung findet aber nirgends eine Stütze. Feindliche Geſinnungen könnten ſich in gemeinſamen Intereſſen, widerſprechende Intereſſen in geiſtiger Uebereinſtimmung ausgleichen; aber hier, wo alles einander

entgegenstrebt, fehlt selbst der Punkt, von welchem die Vereinigung anheben müßte. Die Macht der Zeit kann die jetzigen Verwickelungen nach und nach wegschaffen, und einfachere Verhältnisse an die Stelle setzen, allein diese Gestaltung wird wenigstens unser Geschlechtalter nicht wähnen zu erleben. Die Verfassung, auf welche auch hier gerechnet werden will, wird hierin wenig fördern; sie enthält und nährt, wie oben bemerkt worden, die Spaltung schon durch die verschiedene Sprache ihrer Reichsstände; Benjamin Constant, der nur diese einzige Hoffnung für die Zukunft des Staates anführt, verhehlt nicht, wie unsicher sie ihm dünkt. Er giebt das Königreich der Niederlande den allgemeinen Schicksalen preis, die seine äußern Verbindungen treffen können. Ehe solcher Ausspruch gültig wird, sei wenigstens der Versuch gemacht, ob nicht dennoch aus seinem Innern diesem Reiche ein eigner, unabhängiger Bestand zu erringen sei?

Wir sagen aber: wenn die Verschmelzung Hollands und Belgiens als unmöglich erscheint, so bleibt nichts anders übrig, als das Gleichgewicht, in welchem man beide zu halten gewünscht, aufzuheben, und einem von beiden das Uebergewicht zu ertheilen. Ob aber Holland der Schwerkraft von Belgien, oder dieses der Schwerkraft von jenem zu folgen habe, kann in solchem Falle nicht zweifelhaft sein. Alle Gründe der Geschichte und der Natur ordnen Belgien unter Holland, nicht dieses unter Belgien.

Wie groß auch immer an Masse und wie stark an Leben, ist Belgien doch kein selbstständiges Land, nicht eigenthümlich in Sprache, Bildung und Art, sondern einer ihm ursprünglich fremden Nationalität unterthan.

Schon ſehr früh, und faſt ohne Widerſtand, in den franzöſiſchen Kreis übergegangen, hat es noch vor der politiſchen Vereinigung jede eigne Bildung für die franzöſiſche aufgegeben. Von Frankreich wieder losgeriſſen, bleibt ſein Zug doch beſtändig dorthin gerichtet, und, an Belgien angeſchloſſen, würde auch Holland dieſem Zuge folgen müſſen. Statt eines eignen Prinzips hätte der ganze Staat nur ein fremdes, über der Gränze liegendes, bei den Nachbarn. Ganz anders verhält es ſich in dieſer Rückſicht mit Holland. Schon von Alters her bildete dieſes einen freien und bisweilen ſehr mächtigen Staat, während Belgien nur ein Nebenbeſitz Spaniens, Oeſterreichs und Frankreichs blieb. Holland iſt im Beſitze eines hohen Nationalruhms, an die glänzendſten Thaten und Niederlaſſungen in allen Welttheilen geknüpft; der Kriegsruhm der Belgier iſt namenlos in fremden Armeen aufgegangen. Der Holländer redet ſeine eigne, urſprüngliche, durch alle Volksklaſſen gleiche, zu mannigfachem Gebrauch gebildete Sprache, während der Belgier eine zwar ausgearbeitete und verfeinerte, aber von ihm nicht mitgebildete, nach fremden Muſtern übernommene Sprache ſpricht, und durch eben dieſe auch hinwieder von dem untern Volke getrennt iſt. An politiſcher Fähigkeit und Kraft behauptet Holland ohnehin den unbeſtrittenen Vorzug vor Belgien; ſein ehemaliger Antheil an den großen Welthändeln hat ihm den umfaſſenden Geſichtskreis, ſeine Fülle durchgebildeter Anſtalten die praktiſche Geſchicklichkeit zurückgelaſſen, welche für die höhere Staatsführung ſo vorzugsweiſe befähigen; das Uebergewicht Hollands in dieſer Rückſicht hat ſich auch bereits durch die That gezeigt, denn wenn die Mehrzahl

der hohen Staatsämter in den Niederlanden durch Holländer beſetzt ſind, ſo iſt dies mehr die nothwendige Folge des in der Sache liegenden Verhältniſſes, als abſichtliche Veranſtaltung, und ſchwerlich hätte Belgien den Fähigkeiten und dem Geiſte eines Balck, und Anderer, ſo raſch das Gleiche an die Seite zu ſetzen. Auch das Fürſtenhaus, welches den Thron beſitzt, findet in Belgien, wenn vielleicht nicht weniger Treue, doch gewiß weniger Anhänglichkeit, als in Holland; es knüpft hier ſeit Jahrhunderten in faſt ununterbrochener Folge die Bande, die ihm dort erſt ſeit wenigen Jahrsfriſten beſtehn. Dieſer Betrachtung geſellt ſich eine andre von höchſter Wichtigkeit. Das Schickſal beſtimmt den Staaten nicht bloß friedliche Entwickelungen, es ſendet die Stürme des Krieges unter ſie, und dieſen widerſtehen zu können, nimmt es einen bedeutenden Theil der Regierungsſorge in Anſpruch. Wo ohnehin ſchon in der Gründung des Staates dieſe Rückſicht vorwaltete, da darf um ſo weniger aus den Augen geſetzt werden, was die Vertheidigung und Haltbarkeit des Landes angeht. Hier offenbart ſich nun zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen ein großer Unterſchied, der ganz zum Vortheil von jenen iſt.

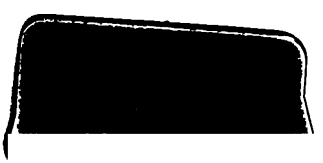
Belgien nämlich geht dem erſten feindlichen Anfalle, wenn die Nachbarhülfe ſäumt, verloren, Holland vermag dem ſtärkſten Angriff aus eignen Mitteln zu widerſtehen. Das Königreich der Niederlande kann, ohne Belgien, militairiſch, politiſch und national in Holland fortbeſtehn, während es in Belgien ohne Holland weder Vertheidigung, noch Selbſtſtändigkeit, noch Volksthum hätte. Die Staatsklugheit befiehlt, aus allen dieſen Gründen, in

dem Zwieſpalte der beiden Länder die ſtreitige Suprematie ganz an Holland zu knüpfen, und den ganzen Staat in dieſem Geiſte zu behandeln.

Wer dieſe Maßregel zu hart findet, der bedenkt nicht, daß entweder dieſe oder die entgegengeſetzte ausgeführt werden muß, daß es in dieſer Lage kein Drittes giebt, und daß die Begründung oder Auflöſung des Staates davon abhängt. Wer an der Möglichkeit zweifelt, daß Belgien in Geiſt, Sprache und Art ſo verwandelt werden könne, daß es nicht mehr franzöſiſch, ſondern ein mit Holland übereinſtimmender Theil des niederländiſchen Staates ſei, den mögen die jetzt ächtdeutſchen Nachkommen der ſlaviſchen Vorfahren in Mecklenburg, Pommern, Sachſen, von dem Gegentheil überzeugen. Im Grunde widerfährt den Belgiern damit keine Unbilligkeit, ſie bringen nichts Eigenes zum Vergleich, und werden durch dieſen nur auf das zurückgeführt, was auch ihnen einſt eigen war. Auch iſt die Härte, die gegen ſie ausgeübt werden ſoll, größtentheils viel geringer, als die, welche im entgegengeſetzten Falle die Holländer träfe. Das Landvolk in Belgien ſpricht eine dem Holländiſchen nahverwandte Mundart, und das Franzöſiſche nur nebenbei zum Verkehr mit Stadtbewohnern und Fremden. Handel und Schifffahrt laſſen neue Theilnehmer leichter zu, als Landbau und Fabriken, und der Kreis der Thätigkeit, der ſich dem Belgier in der holländiſchen Richtung öffnet, iſt bei weitem größer, als der belgiſche für den Holländer werden könnte.

Nur auf dieſe Art erreicht der Staat ſeine wahre innere Stärke, von der ſein Einfluß und ſeine Bedeutung abhängig ſind. Nimmt er ſeine wahre Richtung,

und wendet ſich ganz auf die Seite der Deutſchen, deren Völkerbunde die geſammten Niederlande weſentlich angehörten, ſo werden aus dieſer Verbindung die unermeſſenen Vortheile nicht fehlen, die namentlich für Belgien ein neues Leben verſprechen, demjenigen ähnlich, deſſen es in einer ſchon vergeſſenen Periode des Reichthums und Glanzes theilhaft war.

Ob das Königreich vorzugsweiſe belgiſch oder holländiſch, franzöſiſch oder deutſch ſein, zerfallen oder beſtehn ſoll, iſt alles ein und dieſelbe Frage, für die es nur ein und dieſelbe Antwort giebt. Wie die Regierung ihre Wahl treffen, ob raſch oder langſam, ob ſtill oder laut, gleich im Allgemeinen oder nach und nach im Einzelnen handeln ſoll, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen. Nur die eine Bemerkung finde hier zum Schluſſe Platz, daß, je ſichrer der deutſche Grundſatz feſtgehalten, je bewußter in Ausführung gebracht würde, deſto angemeſſener die Regierung ihren Sitz vorläufig in Brüſſel aufſchlagen dürfte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.